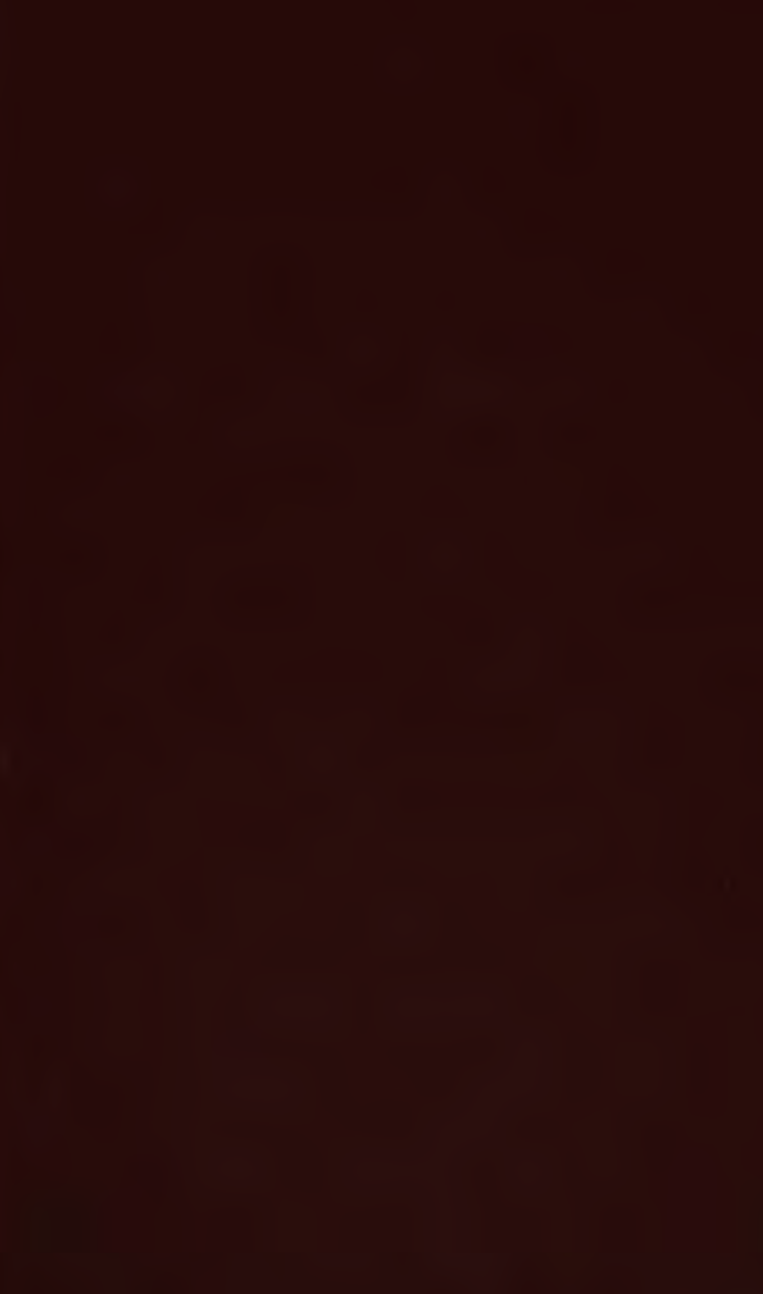
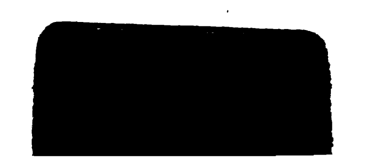
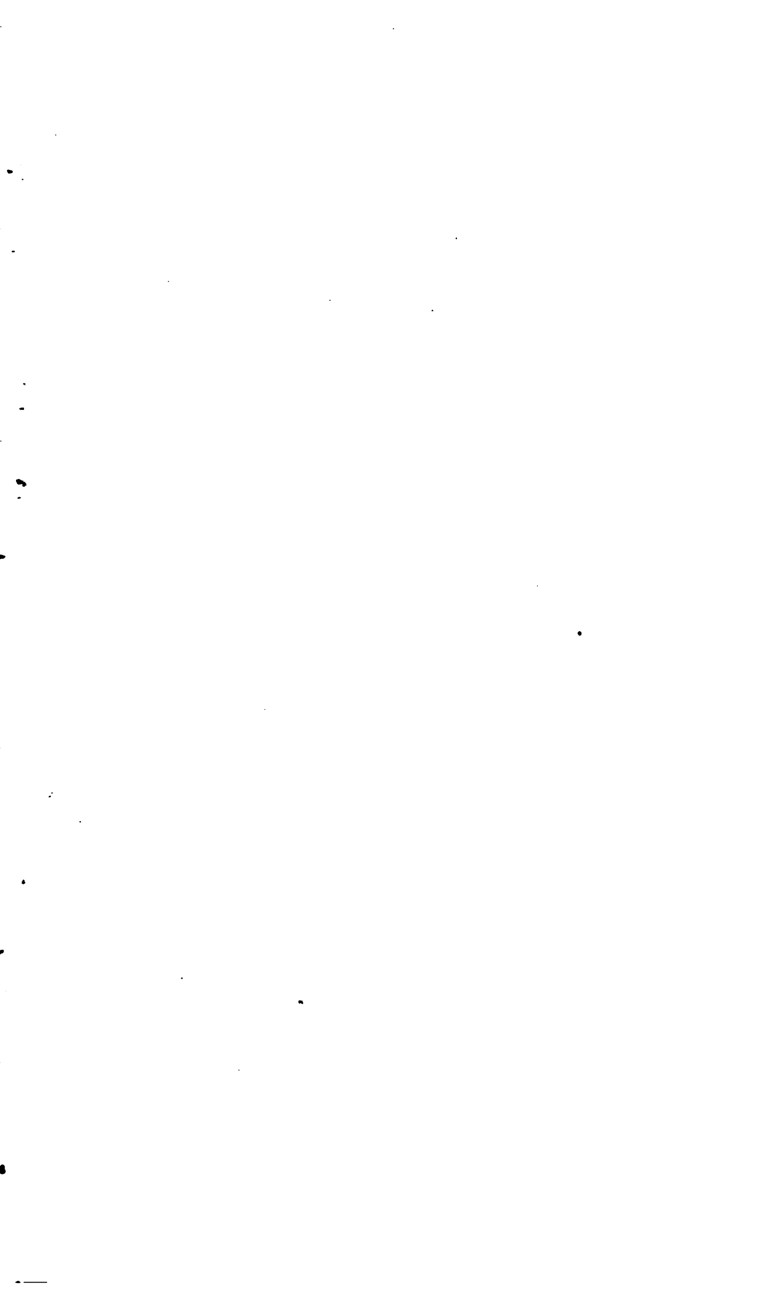
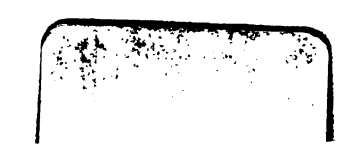
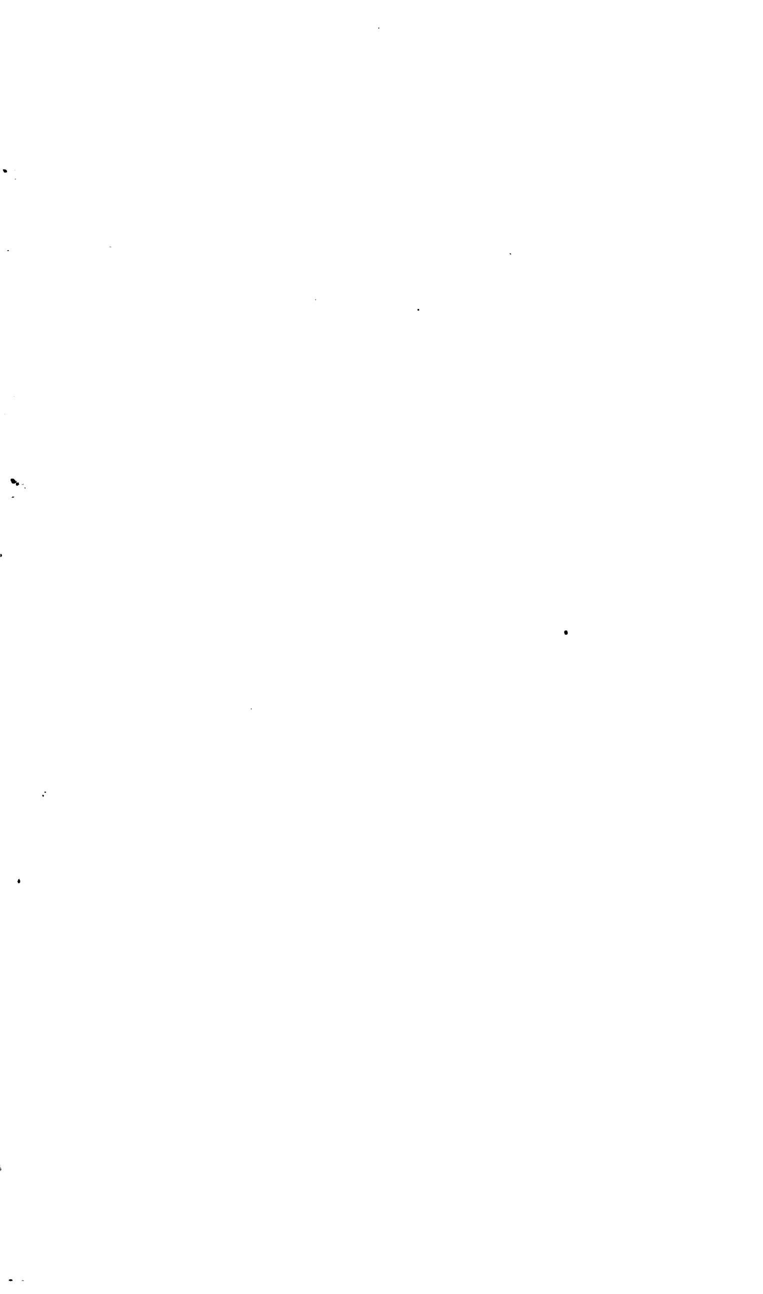




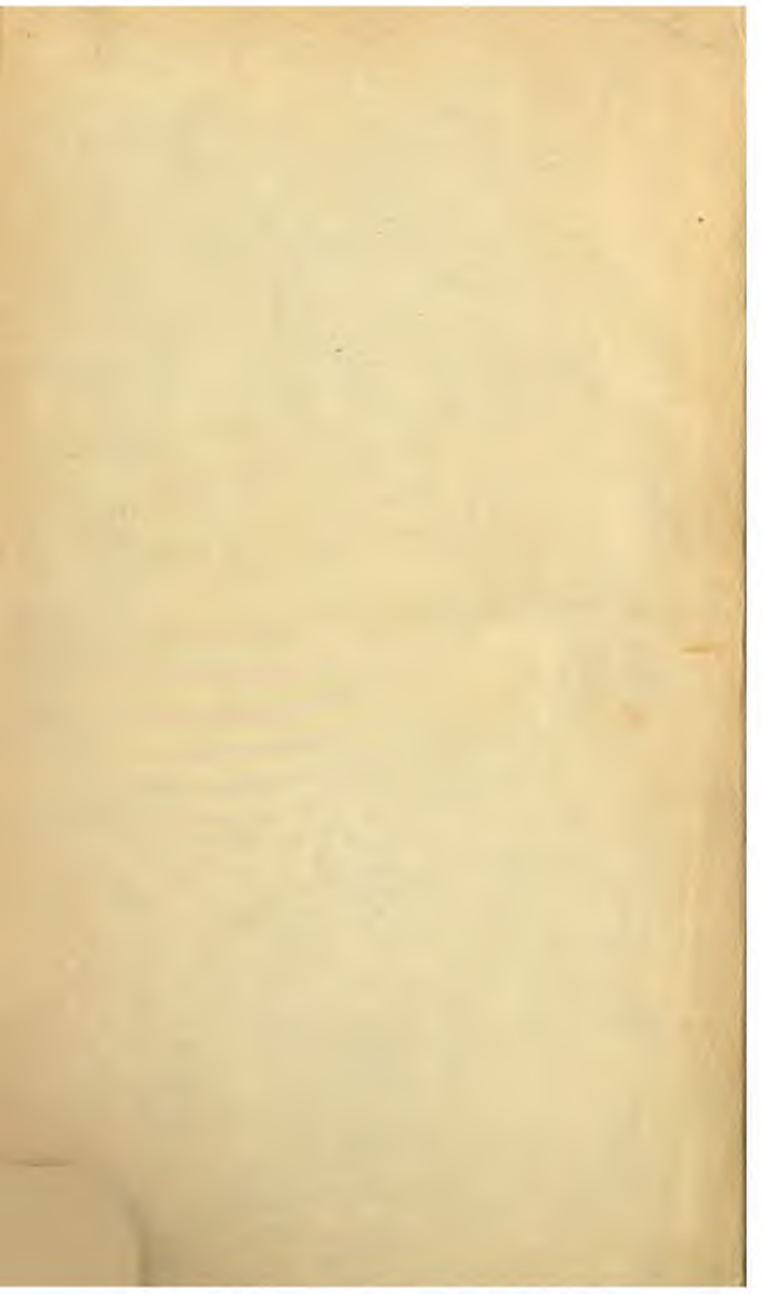












Gräfin Chateaubriant.

Roman

von

Heinrich Laube.



Gräfin Chateaubriant.

Erster Band.



Gräfin Chateaubriant.

Erster Band.



Gräfin Chateaubriant.



Roman

von

Heinrich Laube.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag und Druck von B. G. Teubner
1843.

Gräfin Chateaubriant.



Roman

von

Heinrich Laube.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag und Druck von B. G. Teubner
1843.

I.

I. 1



1.

„Ihr seid doch die wunderlichsten Leute, Ihr Gelehrten! Quält Euch Tag und Nacht um Dinge, die unerreichbar sind, bildet Euch ein, durch künstliche Formeln ausrechnen zu können, was den Menschen versagt ist, und verliert darüber den sonnigen Tag und die warme Nacht, kurz Alles, was der gesunde Mensch haben und genießen kann!“

— Woher wißt Ihr denn, daß es den Menschen versagt ist, über die Erde hinaus zu sehen und zu reichen? —

„Woher ich es weiß? Aus mir selber weiß ich's! Bin ich denn etwa verwahrlos't von der Natur, bin ich schwächer ausgerüstet als Ihr? das hat noch Niemand behauptet, Herr Kanzellar, und ganz Frankreich würde den auslachen, welcher Dergleichen von mir behaupten wollte“ —

— Von Euch, dem begabtesten, gewandtesten und glücklichsten Manne des Königreichs, der Admiral werden konnte, ohne den Seedienst zu verstehn —

„Spottet! Ich habe unter vier Augen nichts dagegen, daß Ihr meine Admiralfähigkeit in Zweifel zieht. Könnt' Ihr aber auch meine Verstandesfähigkeit in Zweifel ziehn?“

— Wie käme mir solche Verblendung, ja solche Beleidigung gegen König Franz, der Euch auszeichnet! —

„Nun, Budé, ich wäre also der Mann, über Dinge, welche die Möglichkeit des Menschengeistes betreffen, eine Stimme zu haben, nicht wahr? Und ich versichre Euch, ich habe niemals, wie sehr ich all' meine Kräfte anstrengte, jenseits dieses Lebens etwas Anderes sehen können als undurchdringliche Finsterniß! Unterbrecht mich nicht! Ich habe all' Eure Formeln und Argumente und Schlüsse vor Augen, ich habe sie alle zur Hand, Ihr habt oft genug in langen Winterabenden den König und uns damit regalirt, ich handhabe sie, stelle und ordne sie trotz einer Weberfrau, die hundert Fäden ordnend durch einander wirrt, ich erweise und beweise Euch Eure Resultate und noch andre so

augenscheinlich wie das fertige Gewebe die Weberkunst erweis't, und — sags Euch immer wieder: es wird nichts damit gewonnen, was nur eine Handbreit über die Erde hinaus reichte, und was ein einfacher Verstand nicht ohne Eure Formeln wissen kann, 's ist müssiger Plunder!"

— Warum reitet Ihr Eure Pferde zu? Werden Sie nicht vollkommner dadurch, auch wenn sie Pferde bleiben nach wie vor? —

„Horch! Klang das nicht wie Jagdgetöse?"

Er hielt sein Pferd an, und horchte nach der linken Seite hinüber. Das Roß, von feuriger andalusischer Race schüttelte den Zaum und hieb mit dem Fuße an eine Baumwurzel, so daß es ihn störte und ungeduldig machte. Das Thier des andern Reiters dagegen, einem Maulthiere ähnlich, verhielt sich still und geduldig. So verschieden wie die Thiere, erschienen auch die Reiter: der Unphilosophische auf dem Andalusier war ein hochgewachsener sehr schöner Mann mit kurzgeschorenem braunem Haar und vollem Kinnbarte, wie ihn damals die französischen Edelleute nach dem Vorbilde ihres Königs zu tragen pflegten. Sein Anzug, obwohl

bestäubt und befleckt von der Reise zu Roß war von edlen farbigen Stoffen, und bildete einen hellen Kontrast zu dem braunschwarzen Tuchgewande und dem über der Kroupe des Maulthiers hängenden grob härenen braunschwarzen Mantel des andern Reiters, welcher in seinem gelbbleichen Antlitze einem bärtigen Kleriker glich.

Sie waren seit mehreren Stunden in einem alten Buchenwalde daher geritten, wie er heutiges Tags in Frankreich zu einer Seltenheit gehört, und wie er selbst in der noch am reichlichsten damit versehenen Normandie von solcher Ausdehnung nicht mehr anzutreffen ist. Auch gab es damals noch wenig große Heerstraßen, am Wenigsten in einer einsam abliegenden Küstenprovinz, und zu einer solchen, zur Bretagne nämlich, gehörte dieser Wald. Auf Rasenwegen, welche zuweilen unkenntlich im bemoosten Boden der alten Buchenstämme verschwanden, einher reitend schienen sie sich nur nach dem Stande der Sonne zu richten. Diese bewies sich ihnen denn auch gefällig, und schien hell und klar, nach des älteren Herrn Versicherung ein seltnes Glück in der nebligen Bretagne,

wo man wie in England die Sonne meist nur verschleiert erblicke. Sie neigte sich in diesem Augenblicke gegen Abend, im Rücken der Reiter, und schimmerte in rothgelber Pracht durch die Buchenkronen einen unabsehbaren Waldesabhang hinab. Die Vögel zwitscherten noch einzeln, denn es war nicht nur spät am Tage, sondern auch spät im Sommer, und minutenlang herrschte jene Waldesstille, welche in leisem Flüstern und Säuseln dem Horchenden so Viel und so Ungewöhnliches zu verrathen scheint.

Ich habe nichts gehört! unterbrach endlich der dunkle ältere Reiter die Pause.

„Aber ich!" entgegnete der Andere, ein Wenig ärgerlich über die Störung. „Ihr seid das Bücherleben und nicht das Waldleben gewohnt, Ihr hört sie nicht die fernen, vereinzelten Laute, welche dem Kundigen eine fernab liegende Scene mit einem einzigen Hauche schildern."

— Es geht mir wie Euch mit dem Gedankenleben, und Ihr antwortet hiermit auf Euren vorigen Angriff gegen die Macht der denkenden Forschung. Die

bestäubt und befleckt von der Reise zu Roß war von edlen farbigen Stoffen, und bildete einen hellen Kontrast zu dem braunschwarzen Tuchgewande und dem über der Kroupe des Maulthiers hängenden grob härenen braunschwarzen Mantel des andern Reiters, welcher in seinem gelbbleichen Antlitze einem bärtigen Kleriker glich.

Sie waren seit mehreren Stunden in einem alten Buchenwalde daher geritten, wie er heutiges Tags in Frankreich zu einer Seltenheit gehört, und wie er selbst in der noch am reichlichsten damit versehenen Normandie von solcher Ausdehnung nicht mehr anzutreffen ist. Auch gab es damals noch wenig große Heerstraßen, am Wenigsten in einer einsam abliegenden Küstenprovinz, und zu einer solchen, zur Bretagne nämlich, gehörte dieser Wald. Auf Rasenwegen, welche zuweilen unkenntlich im bemoosten Boden der alten Buchenstämme verschwanden, einher reitend schienen sie sich nur nach dem Stande der Sonne zu richten. Diese bewies sich ihnen denn auch gefällig, und schien hell und klar, nach des älteren Herrn Versicherung ein seltnes Glück in der nebligen Bretagne,

wo man wie in England die Sonne meist nur verschleiert erblicke. Sie neigte sich in diesem Augenblicke gegen Abend, im Rücken der Reiter, und schimmerte in rothgelber Pracht durch die Buchenkronen einen unabsehbaren Waldesabhang hinab. Die Vögel zwitscherten noch einzeln, denn es war nicht nur spät am Tage, sondern auch spät im Sommer, und minutenlang herrschte jene Waldesstille, welche in leisem Flüstern und Säuseln dem Horchenden so Viel und so Ungewöhnliches zu verrathen scheint.

Ich habe nichts gehört! unterbrach endlich der dunkle ältere Reiter die Pause.

„Aber ich!“ entgegnete der Andere, ein Wenig ärgerlich über die Störung. „Ihr seid das Bücherleben und nicht das Waldleben gewohnt, Ihr hört sie nicht die fernen, vereinzelten Laute, welche dem Kundigen eine fernab liegende Scene mit einem einzigen Hauche schildern.“

— Es geht mir wie Euch mit dem Gedankenleben, und Ihr antwortet hiermit auf Euren vorigen Angriff gegen die Macht der denkenden Forschung. Die

Denker erfahren auch mehr als Leute, die nicht im Denken geübt sind. —

„Meinethalben! Nur bringt uns damit nicht neue Verwirrung in's Land; wir haben bereits genug damit zu thun, den widerspenstigen Adel zu regieren, bringt uns nicht auch die Priester auf den Hals, und macht uns nicht gar die einfältigen Bürgers- und Landleute kopfscheu. Dies Element wollen wir den grübelnden, kopfhängerischen Deutschen von Herzen gönnen; je mehr sie sich darüber die Haare zerzausen, und dem unreifen Spanier, ihrem blassen Kaiser zu schaffen machen, desto lieber soll's uns sein. Finden oder erfinden Sie was Apartes, so wollen wir's uns ansehn, wenn's fertig ist; es wird uns zurecht kommen, wenn's was Gutes ist, was ein sächsischer Mönch ausbrütet."

— Es ist aber nicht zu kaufen, wie auf dem Jahrmarkte, Jeder, der's haben will muß es in sich erleben und durchleben. —

„Nehmt Euch in Acht, Kanzellar, den König zu solchen Dingen zu verleiten! Er hört auf Euch und hört Euch gern, und ist Euch leiblich zu Willen für ein Wagstück, denn das Wagen lockt ihn. Aber

geht es so in's Weite und Unabsehbare, verschleppt sich das Ende, dann wehe Euch, wenn Ihr nicht auf die bitterlichste und gelegentlich furchtbar dreingreifende Ungeduld des Königs gefaßt seid."

— Habt keine Sorge, Admiral, wir sind nicht ungestüm, und wenn man geneigt ist, zu prüfen und zu wägen, so ist man deshalb noch nicht geneigt, in's Werk zu setzen. Zwischen Wissen und Thun liegen tiefe Klüfte, welche nur das Genie rücksichtslos überfliegt —

„Und seid Ihr kein Genie?"

Der Kanzler machte eine halb verneinende Bewegung mit dem Haupte. Sie waren unterdeß langsamen Schrittes weiter geritten, und die Sorge um Weg und Obdach verdrängte allmählig ein solches Gespräch. Sie kamen von der Küste, und wollten nach der Loire hinab. Ihre Diener hatten sich von ihnen verirrt, und Diener wie Herrn waren in der damals noch sehr unwegsamen Bretagne der wenigen Wege nicht kundig. Wenn nicht in Nantes, doch in Tours oder Blois hofften sie den König zu finden.

„Das ist eine Jagd, so wahr ich lebe!" rief der

jüngere Reiter, indem er von Neuem sein Pferd anhielt, „ich höre den keifenden Laut eines Hundes, und es ist nicht der gewöhnliche Bracken-Laut, der hinter dem Hirsche herjohlt, es ist ein andrer, stärkerer, als ob Saupacker Angesichts eines Ebers jagten!"

Der Abhang, an welchem sie hinritten, wendete sich plötzlich in einen scharfen Winkel, und sie sahen etwa tausend Schritte abwärts zwischen den hohen Bäumen einen Wasserspiegel schimmern. Nur einzelne Sonnenstreifen drängten sich durch die dichtbelaubten Buchen hinab auf die schwarze Wasserfläche, und diese gewann dadurch einen geheimnißvollen Reiz.

Die alten Celten, sagte der Kanzellar, welche sich am Längsten und Mächtigsten hier in der melancholischen Bretagne gehalten haben, begruben ihre Götter in solchen Waldseen, wenn die profane Macht der Eindringlinge überdrängte, wahrscheinlich schlummert auch da unten eine gestürzte Gottheit —

„Sie regt sich, sie erhebt sich, horcht!" —

Wirklich wurde die Waldesstille durch ein plötzliches Plätschern des Wassers unterbrochen, und zwar

ward das Plätschern immer heftiger und stärker, und kam wie vom Sturmwinde getrieben den Reitern immer näher; die Pferde stutzten und spitzten die Ohren, der Kanzler schlug ein Kreuz vor seiner Brust, und der andre Reiter sah gespannten Auges nach dem halb verdeckten, in Grün und rothes Gold verhüllten Wasser hinab. Das Geräusch im Wasser hörte an einer Stelle des Ufers auf, die undurchblickbar mit jungem Gebüsch verwachsen war, und verwandelte sich in ein Trampeln und Knicken und Knacken, als ob ein Reiterregiment im Anzuge sei. Der jüngere Reiter zog sein Schwert, eine freudige Spannung lag auf seinem Antlitze, er schien errathen zu haben, was sich nahe — es war ein Trupp hochgeweihter Hirsche, welche den Abhang herauf gerade auf die Reiter zu trollten, alte, schwere Hirsche mit dunklen, starkbemähnten Hälsen und bemoosten Kronengeweihn. Er hielt das Schwert ihnen dergestalt entgegen, daß die Sonne darauf fiel, und ein Strahl aufblitzte mit überraschendem Schimmer. Die Hirsche stutzten, und betrachteten die regungslos harrenden Reiter. Hoi ho! rief auf einmal der jüngere Reiter und schwenkte die

blitzende Waffe, und als ob eine Windsbraut unter sie gefahren wäre, prallten die Hirsche auseinander, und jagten links und rechts an den Reitern vorüber, sie solcherweise einen Augenblick einhüllend wie in ein Schlachtgetümmel. Diesem Schrecken widerstand das Maulthier des Kanzlers nicht, es machte einen unvermutheten Seitensprung, entledigte sich damit des Reiters, der auf Moos und Wurzeln unsanft niederflog, und jagte von dannen. Der jüngere Reiter aber wurde dessen kaum inne, da der Laut von Hunden deutlich näher gekommen, neuer Lärm im Wasser entstanden, und ein mächtiger Keiler aus dem See hervorgebrochen war in derselben Richtung, welche die Hirsche eingeschlagen hatten, gerade auf den Kanzler los, welcher am Boden lag. Rasch war der Reiter von dem unruhigen Pferde herab und dem heranschnaubenden Thiere einige Schritte entgegen gesprungen, hatte das rechte Knie auf dem moosigen Boden, und sein Schwert, schief nach vorwärts geneigt, auf dies rechte Knie gestemmt, um solchergestalt das wilde Thier sich aufspießen zu lassen. Wie schnell dies auch geschah, noch schneller war all' diese Anstalt der Ver-

theidigung über den Haufen geworfen. Die Waffe war zum sichern Aufspießen zu lang gewesen, war abgeglitten von der harzigen Brust des ungestümen Thieres, und statt sich tödtlich aufzurennen hatte der Keiler unsern Reiter um und um gerannt. Der Moment war bedrohlich genug: das Thier, aus mehreren Wunden blutend, und in jener vollen Wuth, welche diesen Thieren, sobald sie schmerzlich verwundet sind, eigen ist, schien einen Augenblick zu stutzen und zu wählen, ob es den seitwärts geschleuderten jüngern oder dem vor ihm liegenden älteren Herrn seine Hauzähne einbohren solle. Der Jüngere zog es auf sich: er hatte sich schnell wieder aufgerichtet, und obwohl er sein Schwert eingebüßt, so schrie er doch den übermüthigen Jagdruf ihm entgegen „hier Sau! hier Sau!" Der Keiler stürzte sogleich auf ihn ein, der gewandte Mann aber sprang zur Seite, und das leidenschaftliche Thier schoß vorüber. Der Umkehr sicher wollte er diesen Augenblick benutzen, das niedergeworfene Schwert aufzuheben; aber das Herumsuchen mit den Augen, wie eifrig es auch geschah, das Sehen und Greifen nach der Waffe dauerte doch

länger, als der Eber zum Umkehren und Wiederangriff Zeit gebraucht hatte, und die von Neuem ausweichende Bewegung des gewandten Mannes gelang nicht zum zweiten Male, er stürzte auf den Rücken, die unglücklichste Art des Falls, welche ihm begegnen konnte, und das grimmige Thier trat sogleich auf ihn und schlug ihn mit jenen entsetzlichen Zähnen, welche der Jäger Gewehr und Waffen nennt, und welche überaus gefährlich verwunden. Obwohl dies Alles im Laufe einer halben Minute vorgegangen war, so hatte diese kurze Zeit doch hingereicht, die verfolgenden Hunde heran zu lassen, und zwei große Saupacker von schmutzig gelber Farbe stürzten sich plötzlich mit voller Wucht und von beiden Seiten auf den Kopf des Ebers, ihre scharfen Fänge an den Gehören des Thieres tief einschlagend. Der Eber stieß einen grunzenden Ton aus, der furchtbar klang, da er Schmerz und Wuth zugleich bezeichnete. Der Schmerz schien so groß zu sein, und die Hunde schienen so fest zu halten, daß das Schwein mit erhobenem Kopfe bewegungslos stehen blieb, nur mitunter klappte es ohnmächtigen Grimmes Ober- und Unterkiefer auf

einander, gleichsam ein Zeichen, daß der Grimm in ihm noch Herr werden könne über den Schmerz. Neue Hunde kamen an, und griffen es fest an den Hinterläufen, so daß es nach dem Jagdausdruck vollkommen gedeckt war, ein Krieger, der in voller Kraft und Waffenrüstung ohnmächtig erschien.

Der jüngere Reiter arbeitete sich nun hervor, und stand bald, wenn auch übel zugerichtet, auf den Beinen. Sein Wams war zerschlitzt, sein Angesicht mit Koth und Blut besprengt, sein Muth aber schien ungebrochen, denn nachdem er sich mit einem Ausdrucke von Genugthuung das gefesselte Thier betrachtet hatte, raffte er das Schwert wieder auf, und schickte sich an, es dem Eber durch Lunge und Herz zu stoßen.

Haltet ein! rief der Kanzler, hört und seht Ihr nicht, Admiral, daß der Jagdherr gerades Weges daher kommt! Wir bedürfen seiner Gunst, denn wir sind beide verwundet, und unsre Thiere sind entflohn; wollt Ihr ihn muthwillig auf's Aeußerste erzürnen, daß Ihr das mühsam erjagte Thier vor seinen Augen tödtet?—

„Das will ich, Kanzellar! Ich habe die Noth der

Eberjagd empfunden, nun sei auch die Freude mein, solchem Hauptschweine den Fang zu geben. Dem Trotze eines bretonischen Lehnsherrn ist solcher Aerger heilsam, und der König soll darüber lachen!"

Unter diesen Worten war die reitende Jagd bis auf hundert Schritte heran gekommen, die Hüfthörner bliesen das jubelnde Signal, welches den Anblick des gefangenen Jagdthiers verkündet, und der Jagdherr sprengte voraus, um sein Vorrecht eigenhändig auszuüben. Er sah zu äußerstem Erstaunen, daß ihm ein Fremder vorgriff, und daß der gewaltige Eber zusammenbrach unter dem wohlgeführten Fangstoße desselben.

Verwegener Mensch, was thust Du? rief er entrüstet. Hundejungen, von den Pferden herunter, entreißt ihm das Schwert und gebt ihm die Peitsche!

Der Admiral war im Nu von einer Schaar Jagdburschen umringt, und hatte Eile, sich den Rücken an einer Buche zu decken, und die zudringlichen Buben sich mit dem Schwerte vom Leibe zu halten.

„Seid Ihr so unbekannt mit der Welt" rief er, die Waffe wie ein fliegendes Rad schwingend, dem

Jagdherrn entgegen, „daß Ihr mir nicht ansehn könnt, ich sei kein Hintersasse, sondern ein Edelmann?“

Und wenn Ihr der König seid, Ihr sollt mir nicht in's Jagdrecht eingreifen, bevor ich's gestattet!

„Der König soll Euch empfindliche Antwort geben auf diese unziemliche Aeußerung!“

Der König muß wissen, und wenn er's nicht weiß, so soll er's lernen, daß diese Aeußerung nicht unziemlich ist im Munde eines bretonischen Seigneur, der auf seinem Grund und Boden steht, und der alleiniger Herr ist auf seinem Grund und Boden. Jungens, thut Eure Schuldigkeit und entreißt ihm das Schwert!

Die Zahl der Jagdleute, welche herbeigekommen und von den Pferden gestiegen war, hatte sich unterdeß so vermehrt, daß der Jagdfrevler von den Seiten bedrängt, an den Armen gefaßt und entwaffnet werden konnte. Es mischten sich auch die Hunde darein und es entstand ein Gewirr und Gelärm betäubender Art, in welchem der dreiste Fremde nicht eben zart behandelt wurde. Während dem war eine Dame auf munterem Zelter neben dem Jagdherrn angekommen,

und hatte neugierig und besorgt sich erkundigt, was dieser Auftritt zu bedeuten habe, und wer dieser von den Jagdleuten umher gestoßene Fremdling sei.

Ein Valois-Affe scheint's zu sein, sagte der Gebieter, und wandte kein Auge von dem bedrängten Admiral. Es schien, als ob sein blasses, verlebtes Gesicht von einer besondern Genugthuung belebt werde, und als ob ihm die Gegenwart der jungen schönen Dame diese Genugthuung noch erhöhe. Er hörte nicht darauf, als sie ihn dringend bat, dem Auftritte ein Ende zu machen, ja es lag eine gewisse rohe Lüsternheit in dem Ausdrucke der schwarzen Augen, die er einen Augenblick auf sie richtete, indem seine schmalen Lippen langsam die Worte betonten: Das ist dem Schranzen heilsam, und ich kann ihm die Lection nicht angedeihen lassen, sobald ich seinen Namen gehört habe —

Dies geschah denn auch so eben: Wie es schien mit großem Schmerze hatte sich der Kanzler aufgerichtet, und er schrie aus Leibeskräften über das Getümmel hinweg: Im Namen des Königs von Frankreich, Friede!

Mehr neugierig als gehorsam hielten die Jagdleute inne, und gaben ihm Raum, allgemein verständlich fortzufahren: Admiral Bonnivet ist's, ein naher Diener und Freund des Königs, den ein bretonischer Edelmann dahier unedel behandeln läßt!

Hierauf machte der Jagdherr eine leichte Handbewegung gegen seine Leute, und wandte das schwarzbärtige Gesicht halb verächtlichen Ausdrucks nach dem Kanzler: Wer seid Ihr selbst, der so Unwahrscheinliches ungebührlich vorbringt? Admiral Bonnivet ist zwar von äußerst jungem Seigneur-Blute, aber er hat neben dem Könige so viel Jagdbrauch und Jagdrecht gelernt, daß er sich nimmermehr also vergehen wird, wie dieser Mann. Auch ist er, so viel wir hier zu Lande wissen, im Dienste des Königs nach England gesendet mit Kanzellarius Budé, kann also nicht in Frankreich betroffen werden auf fremder Wildbahn. Wer bist Du also, braunkuttiger Mann, der Du mir in's Angesicht lügst?

Ich bin der Kanzler Budé, von welchem Ihr sprecht, und dies mag Euch beweisen, wie voreilig Ihr Lügen straft.

Ich bin untröstlich, wenn Ihr recht habt! sprach hierauf der Seigneur, und die Augen zusammenkneifend, als ob er schärfer sehen wollte, ritt er dem Kanzler einige Schritte näher, ohne den verächtlich lächelnden Ausdruck seines Gesichtes zu verändern. Wahrhaftig! setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, jetzt erkenne ich Euch! Seid mir gegrüßt auf Chateaubriants Boden, der Euch so garstig bewillkommt hat.

Nun veränderte er in allen Stücken sein Benehmen gegen die Fremden, ließ nach den Thieren aussenden, welche entlaufen waren, sorgte dafür, daß dem Kanzler, welcher beim Falle auf eine Wurzel sich schmerzhaft am Fuße verletzt hatte, eine Tragbahre bereitet wurde, und drückte dem Admiral in wohlgesetzten Worten sein Bedauern aus, daß er ihn in so unangenehme Berührung mit den Fäusten seiner Jäger versetzt habe. Bei alle dem verschwand indessen vom bleichen Antlitze dieses Grafen Chateaubriant jenes schlimme Lächeln nicht, welches deutlich genug verrieth, er freue sich recht sehr, daß dem schönen Admiral Bonnivet solche Mißhandlung widerfahren sei. Besonders deutlich zeigte sich dies, als er

ihn seiner Gemahlin vorstellte, und seine Entschuldigungen mit großer Weitläufigkeit wiederholte.

Bonnivet schien alle üble Absicht in voller Ausdehnung zu übersehn, mußte aber gute Miene zum bösen Spiel machen, und der Anblick der jungen Gräfin schien ihm dies zu erleichtern. Sie war eine nicht blendende, aber sehr anziehende Erscheinung in dunklem Gewande auf weißem Rosse. Ihr Antlitz, obwohl es nicht blühend und frisch und nur leicht geröthet war von der Bewegung in freier Luft, zeugte von Jugend und hatte jene weichen, verschwimmenden Züge, welchen noch keinerlei Erfahrung Schärfe aufgeprägt hat. Dennoch schwebte um die braunen Augen und um die fest geschlossenen Lippen ein Schatten von Melancholie, welchen man für Anlage zu Schwärmerei gehalten hätte, wäre er nicht jeweilig von einem raschen Eintreten geistiger Gespanntheit, prüfender Schärfe verjagt worden. Er zeigte sich in dem Augenblicke, da der Graf ihr Bonnivet vorstellte, und schien zu fragen: war es nicht etwa Deine Absicht, bleicher Gemahl, mir die Bekanntschaft dieses schönen Mannes und den Eindruck desselben zu ver-

leiden, dadurch daß Du ihn zerzaus't und erniedrigt von Diener-Fäusten zum ersten Male vor mir erscheinen ließest?

Bonnivet dagegen vergaß bei ihrem Anblick für die nächste Weile seinen Groll, und gab sich rasch den Aeußerungen einer beflissenen Galanterie hin, wie sie damals durch König Franz unter den höheren Ständen in Frankreich Mode wurde. Die Gräfin nahm sie zurückhaltend und vornehm, aber mit Freundlichkeit auf; unter den rauhen Seigneurs der Bretagne, in deren Mitte sie schon fünf Jahre lebte, war sie an solchen Stil des Umgangs, welcher für jede Frau gefällig ist, nicht gewöhnt worden, und in ihrer Heimath, dem Pyrenäenländchen Foix, war er ihr ebenfalls nicht begegnet, denn sie hatte es mit vierzehn Jahren verlassen, um Gattin des ihr noch unbekannten Grafen von Chateaubriant zu werden. Die Galanterie hatte also für sie allen Reiz der Neuheit.

Nachdem die Gesellschaft des Kanzlers wegen langsam eine Viertelstunde abwärts durch den Buchenwald geritten war, sah sie in einer rings von Wald umschlossenen und nur von niedrigen Hügeln unterbro-

chenen Ebene das Schloß Chateaubriant auf einer kleinen Anhöhe liegen. Die Abendsonne beleuchtete es eben vollen Glanzes, und hob die Kontraste, welche es auszeichneten, grell hervor. Es bestand nämlich aus einem alten und einem neuen Schlosse, welche nur im oberen Stockwerke durch eine schmale Brücke verbunden waren. Das alte Schloß, fast nur aus einem weiten runden Thurme bestehend, an den sich unregelmäßig einige niedrige Gebäude klammerten, sah vermoost, verwittert und schwarz aus. Das neue dagegen, in halb antikem, halb romantischem Stile, eine Ehe, welche damals die sogenannte Renaissance hervorzubringen begann, vor Kurzem erbaut, schimmerte heiter in frischem Gesteine. Plattes Dach, Arkaden, Gallerieen und zierliche Thürme gaben ihm ein lockendes Ansehn. Eine breite Wiese, über welche man weglos hinritt, zog sich ununterbrochen aufwärts bis ans Portal des Gebäudes, und der Fluß Chère, welcher links aus dem Forste hervorkam, wendete sich hier dergestalt, daß er sich hinter dem neuen Schlosse hinab schlängelte, und erst zwischen ihm und dem alten Schlosse unter jener Luftbrücke nach Nordwest

wieder hervorkam, um nun in voller Breite den Ankömmlingen sichtbar an dem schwarzen Thurme des alten Feudalbaues hinabzugleiten zu einzelnen dürftigen Häusern, aus denen später die Stadt Chateaubriant sich gebildet hat.

Ah, rief Bonnivet, als er dessen ansichtig wurde, da ist ja das stattliche Haus, von dessen Beendigung Ihr uns vor fünf Jahren in Paris so Viel erzähltet, Graf Chateaubriant! Ihr spottetet damals über den alten Louvre-Thurm, um welchen her ein Schloß entstehen solle und wegen Mangels an Geldmitteln noch immer nicht entstehen könne, so daß der König mitten unter Gerichtsleuten und Bürgerpack in winkligem Palais wohnen müsse. Ein bretonischer Herr, sagtet Ihr lustig, wohnt besser als der sogenannte Herr von Frankreich, besser als der junge Herr von Valois!

„Ist denn dieser Ausdruck so gar auffallend, Herr Admiral, daß Ihr ihn nach fünf Jahren noch nicht vergessen habt? Wenn der junge Herr von Valois von Hause aus nicht reich und mächtig war, und unsrer Herzogin von Bretagne Brautgabe bedurfte für häusliche Einrichtung, ist's da verwunderlich, daß er

als König von Frankreich schlechter wohnt als hundert andre Seigneurs des Landes? Ihr bemüht Euch umsonst, den König auf Kosten der Seigneurie in die Höhe zu schrauben, er ist oberster Lehnsherr und nichts weiter, und Ihr macht ihm nur böses Blut mit Euren Prätensionen."

Ihr geht nicht mit der Zeit fort in der abgelegenen Provinz, Graf. Der Kanzler dort trägt einen Brief des Königs von England in seinem Gewande, welcher in seiner Ueberschrift das Zeichen trägt, daß das Königthum in Europa zu größerer Macht kommt, als Euch Seigneurs von Schwert und Sporn begreiflich ist. —

„Wir sind Seigneurs von Land und Leuten, und gehen um mit denen von Schwert und Sporn, wenn wir gastfrei sind gegen Diener des Königs."

Und seid Ihr nicht selber Diener des Königs?

„Ich diene Gott, meiner Ehre und meiner Dame; dem Könige des Reichs aber folg' ich nur, wenn er als Oberlehnsherr mein Schwert und meine Reiter fordern darf gegen die Feinde des Reichs — und

was ist's für eine neumodische Ueberschrift im Briefe des Königs von England an den von Frankreich?"

Er nennt ihn „Majestät!"

„Was ist das? Ist dies dasselbe Wort, welches der Priester gebraucht, wenn er von Gottes Größe und Allmacht redet?"

Dasselbe Wort.

„Gott schütz Euch im Hochmuth! Was würde der Graf von Tremouille sagen, wenn ich morgen an ihn schriebe „Eure Seligkeit, Graf von Tremouille?"

Er würde Euch die „Seligkeit" ebenfalls geben.

„Schwerlich, und thäte er's, so hätten wir doch beide um kein Haar Seligkeit mehr als vorher, und der Valois soll um kein Haar Majestät mehr haben, weil ihn der Tudor jenseits des Aermels so nennt, verlaßt Euch drauf, in den abgelegenen Provinzen sind die Herren des Landes noch nicht gestorben!"

Der König will sich davon überzeugen, und reitet deshalb die Loire abwärts, die Touraine, das Saumurland, Anjou und Bretagne zu besuchen — Ihr ludet ihn damals ein, Euer Schloß sich anzusehn für den Fall, daß er einmal selbst eins bauen wolle. Ich

glaube, er ist jetzt in dem Falle, und wenn Ihr erlaubt, wiederhole ich ihm jetzt Eure damalige Einladung.

Bei diesen Worten sahen der Graf und Bonnivet gleichzeitig auf einander und auf die Gräfin, als ob man von dieser eine Aeußerung erwartete. Vielleicht verhinderte der zornige Blick des Grafen eine solche, wenigstens schwieg die Dame, und er selbst erwiederte nach kurzer Pause: Der Geschmack für Architektur ist seit fünf Jahren so verbreitet und vervollkommnet worden, daß das Schloß Chateaubriant nicht mehr so viel Ansprüche machen kann wie damals.

Man war unterdessen am Portal des Schlosses angekommen, und ein Mädchen von etwa vier Jahren, welches mit großer Dreistigkeit den Reitern entgegen lief, nahm die Aufmerksamkeit des Grafen und der Gräfin ausschließlich in Anspruch. Es war deren einziges Kind, ein sehr wohlgebildetes anmuthiges Geschöpf Namens Constance, an welches der Graf alle Zärtlichkeit, deren er überhaupt fähig war, zu verschwenden schien. Er hob das Kind zu sich auf's Pferd, und ritt mit ihm auf der Wiese herum. Eine solche Abwechselung war aber auch seinem Sinne von-

nöthen, wenn er die Pflicht der Gastfreundschaft mit nur einigermaßen erträglicher Laune gegen unwillkommene Gäste ausüben wollte. Es fehlte denn auch, als man des Abends in der Halle zu Tische saß, wiederum nicht an herben Gegenreden, und Bonnivet entschloß sich, am nächsten Morgen weiter zu reiten, da das fortdauernd zurückhaltende Benehmen der Gräfin keine Aussicht auf Eroberung zuließ. Dergleichen Absicht hegte er aber, ein verwöhnter Glücksritter, jeder schönen Dame gegenüber. Ein tieferer Blick in das Wesen dieser jungen Frau schien ihm versagt zu sein, denn ein solcher hätte ihm vielleicht bessere Hoffnungen eröffnet. Sie saß im weißen Gewande lange schweigsam zwischen den Männern, konnte aber wohl durch einzelne Antworten, durch plötzlich erweckte und wieder verschwindende Heiterkeit an jene Windharfen erinnern, die lange lautlos in verstecktem Thale stehn, aber Ton und Antwort lieblichster Art haben für jeden stärkeren Lufthauch, der sie auffindet. Der Kanzler Budé fand dies besser aus, und es gelang ihm auch um so mehr, sie in's Gespräch zu ziehn, je weniger der offenbar eifersüchtige Graf ihn, den älteren

unscheinbaren Mann, in der Unterhaltung mit der Gräfin störte. Er erzählte ihr von der Gedankenwelt in Paris, von den Streitigkeiten der Gelehrten über Kirche und Glauben, von den Nachrichten, welche man aus Deutschland erhielt über die von einem Mönche angestiftete Kirchenrevolution, von den italienischen Künstlern, welche der König nach Frankreich berufen hatte, vom Könige selbst, von der geistreichen Schwester, der lebenslustigen Mutter desselben, von den interessanten Gesprächen an der Tafel des Königs, und sie hörte auf das Schwere wie auf das Leichte mit gleich großer Aufmerksamkeit; sie schlug ein Kreuz, wenn sie nach dem inneren Wesen der deutschen Ketzer fragte, aber sie fragte darnach, und horchte gespannt auf Bude's Erklärung, und schien nicht abgeneigt, der Opposition gegen die Lehre vom Ablaß beizutreten. „Wenn ich den Meinigen untreu würde," sagte sie naiv, als ob es das zunächst liegende Beispiel wäre, „wer anders könnte mich entsündigen, als ich selbst! Giebt es nicht Dinge, die kein Mensch vergeben, und die nur der schuldige Thäter in sich selbst erledigen kann?"

nöthen, wenn er die Pflicht der Gastfreundschaft mit nur einigermaßen erträglicher Laune gegen unwillkommene Gäste ausüben wollte. Es fehlte denn auch, als man des Abends in der Halle zu Tische saß, wiederum nicht an herben Gegenreden, und Bonnivet entschloß sich, am nächsten Morgen weiter zu reiten, da das fortdauernd zurückhaltende Benehmen der Gräfin keine Aussicht auf Eroberung zuließ. Dergleichen Absicht hegte er aber, ein verwöhnter Glücksritter, jeder schönen Dame gegenüber. Ein tieferer Blick in das Wesen dieser jungen Frau schien ihm versagt zu sein, denn ein solcher hätte ihm vielleicht bessere Hoffnungen eröffnet. Sie saß im weißen Gewande lange schweigsam zwischen den Männern, konnte aber wohl durch einzelne Antworten, durch plötzlich erweckte und wieder verschwindende Heiterkeit an jene Windharfen erinnern, die lange lautlos in verstecktem Thale stehn, aber Ton und Antwort lieblichster Art haben für jeden stärkeren Lufthauch, der sie auffindet. Der Kanzler Budé fand dies besser aus, und es gelang ihm auch um so mehr, sie in's Gespräch zu ziehn, je weniger der offenbar eifersüchtige Graf ihn, den älteren

unscheinbaren Mann, in der Unterhaltung mit der Gräfin störte. Er erzählte ihr von der Gedankenwelt in Paris, von den Streitigkeiten der Gelehrten über Kirche und Glauben, von den Nachrichten, welche man aus Deutschland erhielt über die von einem Mönche angestiftete Kirchenrevolution, von den italienischen Künstlern, welche der König nach Frankreich berufen hatte, vom Könige selbst, von der geistreichen Schwester, der lebenslustigen Mutter desselben, von den interessanten Gesprächen an der Tafel des Königs, und sie hörte auf das Schwere wie auf das Leichte mit gleich großer Aufmerksamkeit; sie schlug ein Kreuz, wenn sie nach dem inneren Wesen der deutschen Ketzer fragte, aber sie fragte darnach, und horchte gespannt auf Bude's Erklärung, und schien nicht abgeneigt, der Opposition gegen die Lehre vom Ablaß beizutreten. „Wenn ich den Meinigen untreu würde,“ sagte sie naiv, als ob es das zunächst liegende Beispiel wäre, „wer anders könnte mich entsündigen, als ich selbst! Giebt es nicht Dinge, die kein Mensch vergeben, und die nur der schuldige Thäter in sich selbst erledigen kann?“

Bei diesen Worten erhöhte sich die feine Röthe, welche ihrem Antlitze eigen war, und welche der überaus reinen und zarten Haut desselben jene Anziehungskraft der matten, sogenannt schmachtenden Farben gab. Denn dies leichte Roth schimmerte nicht auf dem blendenden Weiß, wie es die bleichende Luft des Nordens den Frauen verleiht, sondern auf einem dunkleren Tone der Hautfarbe. Was an durchsichtiger Lichtheit dadurch für uns verloren zu gehen scheint, das wird dem geübten Auge hierbei durch Kraft des Tones ersetzt, ja übertroffen, besonders da diese junge Gräfin in Form und Bewegung alle Fülle und Lieblichkeit der Jungfrau und jungen Frau noch in sich vereinigte. Nacken, Schultern und Arme waren voll, und doch nur voll in länglich geschweiften Linien, wie sie der jungfräulichen Schönheit, nicht in runden Umrissen, wie sie der reiferen Frauen-Schönheit eigen sind. Nur Hals und Oberbrust — la gorge, worauf die sonst nicht eben schönen Französinnen so stolz sind — verriethen in Kraft und Fülle das ausgebildete südliche Weib, deren hohe Gestalt von kräftigen Hüften getragen wurde. All diese Vermittelung zwischen

Jungfrau und Frau zeigte sich gesammelt in dem zugleich fragenden und schmelzenden Blicke des lebhaften und doch sinnigen Auges, in dem keuschen Schlusse der Lippen, welche sich zuweilen rasch öffneten, und eben so rasch wieder schlossen, als ob das Wort der Frage, welches auf ihnen geschwebt hatte, ihrem Sinne plötzlich zu dreist erschienen wäre. Dies geschah namentlich, wenn sie den Kanzler nach der Lebensweise und den Hauptpersonen des Hofes — eines Begriffs, der damals erst in Frankreich entstand — wenn sie nach den Aeußerungen des Königs, des Connetables von Bourbon und ähnlicher durch Schönheit und Kraft ausgezeichneter Männer fragte. Ihr Gemahl hatte ihr ungünstige Schilderungen davon gemacht, aber obwohl sie dessen Ansichten auf Treu und Glauben hinnahm, so schien sie doch auch nach Andrer Meinung über diese Personen und Gegenstände begierig zu sein. Dieser ernsthafte Kanzler ließ ja auch keine unbedachte Schilderung erwarten, und sie glaubte, sich seinem Urtheile und seiner Beschreibung hingeben zu dürfen.

So dachte indessen der Graf nicht, dem das sto-

ckende Gespräch mit Bonnivet Muße ließ, der Unterhaltung zwischen Budé und der Gräfin zu folgen. Er mischte sich plötzlich hinein, und verwies dem Kanzler ziemlich herbe die einseitige Schilderung des neuen Hoflebens. „Wir sind," sprach er, „Gott sei Dank in der Provinz noch nicht so weit, die Sitteneinheit und anspruchslose Welt des verstorbenen Königs Ludwig vergessen zu haben", und je weiter der Todestag desselben zurücktrete, desto allgemeiner werde das Beiwort „Volksvater" für König Ludwig.

Sind denn — unterbrach ihn Bonnivet — die Seigneurs in der Bretagne zu den Wünschen und Ansichten der gemeinen Leute herabgestiegen, daß ein solcher Beiname ihnen besser gefällt, als der Beiname des „ritterlichen Königs", wie er unserm Könige Franz aus allen Enden Europa's entgegenfliegt? Bei was schwört unser König und Herr? Bei Edelmann's Treu und Glauben! Foi de gentilhomme! ist seine höchste Betheurung! Und dafür sollte ihm nicht der Adel des Landes dankbar und ergeben sein? Jetzt besonders, da die gemeinen Leute sich aller Orten und Enden breit zu machen anfangen?

„Wie steht jenes Hofleben,“ fuhr der Graf fort, als ob Bonnivet gar nicht gesprochen, „im Innern aus? Dergestalt, daß jeder auf Zucht und Sitte haltende Seigneur Weib und Tochter davor schützen muß wie vor Unrath und Verderbniß. Oder ist des Königs Mutter, die lustige Louise, jene Savoyardin, die gegen unsern Wunsch zur Herzogin von Angoulême erhoben worden, ist jene Dame, welche den Staat hinter des Königs Rücken zu Grunde richtet, ist sie etwa eine Heilige mit ihrem Schweif von Ehrenfräuleins? Freudenfräuleins würden sie wahrhaftig passender genannt!“

Nun in der That, rief Bonnivet lachend, es wird den Parisern schwer werden, den noch vor fünf Jahren so lustigen Grafen Chateaubriant wieder zu erkennen! Ihr geltet im Hôtel des Tournelles noch für einen der Seigneurs vom heitersten Grundsatze, und man wird Euch dort über die Maaßen verändert finden —

„Das soll man auch. Ich mißbillige durchaus das dortige raffinirte Leben, ich mißbillige des neuen Regimentes Richtung, das ganze Leben auf bloße An-

muth und Zierlichkeit zu stellen, malen und bauen zu lassen, als ob diese Nebensache der Mittelpunkt des Lebens sein müsse, an Trachten und Meubles verschwenderisch zu ändern, als ob es sich um Puppen statt um Edelleute handle, das Künstlervolk in den Kreis der Edelsten des Landes zu ziehn, es mitreden zu lassen, als wäre es unter seines Gleichen, ja wohl gar die aufgeputzten Phrasen desselben dem schlichten Ausdrucke eines Seigneurs vorzuziehen!"

Verzeiht mir, Graf, erwiederte hierauf die Gräfin, und die leichte Röthe ihres Antlitzes erhöhte sich, verzeiht mir einen bescheidenen Widerspruch: Ist es nicht eben Aufgabe des Königthums, das zu schützen und zu fördern, was nicht auf den alltäglichen Erwerb angelegt ist, was von dem alltäglichen Erwerbe nicht bestehen könnte, und was doch durch seine Gedanken und Thaten den menschlichen Sinn zu veredeln und zu erhöhen berufen ist? So verhält es sich ja wohl mit Kunst und Künstlern, und deshalb sollte ich glauben, es sei dem Könige angemessen —

„Sieh da, Frau Gräfin, wie diese aufgebauschten Redensarten Euch schon geläufig sind! Stammen sie

noch aus der strengen Erziehung vom Schlosse Foix, oder sind sie ganz frisch Gebäck? Der Kreis einer Ehefrau ist abgeschlossen von der Mauer ihres Hauses; der Gott über den Wolken und Gatte und Kind auf Erden bilden ihre Welt! Was drüber hinausgeht, ist für sie vom Uebel, und ich werde sorgen, daß Euch der Vorwitz nicht gefährlich werde."

Hier wurde Graf Chateaubriant in einer Rede unterbrochen, welche die Gräfin schmerzlich zu treffen schien, vielleicht doppelt schmerzlich, weil sie in Gegenwart solcher Fremden und mit beleidigend höhnischem Tone an sie gerichtet wurde. Die Unterbrechung rührte von einem Diener her, welcher eiligst eintrat, und dem Grafen berichtete, es kämen auf der Straße von Nantes Reiter mit brennenden Fackeln auf das Schloß zu gesprengt.

Wär' es der König? rief Bonnivet und sprang an's Fenster. Aufgeregten Ansehns folgte ihm der Graf. Wahrhaftig, rief Bonnivet, ich erkenne beim schwankenden Schimmer der Fackel den Wappenrock der königlichen Leute, es sind die goldnen Lilien, welche so weit leuchten!

Madame, sprach der Graf sich rasch umwendend, Sie sind krank, ziehen Sie sich auf Ihr Zimmer zurück!

„Sie irren sich, Graf, ich befinde mich wohl!“

Ich irre mich nie, wenn ich Ihnen rathe — gehorchen Sie mir!

Und mit diesen Worten nahm er sie bei der Hand, und führte sie hinaus, ihr sanfter zusprechend während des Gehens, als die barsche Anrede erwarten ließ. Die Gräfin aber weinte dennoch.

2.

Tags darauf konnte man in Blois erfahren, daß es ein Irrthum gewesen sein mußte mit der Ankunft des Königs auf Schloß Chateaubriant: die Bewohner des freundlichen Städtchens hatten ihn erst noch am Morgen über die Loire hinüber reiten sehen nach den Wäldern in der Sologne, welche er von Jugend auf liebte, und in denen er am Liebsten den Hirsch jagte und dem Wolfe nachstellte. Die Sologne war ein ziemlich dürftiger aber dicht bewaldeter Landstrich, welcher am linken Loire-Ufer östlich von Blois begann, und welcher sich zwischen dem Beuvron- und Cosson-Flusse und weiter hinauf gegen Romorantin nach dem Lande Berry hin erstreckte. In Romorantin hatte König Franz unter den Augen seiner zärtlichen Mutter Louise von Savoyen, welcher damals der Hofhalt König Ludwigs durch dessen strenge

Gattin Anna von Bretagne verleidet war, einen Theil seiner Jugend zugebracht, und von daher schrieb sich vielleicht seine Vorliebe für diese Gegend. Ueberhaupt aber lebten die damaligen Könige von Frankreich noch nicht so ausschließlich in Paris, wie dies später geschah, obwohl „die gute Stadt" Paris schon Jahrhunderte lang unzweifelhafte Hauptstadt des Landes war. Der Vorschlag, Tours in der Mitte des Landes zur Hauptstadt zu machen, war wohl zu wiederholten Malen aufgetaucht, und die Könige vor Franz hatten sich vorzugsweise gern und lange an der Loire häuslich eingerichtet, Ludwig XI. auf dem Schlosse Plessis les Tours, einen Kanonenschuß südlich von Tours, und Ludwig XII. auf dem Schlosse von Blois, aber Paris hatte sein Recht und seine Stellung dadurch nicht verloren, und verlor sie auch später nicht, obwohl ein Valois, Heinrich III., Paris prinzipienmäßig von der wichtigen Stellung entsetzen, und von Blois aus die aufrührerische Hauptstadt, die Stadt der Guisen, seiner Feinde, regieren wollte.

Es ist dies wichtig gewordene Blois amphitheatralisch am rechten Loire-Ufer an ziemlich steilem Ab-

hange in die Höhe gebaut, enge Straßen führen links zum Schlosse der alten Grafen von Blois, rechts zur Kathedrale hinauf, welche von terassenförmigen Gärten umgeben ist, ein lieblicher Ort der Rosen und der Fernsicht, ein anmuthiges Stelldichein der Liebenden im sechszehnten wie im neunzehnten Jahrhunderte.

Das Schloß hatte auch damals schon nur noch einen schwarzen Thurm aus der gothischen Zeit. Ludwig XII. hatte die Morgenseite des Hauses, welche man, von der unteren Stadt aufsteigend, zuerst betritt, neu erbauen lassen, und Franz war im Begriff, gegen Mitternacht einen neuen Flügel zu errichten, und einen jener berühmten Treppenthürme zwischen beide Flügel zu lehnen, welcher mit seiner à jour gefaßten Treppe Aufgang und Verbindung beider Schloßtheile bildete. Maurer und Steinmetzen waren in großer Anzahl daran beschäftigt, und es gab auf dem Hofe, dessen eine Seite frei auf die Stadt, und dessen westliche Seite frei auf den gen Amboise und Tours hinablaufenden Strom hinabsah, ein klapperndes Geräusch der Handwerker. Dieses einen Triangel bildende Schloß war um die Zeit, welche wir

Gattin Anna von Bretagne verleidet war, einen Theil seiner Jugend zugebracht, und von daher schrieb sich vielleicht seine Vorliebe für diese Gegend. Ueberhaupt aber lebten die damaligen Könige von Frankreich noch nicht so ausschließlich in Paris, wie dies später geschah, obwohl „die gute Stadt" Paris schon Jahrhunderte lang unzweifelhafte Hauptstadt des Landes war. Der Vorschlag, Tours in der Mitte des Landes zur Hauptstadt zu machen, war wohl zu wiederholten Malen aufgetaucht, und die Könige vor Franz hatten sich vorzugsweise gern und lange an der Loire häuslich eingerichtet, Ludwig XI. auf dem Schlosse Plessis les Tours, einen Kanonenschuß südlich von Tours, und Ludwig XII. auf dem Schlosse von Blois, aber Paris hatte sein Recht und seine Stellung dadurch nicht verloren, und verlor sie auch später nicht, obwohl ein Valois, Heinrich III., Paris prinzipienmäßig von der wichtigen Stellung entsetzen, und von Blois aus die aufrührerische Hauptstadt, die Stadt der Guisen, seiner Feinde, regieren wollte.

Es ist dies wichtig gewordene Blois amphitheatralisch am rechten Loire-Ufer an ziemlich steilem Ab-

hange in die Höhe gebaut, enge Straßen führen links zum Schlosse der alten Grafen von Blois, rechts zur Kathedrale hinauf, welche von terassenförmigen Gärten umgeben ist, ein lieblicher Ort der Rosen und der Fernsicht, ein anmuthiges Stelldichein der Liebenden im sechszehnten wie im neunzehnten Jahrhunderte.

Das Schloß hatte auch damals schon nur noch einen schwarzen Thurm aus der gothischen Zeit. Ludwig XII. hatte die Morgenseite des Hauses, welche man, von der unteren Stadt aufsteigend, zuerst betritt, neu erbauen lassen, und Franz war im Begriff, gegen Mitternacht einen neuen Flügel zu errichten, und einen jener berühmten Treppenthürme zwischen beide Flügel zu lehnen, welcher mit seiner à jour gefaßten Treppe Aufgang und Verbindung beider Schloßtheile bildete. Maurer und Steinmetzen waren in großer Anzahl daran beschäftigt, und es gab auf dem Hofe, dessen eine Seite frei auf die Stadt, und dessen westliche Seite frei auf den gen Amboise und Tours hinablaufenden Strom hinabsah, ein klapperndes Geräusch der Handwerker. Dieses einen Triangel bildende Schloß war um die Zeit, welche wir

vergegenwärtigen, mit den Leuten des königlichen Hoflagers angefüllt. In dem älteren östlichen Flügel wohnte Margaretha, die Schwester des Königs, welche gegen ihre Neigung mit dem unbedeutenden Herzoge von Alençon vermählt war; in dem nördlichen neuen Flügel aber wohnte der König und dessen Mutter Louise, die statt ihres Geburtsnamens den einer Herzogin von Angoulême führte. Der Luxus begann damals erst in Frankreich, und man war noch nicht so verwöhnt, um das Geräusch der am Dache und an dem Thurme arbeitenden Handwerker allzu beschwerlich zu finden. Ja, die Herzogin Louise trat zu wiederholten Malen auf den Korridor heraus, und blickte auf den lärmenden Hof hinab, als ob sie besonderen Antheil an den Bauleuten nähme. Das war es indessen nicht, was sie aus dem Zimmer trieb, sondern sie erwartete Jemand, und wie es schien mit großer Ungeduld, denn sie war auch in ihrem Zimmer sehr unruhig. Die Aussicht, welche das große Fenster dieses Zimmers bot, bildete einen Gegensatz zu dieser Unruhe. Das Plateau des Schloßplatzes zieht sich hinter dem Schlosse noch einige hundert Schritt in den Uferberg

hinein, und hatte gegen die zerstreuende Aussicht und das Getreibe auf der Vorderseite etwas traulich Heimliches. Ein Rasenplatz mit alten Nußbäumen zog sich bis zu dem Kirchlein hinüber, welches in den Winkel des von dort wieder jäh aufsteigenden Berges gebaut und mit Ahorn= und Platanen=Bäumen beschattet, ja halb verdeckt war. Das Gebüsch ging über dem Kirchlein weiter in die Höhe, und ein Christus=Bild sah traurig aus dem Gezweige hernieder auf Kirchlein, Rasenplatz und Schloß. Die Nordseite des Schlosses warf tiefen Schatten hierher, und wenn nicht einige Kinder gespielt hätten, so wäre auf dieser Seite die vollkommenste Stille gewesen.

Herzogin Louise aber warf keinen Blick da hinaus; von Viertelstunde zu Viertelstunde rief sie ihren Diener und fragte, ob jenseits der Loire von Romorantin her noch keine Reiter zu sehen seien oben vom neuen Thurme. Der Diener mußte es immer verneinen, und so kam der Abend herbei, und die Sonne ging unter, ohne daß sich Reiter gezeigt hätten.

Herzogin Louise war eine volle, stattliche Frau, welche noch einige Ansprüche auf Schönheit hatte, und

noch alle Ansprüche darauf machte, obwohl sie schon über vierzig Jahre alt und ein wenig stark geworden war. Scharfe Formen des Gesichtes, schwarzes Haar, brennende Augen, rascher Gang und rasche Bewegung der Arme gaben ihr etwas Herausforderndes und Herrisches, welches allerdings durch einen einschmeichelnden Ausdruck des Mundes, der hinter vollen Lippen schöne Zähne wies, gemildert wurde, sobald sie schmeicheln wollte. — Sie liebte den Luxus, und hatte noch bei Lebzeiten des verstorbenen Königs Ludwig, eines bürgerlich bescheidenen Mannes, und zu großem Mißvergnügen der wirthschaftlichen Königin Anna Sammet und Seide getragen ohne festliche Veranlassung; wie denn aller äußere Schimmer und Glanz und der leichte vergnügliche Sinn des französischen Adels von italienischen Prinzessinnen besonders geweckt und gefördert wurde, so daß erst diese savoyardische Prinzessin und später die beiden Medicäerinnen Catharina und Maria, die Gemahlinnen Heinrichs des Zweiten und des Vierten, in diesem Betrachte einen unberechenbaren Einfluß auf die französische Nation geübt haben. Man kann sagen, daß vor dem jungen

Frankreich, welches unter König Franz aus italischen Einflüssen sich emporbildete, das fränkisch-germanische Element bei Weitem das vorherrschende in Frankreich war, und daß erst von der unter Franz allgemein, nicht bloß in einzelnen Kunsttheilen bewirkten Renaissance die französische Nation eine vorherrschend romanische wurde.

Louise war in schwarzen Sammt gekleidet und trug die Schultern und Arme gegen altfranzösische Sitte entblößt. Ihre vollen Leibesformen boten sich dafür ganz gefällig, und als der wieder eintretende Diener melden mußte, die Dunkelheit gestatte ihm nicht ferner auszuschauen vom Thurme, und Kerzen auf den Tisch setzte, da machte die übrigens schlimm aussehende Frau bei dem röthlichen Kerzenlichte wohl noch den Eindruck, welchen das Tageslicht vermindern mochte, den Eindruck einer gebieterischen Schönheit.

„Rufe den Herrn Kanzler Duprat!“ sprach sie hierauf zum abgehenden Diener und setzte sich hastig auf einen jener hohen Stühle mit steifer Lehne, wie sie in neuerer Zeit wieder in Mode gekommen sind, und blieb unbeweglich sitzen, bis Duprat, der Kanzler des

Parlamentes, die erste juristische Person des Landes, eintrat.

„Er kommt nicht, Duprat!“

Er wird kommen! entgegnete dieser, ein kleiner blasser Mann, mit braunrothem Haar und Barte, auf dessen Antlitze eine unangenehme verächtliche Gleichgültigkeit und unwandelbare Selbstgenügsamkeit ausgeprägt waren, dergestalt, daß das Antlitz wie eine stehende Maske durch keinerlei Wendung des Gesprächs oder dessen, was sich ereignete, verändert wurde — er wird kommen, denn er fühlt die Schlinge um den Hals, und er fühlt, daß sie sich enger und enger zieht, je weiter er sich von Blois entfernt.

„Er ist zu vornehm, um an die Kraft einer juristischen Schlinge zu glauben.“

Ich habe schon lange genug das Parlament geleitet, um den vornehmen Seigneurs den Glauben einzuprägen, es seien die Formen des Rechts von Eisen, das wir schmieden, und gegen welches kein Hochmuth aufkomme, sei er noch so herrlich.

„Wird denn auch Chabot de Brion den Stand

des Prozesses ihm überzeugend genug entwickelt haben? Brion ist leichtsinnig" —

Ich habe ihm zu deutlich gemacht, daß des Connetables Erbe verloren sei, wenn er sich nicht mit Euch verbünde, und solchergestalt der Prozeß niedergeschlagen werde. Desgleichen hab ich Matignon, den bretonischen Herrn und des Connetables vertrautesten Freund unterrichtet, er muß überzeugt sein, und ist sicherlich bereits auf dem Wege hierher.

„Ach was! Er hat einen Kopf von Buchenholz dieser Connetable, juristische Ueberzeugung dringt nicht hinein — und das Recht auf die Erbschaft, welche wir ihm nehmen wollen, es ist spitzfindig und zweifelhaft" —

Je spitzer es ist, desto schärfer verwunden wir damit, je zweifelhafter, desto mehr ist es in unsrer Gewalt. Wenn Sie, gnädigste Frau, sich nicht zutraun, ihn zu —

„Was, Antoine Duprat?"

Ihn zu Ihren Füßen zu sehen vermittelst bloßer Schönheit, Liebenswürdigkeit und Drohung, so gedulden Sie sich vier Wochen; ich verspreche, in

dieser Zeit den Spruch heraus zu bringen. Dann ist dem Connetable kein Zweifel mehr übrig; und mit Eurer Hand gewinnt er den verlornen Prozeß und die verlorenen Güter wieder.

„Ihr versteht Euch schlecht auf Lebensformen und Charaktere, Duprat. Der Connetable empört sich eher, als daß er sich geschmeidig einem so harten Spruche unterwerfe und — ein erzwungener Mann, mein Freund, ist nicht mein Mann!“

Bei dieser Rede trat ein bestäubter Reitersmann auf die Schwelle des Zimmers. Es war Chabot de Brion, ein Liebling des Königs, welcher von der Herzogin Louise nach dem Bourbonnais geschickt worden war, um den Connetable Karl von Bourbon, dessen Hand und Liebe sie erzwingen wollte, nach Blois zu nöthigen. Er verkündigte ihr jetzt lächelnd, daß der Connetable eben vom Pferde steige und binnen einer Viertelstunde bei ihr sein werde.

Sie verabschiedete sogleich die beiden Männer, nachdem sie sich noch von Duprat eine Pergamentrolle hatte einhändigen lassen. Darauf stand in kurzen Worten verzeichnet, unter welchen Rechtstiteln sie

und der König die Hauptbesitzungen Karls von Bourbon in Anspruch nahmen. Karl von Bourbon nämlich war von Hause aus nur Graf von Bourbon-Montpensier, und war als solcher keineswegs im Besitz der Herzogthümer Bourbon und Auvergne gewesen, welche einen großen, gebirgigen Theil des südlichen Frankreich einnahmen und eine der mächtigsten Seigneurieen des Landes bildeten. Aber das salische Gesetz, welches nur männlichen Nachkommen die Erbschaft gestattet, war in der Familie herkömmlich, und da Peter, der letzte Herzog von Bourbon, nur eine Tochter, Susanne, hinterlassen hatte, so trat Graf Karl als nächster Vetter nach Peters Tode in dessen Rechte. Dieses Besitzrecht war noch fester dadurch genietet worden, daß Karl Susanna heurathete, und blieb denn auch unangetastet, so lange die Heurath bestand. Aber Susanne starb, und obwohl sie ein Testament hinterließ, in welchem sie all ihre Rechte und außer diesen auch alle Besitzthümer, welche anderen Ursprungs und nicht dem salischen Gesetze unterworfen waren, ihrem Gatten zuschrieb, so war doch mit diesem Tode allen Widersachern Bourbons das Signal zum An-

griffe gegeben. Unter diesen Widersachern stand oben an Louise von Angoulême, welche vor zwanzig Jahren wohl eine Zeitlang auf vertrautem Fuße mit ihm gestanden, diese Vertraulichkeit aber völlig eingebüßt hatte durch ihren leichtsinnig wechselhaften Lebenswandel und durch die Verheurathung Bourbon's. Bourbon war ein strenger, herber Mann, welcher den munteren Sinn der Jugend zeitig ablegte und sich zum Oefteren nachtheilig über die Vergnügungslust der Madame von Angoulême äußerte. Diese nun machte selbst Anspruch auf die Erbschaft, da sie eine leibliche Cousine Susanna's, und deshalb von näherer Verwandtschaft mit dem Bourbonschen Herzogshause war als Karl von Bourbon. Die Nebenbesitzungen waren ihr auch schwer zu bestreiten, nur für die Hauptbesitzungen stand ihr das salische Gesetz im Wege, und gegen dieß Hinderniß hatte ihr der juristisch überaus verschmitzte und im Wesentlichen gewissenlose Duprat Verfahren und Beweisgründe aufgezeichnet, welche sie jetzt in der Hand hielt und betrachtete. Sie wünschte nicht, daß es zu den äußersten Formen des Prozesses kommen möchte, und hoffte

einerseits durch Schrecken, andrerseits durch Hinweis auf sichern Gewinn und auf frühere Neigung den Connetable zu der vorgeschlagenen Ausgleichung durch Heirath zu bewegen. Zum Erschrecken nämlich diente ihr ein vages Gerücht, welches bereits entstanden war, und welches dahin lautete, der Connetable sei, mißvergnügt über das französische Regiment, in Unterhandlung getreten mit Kaiser Karl, dem Erbfeinde Frankreichs. Eine Hindeutung, daß der König dies Gerücht kenne, und bereits näher erforsche, mußte dem Connetable die größte Gefahr zeigen, denn er war des Landesverraths schuldig, sobald es sich bestätigte.

Der stämmige, bärtige Mann, welcher in unscheinbaren Kleidern bei der Herzogin als Connetable, Herzog von Bourbon eingeführt wurde, sah indessen nicht aus wie ein Mann, der so leicht etwas fürchtete, oder leicht sich einschüchtern ließe, oder auch den Verführungen der Liebe leicht zugänglich sei. Er war von mittler Größe und von jenem Wuchse, welchen die Franzosen viereckig, und welchen wir vierkantig nennen. Das verbrannte, halb im Barte versteckte

Gesicht hatte grobe Züge, und drängte sich über den Augen finster zusammen; als der Diener die Thür öffnete, zog der Connetable langsam den breitkrämpigen Filzhut, den er gegen die Gewohnheit der damals modernen Art selten und ungern mit dem Barett vertauschte, vom buschigen Haar, und trat langsam und ohne besonders zu grüßen sporenklingend bis in die Mitte des Zimmers, welches der wohlunterrichtete Diener auf einen Wink der Herrin sorgfältig hinter ihm geschlossen hatte.

Karl von Bourbon war nicht geistreich, aber er besaß die Kraft des Schweigens. Die Herzogin hatte viele Wendungen und Worte zu verschwenden, ehe sie ihn zu näherem Eingehn bewegen konnte, und es wurde dies Eingehn nicht ein freundliches, vertrauliches oder gar zärtliches, wie dies eine Jugendgeliebte, welche noch schön in Formen, und welche im einsamen Zimmer allein ist mit dem Manne früherer, wenn auch nur flüchtiger und sinnlicher Neigung, erwarten konnte, nein, es wurde ein heftiges und zorniges, welches endlich aus dem Connetable hervorbrach wie ein verhaltenes Gewitter.

Es wird Euch nimmermehr gelingen, Madame von Angoulême — rief er aus — das Parlament zu juristischen Kniffen und schreiender Ungerechtigkeit herabzuwürdigen.

„Gott bewahre uns auch vor solchem Versuche!“ entgegnete sie.

Nun, auf was hofft Ihr denn sonst? Könnt Ihr das salische Gesetz, welches von den fränkischen Zeiten her in unsrer Familie herrscht, könnt Ihr's aus dem Gedächtnisse des Parlaments und der Franzosen wischen, wie man mit einem Schwamm geschriebene Worte von einer Tafel wischt?

„Im Gegentheile, wir wollen das salische Gesetz zu Ehren bringen.“

Das heißt? —

„Der König, mein Sohn, wird als salischer Herr auftreten. Herzog Peter, Susanna's Vater, war ja doch vermählt mit Anna von Frankreich aus dem königlichen Hause, mit ihr zeugte er Susanna, nachdem im Ehekontrakte versprochen war“ —

Was?

„Die Bourbonischen Domainen sollten an's könig-

liche Haus fallen, wenn aus dieser Ehe keine männliche Nachkommenschaft erwüchse. Ist es nicht falisch, wenn morgen der General-Advokat im Namen des Königs vom Parlamente das Herzogthum in Anspruch nimmt?"

Bei diesen Worten stand der Connetable heftig von seinem Stuhle auf, und die Hand ausstreckend, die Lippen öffnend, als wollte er etwas Arges sprechen, blieb er vor der sitzenden Herzogin stehn, und seine flammenden Augen ruhten verzehrend auf ihr. Aber er sprach die Worte nicht aus, die auf der Lippe schwebten, und die Herzogin ergriff sanft seine Hand, und bat ihn, sich wieder zu setzen, ruhig zu sein, ruhig zu prüfen; man werde jetzt nicht härter sein gegen das Haus Bourbon als Ludwig XII. es gewesen, wenn der Chef des Hauses sich nicht in feindseligem Widerwillen vom königlichen Hause zurückziehe. — Die schöne, volle Hand der Dame übte noch etwas von ihrer früheren elektrischen Kraft auf dem Connetable, der Zorn entwich ihm, und er küßte die streichelnde Hand. In der That stand das Gedeihn oder Nichtgedeihn seines ganzen übrigen Lebens auf dem Spiele, bei dieser Zusammenkunft. Mehr grollend als zornig

warf er dem Könige vor, daß er ihn vernachlässige, daß er junge unerfahrene Emporkömmlinge wie Bonnivet und Brion mit den wichtigsten Aufträgen und Unternehmungen betraue, daß er ihn, die erste militairische Würde Frankreichs, daneben in Unthätigkeit und Nichtachtung lasse, ja daß es im ganzen Reiche nicht einen geringen Diener gebe, dem der Sold so unregelmäßig ausgezahlt, so hartnäckig vorenthalten werde wie ihm, dem Connetable von Frankreich!

„Und doch hat Euch mein Sohn zum Connetable ernannt! Stellt Euch doch nicht selbst so herunter, Karl, daß Ihr um Sold fragt und klagt. Dem Diener eben zahlt man, mit dem Freunde des Hauses rechnet man nicht“ —

Freund des Hauses? — Nimmt der Freund dem Freunde Hab und Gut?

„Er nimmt es, um das Genommene dem Freunde zu schenken — — hat Euch Brion nicht davon gesprochen, wie wir unsre Herzogthümer vereinigen wollen unzertrennbar, gleich wie jetzt unsre Hände vereinigt sind? Erschwert es mir nicht dergestalt, Karl, Euch Hand und Gut entgegen zu tragen!“

Madame —

Das Taschentuch glitt ihr bei diesen Worten vom Schooße hinab, und fiel ihr auf den vorgestreckten Fuß. Der Connetable war kein galanter Mann, er gehörte nicht zur Renaissance der anmuthigen Formen in Rittersitte, aber er war doch in den Ueberlieferungen des untergehenden mittelalterlichen Ritterthumes erzogen, und bückte sich nach dem Tuche. Die großen Reiterstiefeln, welche er unhöflich genug zu dem Besuche nicht abgelegt, erschwerten ihm das Bücken, und er mußte sich auf ein Knie niederlassen. Die gewandte Dame nahm diese Huldigung sogleich wichtiger auf als sie gemeint war, legte ihm die Hände auf die Schultern, so daß ihre Arme sein Haar berührten, sagte ihm einige süß dankende Worte, und hielt ihn dergestalt länger in solcher Stellung fest, als seiner ursprünglichen Absicht gemäß und als seinem unzärtlichen Blute förderlich war. „Ihr wißt es, Karl" — setzte sie ihr Haupt zu ihm niederbeugend hinzu — „daß mich mein Sohn der König wie ein guter Sohn gewähren läßt auch in den großen Fragen der Regierung, wir werden zusammen, ein

glückliches Kleeblatt, das Land beherrschen, unsre Freunde fördern, unsre Feinde züchtigen!"

Aber Eure Freunde sind meine Feinde!

„Das wird sich ändern; Leute wie Bonnivet werden sich Euch in anderm Lichte zeigen" —

Nimmermehr verkehr' ich in Gutem mit diesen geleckten Emporkömmlingen! rief der Connetable aufspringend. Der Name Bonnivet's, den er grimmig haßte, zerriß mit einem Male das Netz, welches sich zu seinem Vortheile leise um ihn schlang.

Hiermit war alle beginnende günstige Stimmung zerstört. Die Herzogin, welche Bonnivet ebenfalls als einen ihr stets gefälligen Liebling und schönsten Mann des Hofes lebhaft beschützte, war auch aufgesprungen bei diesem barschen Ausdrucke, und erwiderte in der ersten Wallung des Unmuthes dem Herzoge nicht minder empfindliche Worte. Rede und Gegenrede wurde immer heftiger: sie warf ihm vor, daß er durch Aufwand in Gefolge und Schmuck, den er an seinen Leuten in's Hoflager bringe, den König zu überbieten trachte, daß er einen zweiten König spielen wolle,

und damit gerechten Zorn und gerechte Strafe herausfordere. Er erwiderte ungestüm, daß ihm Niemand darein zu reden habe, daß der König sein Lehnsherr, nicht sein Souverain sei, daß die gerechte Strafe, von der zu reden sie sich erlaube, nichts sei als niedrige Rache für beleidigte Eitelkeit, und daß es ihm nicht im Entferntesten zu Sinn stehe, durch Kuppelei seinem guten Rechte etwas zu vergeben.

Dies letzte gröbliche Wort entschied für immer: es trieb der Herzogin die Zornesgluth in's Antlitz, und sie befahl ihm, auf der Stelle aus ihren Augen zu gehen.

Möge die Lection Euch bessern! sagte der übel berathene Mann noch im Hinausgehen, und befahl dem Ritter seines Gefolges, welcher auf dem Korridor seiner harrte, die Pferde sogleich wieder vorführen zu lassen. Das Gerücht über Unterhandlungen, in welche er mit Kaiser Karl getreten sei, trieb ihn, ein Zusammentreffen mit dem Könige, der von der Jagd zurück erwartet wurde, zu vermeiden; denn er wußte nur zu gut, wie begründet dieses Gerücht war, und wie er hier mitten im Hoflager einer heftigen

Wallung des Königs, welche die Herzogin Louise zu erregen nicht ermangeln würde, preis gegeben sei.

Es gelang ihm nicht, hinwegzukommen: schon hatte er den Fuß im Steigbügel, da schmetterten die Jagdhörner durch den Thorweg herein, und in der rothen Beleuchtung von Kienfackeln erschien auf hohem Rosse König Franz.

Sieh da, Vetter — rief er — Ihr in Blois! Und wollt schon wieder fort? Nicht doch! Seid mir willkommen!

Und bei diesen Worten war er vom Pferde gesprungen, und hatte dem sich verbeugenden Connetable die Hand entgegen gestreckt. Er ließ die Hand nicht wieder los, und sprach lachend: Ihr sollt sogleich dafür bestraft werden, daß Ihr so selten kommt, und bei seltnem Besuche so eilig entweichen wollt, Ihr sollt die Spiele, welche meine Schwester veranstaltet und welche Euch herbem Kriegsmanne von keinem Reize sind, Ihr sollt sie auf der Stelle mitma-

chen. Dies sei Eure Strafe, schlimmer Vetter und Lehnsmann! 's ist eben die Zeit, in welcher meine Margarethe ihre Zunft versammelt, der Abend ist windstill und warm, wir werden sie im Freien hinter dem Schlosse finden; gebt mir Euren Arm!

So führte er den widerstandslosen Connetable, der diese theils ironische, theils gutmüthige Sorglosigkeit halb zum Teufel wünschte und halb rührend fand, zum Thore hinaus und links um die Schloßecke nach jenem heimlichen Plateau hinter dem Schlosse, welches vom Fenster der Herzogin Louise gesehen wurde. Er war sehr guter Laune, der König, und stand damals in voller Blüthe jugendlicher Kraft und Pracht, ein hoher, schöner Mann voll Lebens- und Thatendrang, voll Sinn für Alles, was Geist und Herz beschäftigen kann. Die vortrefflichen Bilder, welche von ihm auf uns gekommen, und welche alle dem Meister-Portrait Titian's nachgebildet sind, schildern keineswegs den Franz damaliger Zeit, welcher noch in aufsteigender Jugend und Königsherrlichkeit begriffen war. Im Titian'schen Bilde schmeckt sich schon das Ansäuerliche späterer Sorge hindurch, die

erlebten Täuschungen haben schon einen leisen Hohn über die Züge gebreitet, die schöne Nase ist schon schärfer und größer wie trotzend hervorgetreten, und die Sinnlichkeit um Augen und Mund, früher nur dreist, hat im Bilde bereits etwas Freches und Faunenhaftes.

Der stille Platz unter den Nuß- und Ahornbäumen hatte sich artig verwandelt mit der einbrechenden Nacht: Pechpfannen erleuchteten ihn über und über, Teppiche bedeckten den Erdboden, und ein rothseidenes Zelt, in dessen Hintergrunde Erfrischungen aufgestellt waren für das Belieben eines jeglichen hinzutretenden Gastes, lockte in den Winkel unter dem Kirchlein. Neben dem Zelte aber stand oder saß eine Gruppe Damen und Herren, und die Sitzenden, welche nicht auf Stühlen, sondern auf Kissen mehr ruhten als saßen, gemahnten den Fremdling an die Mährchen-Gesellschaften des Morgenlandes. Wirklich hatte auch diese Gesellschaft einen Zweck, wie Sheherazade's Kreis der tausend und einen Nacht. Margaretha, des Königs Schwester, eine hochgewachsene, wohlgebildete Dame saß in der Mitte, und war die Herrin und

Seele dieser Zusammenkünfte. Sie war eine Frau von gebieterischem und doch lieblichem Ernste, welche die muntersten Dinge lächelnd gewähren ließ, obwohl sie selbst den ernsthaftesten und strengsten Dingen nachtrachtete. Sie war um einige Jahre älter als ihr Bruder, und war durch eine ihr unerwünschte Vermählung und durch ein gedankenvolles Naturel frühzeitig zum Verkehr mit Gelehrten und Künstlern und zur vorherrschenden Theilnahme an deren Interesse gedrängt worden. Damals schon wurde ihr scherzhaft nachgesagt, sie sei auf Seiten der in Deutschland und der Schweiz begonnenen Reformation, und der oberflächliche Sinn wußte es nur nicht zu reimen, wie ein und dieselbe Dame die Reize des sinnlichen Lebens und der daraus entstehenden Künste mit Vorliebe schildern und doch einer religiösen Richtung zugethan sein könne, welche all jenen Lebensreizen den Untergang drohte. Darin aber bestand eben ihr reiches Naturel, daß sie, ihrem Bruder überlegen, solche Gegensätze friedlich in sich verbinden konnte. Sie begrüßte anmuthig die Hinzutretenden und lud sie zum Sitzen ein. „Unser würdiger Freund Duchâtel“ — sagte sie, auf

einen alten Herrn deutend, welcher sich verneigte — „hat heute zuerst das Wort, um uns eine Erzählung vorzutragen.“

Es geht also heute ernsthaft zu — sagte hierauf König Franz — denn Freund Pierre befaßt sich nicht mit lustiger Waare. Ich hoffe, Meister Clément, Du wirst uns später Deine leichtfertigen Dinge nicht vorenthalten!

Diese Worte waren an einen kleinen, verschlossen und listig aussehenden Mann gerichtet, dem der Schalk hinter den leicht beweglichen Nasenflügeln sitzen mochte, und der sich bei der Anrede des Königs außerordentlich tief verbeugte.

Der Connetable, welcher in diesen Kreis ganz dem Alltagsausdruck gemäß, wie die Faust auf's Auge paßte, und welchen in diesem Augenblicke nichts in der Welt weniger interessirte, als ein Geistes-Turnier mit Erzählungen und Phrasen, er war in peinlicher Stimmung. Er kannte König Franz von dessen Jugend auf, er wußte sehr wohl, daß dieses jungen Königs Manieren äußerst schwer zu durchschauen, äußerst schwer zu berechnen waren. Niemand in der Welt

konnte sagen: dies ist jetzt des Königs eigentlichste Stimmung und Laune und Absicht; obwohl frank und frei in ritterlicher Geradheit, war König Franz doch ein immerwährender Künstler seiner selbst, wie er im Allgemeinen eine Künstlernatur war durch und durch. Nicht daß er falsch und verstellt gewesen, nein, aber das einfache und gedankenlose Benehmen war außer seiner Natur, er genügte sich selbst nicht, wenn sein Verhältniß zu Freund und Feind nicht fortwährend eine mannigfach bedeutungsvolle Form hatte, es gehörte zu seiner künstlerischen Existenz, nach allen Seiten und fortwährend eine neue, unerwartete Bedeutung für sich selbst zu erschaffen. In dieser unberechenbar schöpferischen Laune seines Naturels lag der Widerspruch gegen eine Wiedergeburt des mittelalterlichen Ritterthums, die er zu bezwecken glaubte. Er hegte irrthümlich solchen Glauben, weil er reicher war als die Vorstellung, die er von sich selbst und von der Welt zu fassen wußte.

Und wie mußte des Connetables Besorgniß gesteigert werden, als Peter Duchatel im Beginn seiner Erzählung unterbrochen wurde durch die Ankunft ei-

nes Mannes, den der König zu heimlichem Gespräch sogleich bei Seite führte, und der Niemand anders war als des Connetables Todfeind, der Admiral Bonnivet.

Bonnivet kam spornstreichs aus der Bretagne, wo ihn auf Chateaubriant einer der entgegen geschickten Boten des Königs aufgefunden und eiligst nach Blois beschieden hatte. Bourbon war unterrichtet, daß Bonnivet in der Bretagne gewesen sei, er hatte, ganz wie die Herzogin Louise angedeutet, ein übles Gewissen in Betreff einiger bretonischen Edelleute, die mit ihm unter einer Decke gegen den König spielten, er durfte vermuthen, daß Alles in einem genauen Zusammenhange zu seiner Lage und Person stehe, und daß er nur durch Höflichkeit zurückgehalten werde, bis der König den Verrath klar übersehe, um alsdann stracks gegen die Person des aufrührerischen Vasallen zu verfahren. Er blickte einen Augenblick forschend umher, ob es möglich sei, sich ungesehn aus dem lästigen Kreise zu entfernen. Aber sein stolz-trotziger Sinn hätte dies ohnehin nicht gestattet, wenn auch die Pechpfannen weniger hell geleuchtet hätten. Zudem redete

ihn die Herzogin Margaretha bereits zum zweiten Male an; er war so mit seiner Lage beschäftigt, daß er ohne die Vermittelung Meister Clements auch diese zweite Ansprache überhört haben würde, und daß er unpassend genug antwortete, auf's Neue verstört durch die Rückkehr des Königs und Bonnivet's zur Gesellschaft.

Kennt Jemand die junge Gräfin Chateaubriant? sagte der König. Bonnivet rühmt sie als ein Ideal von Anmuth und Liebenswürdigkeit. Uebertreibt er?

Gewiß nicht! erwiederte rasch Meister Clément.

Du kennst sie? Was Du nicht Alles kennst! Und ich weiß nichts von dieser schönen Blume in meinem Reiche? Graf Chateaubriant gehört wohl zu den mißvergnügten kleinen Königen Frankreichs?

Alles schwieg.

Ich hab ihn seit der Krönungsnacht in Rheims nicht wieder gesehn. — Ihr werdet ihn wohl kennen, Vetter Bourbon?

Nein! erwiederte der Connetable barsch.

Nicht? — Und bei diesem Worte ruhte des Königs Blick forschend auf dem Antlitze des Connetables,

während sein Mund die gleichgültigen Worte sprach: Wir hören, lieber Duchatel!

Peter Duchatel begann auf dieses Zeichen sogleich seine Erzählung folgendermaaßen:

„Es handelt sich um die absonderliche Art Erfindung eines Edelmanns, seine Liebe einer Königin zu erklären, und wie dies ablief.

Am Hofe von Kastilien war ein Edelmann, so vollkommen an Schönheit und guter Beschaffenheit, daß man in ganz Spanien seines Gleichen nicht finden konnte. Jedermann bewunderte seine Vorzüge, und noch mehr die absonderliche Fassung derselben. Denn man kannte nicht eine einzige Dame, die er geliebt oder ausgezeichnet hätte. Und doch waren an dem Hofe solche, vor denen Eis schmolz. Elisor hieß jener Mann. Die Königin, eine Dame von großer Tugend, aber keineswegs von jener Flamme ausgenommen, die um so ärger brennt, je weniger sie sich zeigt, verwunderte sich sehr über Elisor, und fragte ihn eines Tages, ob er wirklich so lieblos wäre, wie es den Anschein habe.

Könntet Ihr, erwiderte er hierauf, mein Herz

sehn, wie Ihr meine Haltung seht, Ihr würdet mich nicht also fragen.

Nun wünschte sie zu wissen, wie er das meine, und drängte ihn so lange bis er gestand, daß er allerdings eine Dame liebe, und zwar seines Erachtens die tugendhafteste der ganzen Christenheit. Aber alle Bitten und Befehle vermochten es nicht über ihn, daß er den Namen dieser Dame genannt hätte, so daß die Königin that, als ob sie höchlich erzürnt sei gegen ihn, und ihm schwor, sie würde nie wieder mit ihm reden, wenn er den Namen ihr nicht verriethe. Nun blieb ihm denn nichts übrig, als zu weichen, und er sagte nicht ohne Besorgniß: Madame, wenn Ihr das erste nächste Mal auf die Jagd geht, werde ich sie Euch zeigen, und ich bin überzeugt, daß Ihr sie für die schönste und vollendetste Frau der Welt halten werdet.

Auf diese Antwort hin ging die Königin so bald als möglich auf die Jagd, und Elisor folgte ihr wie gewöhnlich. Er hatte sich einen großen Stahlspiegel machen lassen in Form eines Kürasses, schnallte ihn vor seine Brust und bedeckte ihn sorgfältig mit einem

Mantel von schwarzem Fries, welcher äußerst reich verbrämt war mit Silber= und Goldtuch. Er ritt ein maurisch Pferd mit vergoldetem Geschirr, und zog alle Blicke auf sich, denn er ritt mit unglaublicher Geschicklichkeit. Nachdem er die Königin bis an die Jagdtücher geführt hatte, stieg er ab, um die Königin vom Pferde zu heben, und bei dieser Gelegenheit, da sie ihm die Arme entgegenstreckte, öffnete er seinen Mantel und sprach: Madame, ich bitte Sie, hierher zu blicken! Und ohne eine Antwort abzuwarten, hob er sie sanft auf die Erde. . . .

Die Jagd wurde beendigt, und die Königin kehrte in's Schloß zurück, ohne daß sie etwas zu Elisor gesagt hätte. Aber nach dem Abendessen rief sie ihn und sprach, er sei der größte Lügner von der Welt, denn er hätte ihr ja nicht gezeigt, was er doch zu zeigen versprochen hätte. Deshalb werde sie künftighin gar nichts mehr von ihm halten.

Elisor, fürchtend, die Königin habe nicht verstanden, was er angedeutet, erwiderte fest: es habe an ihm nicht gefehlt, denn er habe ihr die Frau gezeigt, welche er am Meisten liebe.

Die Königin spielte die Unverständige weiter, und er mußte sie fragen, was sie denn in dem Stahlspiegel erblickt habe? — „Nichts als mich selbst!“ entgegnete die Königin. — Nun, Madame, es wird nie ein ander Bild in meinem Herzen geben, als das, welches Ihr auf meiner Brust gesehen habt, und dies Bild will ich lieben, verehren und anbeten, nicht wie eine Frau, sondern wie Gott auf Erden, in dessen Hände ich Leben und Tod befehle. Laßt meine große Neigung, die mein Leben war, so lange ich sie verborgen trug, nicht meinen Tod sein, da ich sie enthüllt —

Die Königin, sei's um sich zu verstellen, sei's um ihn zu prüfen, oder sei's, daß sie eben noch eine andre Neigung hegte, erwiderte hierauf mit einem Antlitz, welches weder erzürnt noch befriedigt aussah, Folgendes: Elisor, ich will nicht fragen, welche Thorheit Euch bewogen hat, eine so hohe und schwierige Zuversicht zu fassen — ich möchte nur wissen, wie lange Ihr diese Neigung schon in Euch tragt?

Elisor durfte von ihrer ernsten und würdevollen Haltung nicht viel Gutes hoffen, und sagte schüchtern, daß schon von früher Jugend auf diese Liebe in

ihm Wurzel geschlagen habe, ohne ihm jedoch Schmerzen zu machen. Seit sieben Jahren aber wäre es ihm, nicht eine Pein, sondern eine Krankheit so reich an Genüge, daß er die Genesung für den Tod erachten müßte.

Da dem also ist, sagte die Königin, und Ihr schon eine so große Festigkeit bewiesen habt, so darf ich nicht leichtsinniger im Glauben sein, als Ihr im Geständnisse gewesen seid. Ich will also eine Wahrheits-Probe versuchen, deren Ausgang keinen Zweifel übrig läßt, und nach bestandener Probe werde ich Euch für den annehmen, für welchen Ihr Euch selbst ausgebt. Finde ich Euch also so wie Ihr sagt, so werdet Ihr mich finden, wie Ihr begehrt.

Elisor bat sehr um die Bestimmung dieser Probe, denn es sei seiner Liebe nichts zu schwer!

Also, sprach sie, sollt Ihr von morgen an diesen Ort und diese Gesellschaft verlassen und an einen abgelegenen Ort gehn, der in keinerlei Verbindung ist mit meinem Aufenthaltsorte, so daß Keines Nachricht von dem Andern haben kann sieben Jahre lang. — Ihr habt an Euch schon die Probe von sieben

Jahren gemacht, und wißt daher, daß Ihr mich liebt, wenn ich nun auch sieben Jahr zur Probe habe, dann werd' auch ich wissen, was ich zu wissen und zu glauben habe.

Elisör, im Begriff, sich darein zu ergeben, setzte nur hinzu: Aber Madame, welche Hoffnung gebt Ihr mir, mich nach Verlauf der sieben Jahre als treuen Diener anzuerkennen?

Hier, sagte die Königin, indem sie ihm einen Ring reichte, brecht ihn entzwei, ich werde die eine Hälfte, Ihr die andre bewahren, damit — wenn etwa die lange Zeit mir Euer Antlitz aus dem Gedächtniß brächte — ich Euch an dieser Ringhälfte erkenne.

Elisor zerbrach den Ring, und schied mehr todt als lebendig, rüstete seine Abreise, verabschiedete all seine Leute, und verschwand mit einem einzigen Diener dergestalt, daß Niemand sieben Jahre lang eine Spur zu ihm wußte.

Sieben Jahre! Wer da liebt, mag ermessen, welch ein Zeitraum dieß ist.

Und diese sieben Jahre waren mit der Minute

um, da ging die Königin zur Messe, und es trat zu ihr ein Eremit mit einem großen Barte. Ihr die Hand küssend überreichte er eine Bittschrift, die sie nicht augenblicklich näher betrachtete, gewohnt wie sie war, dergleichen täglich zahlreich entgegen zu nehmen und daheim zu erledigen. Doch öffnete sie diese inmitten der Messe, und fand darin die Hälfte des Elisorschen Ringes. Sie war sehr erstaunt und nicht minder erfreut, und ohne zu lesen, was in dem Briefe stand, befahl sie sogleich ihrem Almosenier, den Eremiten holen zu lassen. Der Almosenier suchte überall und überall, konnte aber nichts weiter ausfinden, als daß der Eremit weggeritten sei, es wisse Niemand, wohin.

Da es lange dauerte, eh' der Almosenier diese unerwünschte Gewißheit zu berichten hatte, so las die Königin unterdeß, was neben der Ringhälfte geschrieben stand, und dieses klang denn folgender Weise:

„„Die Zeit hat wunderbare Kraft,
Sie hilft selbst über Leidenschaft;
Denn sie nöthigt zur Prüfung der Dinge
Und zeigt, was halte, und was springe.

So prüft' ich mein Herz im innersten Triebe,
Was der Grund wohl sei von meiner Liebe,
Und mußte mir denn wohl bald bekennen,
Eure Schönheit sei's, um's beim Namen zu nennen,
Schönheit, von Grausamkeit nicht zu trennen!
Die Grausamkeit aber sei nicht böse,
Denn sie sei's allein die mich erlöse:
Sie ließ mich die Schönheit nicht mehr sehn,
Und so war's um die Macht der Schönheit geschehn.

Für die Schönheit sind auch der Jahre sieben
Noch nirgends ohne Nachtheil geblieben;
Mir aber sind sie zu Statten gekommen,
Sie haben mir alle Unruh genommen,
Und mich darüber aufgeklärt —:
Daß eine Frau, die so sich wehrt,
Die so erprobet und verschiebt,
Daß solche Frau, Madame — nicht liebt.

Nach siebenjähr'ger Prüfungsfrist
Denn also nichts zu sagen ist,
Als dies: Auf Nimmerwiedersehn,
Madame, 's ist Viel zu Viel geschehn,
Ob wir uns meiden oder sehn
Madame, auf Nimmerwiedersehn!""

Dieser Brief ward nicht ohne großen Thränenstrom und großes Erstaunen gelesen, dem ein un-

glaubliches Bedauern folgte, denn der Verlust eines solchen Mannes schien ihr jetzt so außerordentlich groß, daß sie sich trotz ihrer Königskrone wie die ärmste Frau des Reichs vorkam, weil sie das Beste verloren habe, und verloren durch eigene Thorheit. Sie legte tiefe Trauer an; kein Thal, keine Höhle, kein Busch, kein Strauch blieb undurchsucht, um den Eremiten aufzufinden — es war umsonst, und die schöne Königin hatte ihr Spiel verloren."

Die Geschichte spielt wohl in früher Zeit, Duchatel? fragte der König.

Wegen der sieben Jahre, schalt Meister Clément ein, und der König lachte sehr. Clement, Clément, setzte er hinzu, Du wirst alle Tage schlimmer, oder willst Du nur die bösen Zungen, welche Dich ketzerischer Gedanken zeihn, Lügen strafen?

Ich hoffe nicht — nahm die Herzogin Margareth das Wort — ein Dichter wie Clément Marot werde die Möglichkeit einer dauernden Treue bezweifeln!

Aber, Margareth, sieben Jahre! und nicht in wachsender Jugendzeit, nein, in voller Fülle der Kraft und des Verlangens und mit der Erkenntniß, wenn

der Termin verstrichen, dann sei auch unsre beste Lebenskraft bereits im Abnehmen begriffen, nein, Schwester, das ist über die Ritterlichkeit hinaus, das ist thöricht: Papa Lascaris, was sagte man in Griechenland und Rom zu solcher Liebe?

Dasselbe, was Du sagst, o König! erwiderte hierauf der schneeweiße Alte, welcher noch ein Flüchtling vor den eindringenden Türken die Alterthumskunde ächt nach dem Abendlande gebracht, welcher Guillaume Budé, die Stütze derselben in Frankreich, selbst unterrichtet hatte, und welcher vom Könige Franz auf das Sorgfältigste gepflegt und ausgezeichnet wurde. Um so sorgfältiger hielt er diesen griechischen Weisen im Auge, seit ihm plötzlich vor einigen Jahren sein geliebter Leonardo da Vinci einige Meilen unterhalb Blois an der Loire, bei Amboise zum Tode erkrankt, ja in seinen Armen verschieden war. Dieser Gedankengang erinnerte ihn an Budé, und er fragte eilig Bonnivet, ob dieser ihm auch vollständige Abwartung seiner Fußwunde auf Chateaubriant empfohlen habe.

„Das hab ich zwar nicht, gnädiger König" —

Du bist und bleibst doch der leichtsinnigste Mensch—

„Aber der wißbegierige und vorgebildete Geist der jungen Gräfin schien ihn so zu fesseln" —

Also sie hat auch solchen Geist?

„Sie unterhielt sich mit ihm wenigstens über eitel schwierige Dinge, und fand kein Ende mit Fragen, so daß ich wohl begreife, wie dem einfachen bretonischen Grafen dabei Angst werden kann."

Das klingt immer besser, wenn wir Zeit behalten, wollen wir morgen oder übermorgen ein Paar Pferde dran setzen — ah, unsre Mutter, Margareth!

Der König und dessen Schwester und mit ihnen die ganze Gesellschaft erhob sich, die Herzogin zu begrüßen, welche von einigen Pagen begleitet, heranschritt. König Franz umarmte sie, und Bourbon sah mit Entsetzen, daß sie, den König festhaltend, heftig, wenn auch leise in ihn hineinredete, und dabei wiederholt mit schießenden Blicken die Gestalt des Connetable aus der Gesellschaft heraussuchte. Es war ihm unzweifelhaft, daß der Höhepunkt der Gefahr vorhanden sei. Wirklich wandte sich auch König Franz jählings zu ihm mit der Frage:

Und was meint Ihr, Connetable, zu sieben Jahren ächter Treue?

Der Connetable, nicht rasch von Gedanken, aber fest von Muthe, antwortete nicht sogleich, sondern besann sich —

Ich bin auch in dem Falle, fuhr der König fort, jetzt nach sieben Jahren Rechnung abzuschließen mit meinen Getreuen oder — Nichtgetreuen.

Königlicher Vetter, sprach langsam und deutlich Bourbon, wenn das Verhältniß richtig begründet und von beiden Seiten gerecht behandelt ist, da dünken mir sieben Jahre Treue nicht mehr zu sein als siebzig Jahre, und wo der Grund und die Gerechtigkeit fehlen, da ist der schwächere Theil nicht sieben Stunden sicher, und er lebt nicht mehr in Zuversicht, sondern ist bloßer Laune preisgegeben.

Bravo, Vetter, sprach hastig Margareth, Ihr kommt als gesunder Krieger unsern schwankenden Troubadours zu Hilfe. Setzen wir uns wieder, und Meister Clément, der darauf zu harren scheint, ergreife das Wort.

Ohne Seitensprünge, Clément; rief der König, den der Anblick Marots immer zu erheitern schien, laß

eine Deiner nichtswürdigen Geschichten heraus. Unmoralisch sind sie doch alle, sorge dafür, daß wir wenigstens lachen können, denn es ist schlechte Zeit.

„In der gaskonischen Grafschaft Aleth" — begann Clément Marot mit großer Ernsthaftigkeit, „hatte Einer Namens Bornet eine anständige Frau geheurathet, und er liebte deren Ehre und guten Ruf, wie dies allen Ehemännern eigenthümlich sein soll. Er selbst indessen wünschte sein Nebenvergnügen; denn dafür bin ich der Mann, pflegte er zu sagen, mir steht mehr zu. Dies Nebengelüst richtete er auf das Kammermädchen seiner Frau; aber dies war ein ordentliches Mädchen, und er war kein besonderer Held. Er hatte zum Beispiel den sehr schlimmen Fehler, daß er seinem Nachbar, der ein Schneider und sein vertrauter Freund war, Alles erzählen mußte, was er vorhatte. Dies soll nie von Nutzen sein, und dieser Schneider und Freund war noch obenein jünger als er, und ließ sich von ihm versprechen, daß er ihm auch etwas von Liebkosung ablassen müsse, wenn er sich hinreichend an dem schönen Mädchen geletzt habe. Das will ich wohl thun, sprach Bornet, und sie ga=

ben sich die Hand darauf. Aber das Mädchen blieb ganz andrer Meinung und ging zu ihrer Herrin und verrieth ihr, wie sie von solchen unerlaubten Nachstellungen des Hausherrn gepeinigt werde! Madame Bornet war sehr betreten, und wünschte ihren Gemahl zu heilen von solcher Verirrung. Sie sagte also zu dem Mädchen: Du bist sehr brav, und es soll Dein Schade nicht sein, aber mit der Gröblichkeit ersticken wir Dergleichen nicht! Zeige Dich jetzt von Tage zu Tage geneigter, und erlaube ihm endlich, Nachts in Dein Zimmer kommen zu dürfen. Aber sag mir genau, an welchem Tage Du das gethan, und mache aus, daß er nicht ein Wort sprechen dürfe, weil ich es hören könnte. So that das Mädchen und der bestimmte Abend kam, und Bornet und sein Freund der Schneider waren der besten Dinge und thaten sich gütlich. Die tugendhafte Hausfrau aber entließ, während die Männer zechten, das brave Mädchen aus der Hinterthür, damit sie zu den Ihrigen auf's Land hinaus gehn könne, und erwartete ihren leichtsinnigen Gatten im Zimmer des Mädchens. Er kam denn auch, verhielt sich der Vorschrift

gemäß ganz schweigsam, und schied inmitten der Nacht sehr glücklich von ihr, ohne ein Wort zu sagen. Er wußte, daß sein Freund der Schneider mit Ungeduld wartete, und ließ diesen ein. Die Frau war der Meinung, er kehre wieder, und widersetzte sich nicht, als ihr dieser beim Scheiden den Ring vom Finger streifte, auf den die Ehefrauen dortiger Gegend sehr viel halten, und woran sich mächtiger Aberglaube knüpft. Sie dachte, just mit dem Ringe will ich ihn morgen schön aufziehn, den Bösewicht!

Als Bornet seinen Freund, den Schneider mit dem Ringe kommen sah, ging ihm ein schreckliches Licht auf, denn er hätte diesen Ring aus tausenden heraus erkannt, und er lief mit dem Kopfe gegen die Wand und schrie: O, ich unglaublicher Esel!

Wie denn? sagte sein Freund der Schneider.

Was alle Welt wie den höchsten Schatz behütet, das hab ich selbst — nein, es giebt keinen dümmern Menschen auf Erden!

Aber wie denn, Bornet?

Wie denn! Wie denn! Gieb her den Ring, und pack Dich zum Teufel!

Hör' auf Clément, rief unter schallendem Gelächter sämmtlicher Männer König Franz, Du verdirbst die Jugend — was ist?

Ein Courier aus Italien, berichtete ein Sekretair und überreichte dabei das Paket, ist so eben mit Depeschen angekommen, die als sehr dringend bezeichnet sind!

Der König riß sie hastig auf, und als er einige Zeilen davon gelesen hatte, stieß er einen unartikulirten Ruf aus, und stampfte mit dem Fuße, so schmerzlich wie grimmig ausrufend: O Lautrec! Lautrec!

So rief Augustus: Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder! flüsterte Marot zu Duchatel.

Der König, auch für sich künstlerisch mächtigen Sinnes, und wohl im Stande, sich zusammen zu halten, hatte die Worte gehört, und blickte auf Marot, halb zerstreut, halb im fortgährenden Grimme über die Nachricht, so daß dem vorlauten Dichter übel zu Muthe wurde —

Was ist, mein Sohn? rief die Herzogin von Angoulême.

Was ist? Italien ist verloren, weil Lautrec keine

Unterstützungen geworden sind; die Aufgabe meines Lebens ist gescheitert. Wehe dem, der kein gut Gewissen, und Lautrec im Stich gelassen hat, ich werde ein unerbittlich Gericht halten und Niemand schonen, träfe die Strafe auch meine eigene Mutter!

Die Herzogin Louise erbebte sichtlich, und wollte sprechen, der König machte aber eine so entscheidende Bewegung, daß Alles sich auf der Stelle entfernte, und er allein blieb an dem zu lustiger Rede erleuchteten und geschmückten Orte —

Connetable von Frankreich! rief er plötzlich, und dieser, welcher sich eilig in der bestürzten Menge fortdrängte, war genöthigt, zurückzukehren.

Der einen halben Kopf höher gewachsene König stand mit untergeschlagenen Armen mehrere Minuten stumm vor dem der Anrede gewärtigen Kriegsmanne, und begann endlich mit langsamer Betonung folgende Worte:

Connetable, es liegen die übelsten Zeugnisse gegen Euch vor — Ihr steht mit Kaiser Karl in Verbindung —

Der Connetable schwieg.

So sagen die Zeugnisse. Als Connetable des Reichs, als Prinz des königlichen Hauses hättet Ihr damit Ehre, Land und Leben verwirkt. Ihr thut wohl, nicht darauf zu antworten, denn ich hoffe, Ihr könnt nicht lügen —

Königlicher Herr —

Lassen wir das! Ihr seid übel behandelt worden, Ihr seid gereizt worden, man hat gefehlt auch von königlicher Seite. Wir wollen einen Schleier werfen über die letzten Monate und Schritte, wir wollen Beide gut machen, was wir schlimm gemacht, die Ehre und Größe Frankreichs ist in Gefahr, sei ein würdiger Bourbon, und zieh das Schwert des Connetables, um es nicht eher wieder einzustecken, bis wir am Po unsre siegreichen Lilien aufgepflanzt haben. Sammle Deine Truppen, und erwarte mich mit ihnen in Lyon. Bist Du bereit?

Zu Eurem Dienst, mein König!

Der König reichte ihm die Hand, und sie gingen nach dem Schlosse, welches Bourbon fünf Minuten darauf mit seinem Gefolge verließ.

3.

Diese Versöhnung war bereits nicht mehr möglich gewesen: Bourbon fand auf seinem Schlosse Chantelle schon zum zweiten Male den deutschen Grafen Reuß mit Vollmacht, die gereiften Unterhandlungen zu einem festen Vertrage abzuschließen. Er verließ sich nicht auf die großmüthigen Wallungen seines Königs, er hatte zu tief hineingesehn in den bösen Willen der Valois, und glaubte einer dauernden sichern Existenz im Bunde mit ihnen nicht mehr versichert sein zu dürfen, er schloß den Vertrag mit dem Grafen Reuß. Darin versprach er, im Bourbonnais, in der Auvergne, in der Marche, im Forez, Beaujolais, den Domainen, welche ihm der König bestritt, und in allen Provinzen, in welche er reichen könne, Vorbereitungen zum Kriege gegen den König zu treffen, während eine spanische Armee nach

der Gaskogne und dem Languedoc, eine englische und niederländische nach der Picardie, eine deutsche nach Burgund bringen sollte. Die Bourbonischen Domainen sollten mit dem Lyonnais, Dauphiné und der Provence zu einem Königreiche für ihn errichtet, und das übrige Frankreich sollte getheilt werden zwischen Kaiser Karl und König Heinrich VIII. von England, welchem der Titel eines Königs von Frankreich zufiele.

Franz hatte schon in Blois einige vage Andeutungen von diesem gefährlichen Pakt gehabt, und seine Mutter hatte ihm an jenem Abende mitgetheilt, daß der Großseneschal der Normandie, Herr von Brezé ihr geschrieben, zwei Seigneurs hätten in der Beichte ausgesagt, ein wichtiger Mann von königlichem Blute habe sie angeworben gegen den jetzigen Bestand des Staates. Aber Franz hielt es seinem Naturel gemäß für besser, Dergleichen durch ritterliches Vertrauen im Keime selbst zu ersticken, und hatte vor seiner Abreise nach Lyon nur den Befehl hinterlassen, jene Seigneurs zu fangen und an seine Mutter zu senden. Er selbst aber ging mit gutem Geleite nach dem Bourbonnais, und überraschte

den Connetable in Moulins. Hier wiederholte sich die Scene von Blois, nur mit dem Unterschiede, daß der König freier mit der Sprache herausging, und ihm für den Fall des Unrechts Verzeihung, und, der Prozeß möge vom Parlamente entschieden werden wie er wolle, das sichere Eigenthum der Bourbonischen Herrschaft zusicherte. Es war zu spät; Bourbon konnte nicht mehr zurück, und konnte auch versichert sein, daß kein Versprechen im Voraus ihn vor ärgster Strafe des Königs retten könne, wenn der Vertrag selbst jemals aufgedeckt würde. Er that also seinem harten Charakter alle mögliche Gewalt an, sich eingehend zu beweisen, gestand, daß ihn der Kaiser gesucht habe, daß er aber auf nichts eingegangen sei, entschuldigte sich mit augenblicklichem Unwohlsein, welches allein ihn hindere, auf der Stelle mit dem Könige nach Lyon aufzubrechen, versicherte aber, in einigen Tagen bei ihm einzutreffen in Lyon. So schieden sie. Der König ließ einen Edelmann zur Aufsicht und zum Antreiben zurück, und Bourbon machte sich wirklich langsam auf den Weg. In La Palisse aber riß er das Netz, und kehrte stracks

über den Allier zurück nach seinem Schloß Chantelle, dem Könige sagen lassend: er werde ihm dienen bis an den Tod, wenn er flugs ihm die Bourbonischen Domainen wieder gäbe und den Prozeß niederschlage. —

Es war die höchste Zeit für ihn gewesen: eben hatten die Boten der Herzogin Louise und des Kanzler Duprat dem Könige die ausführlichen Geständnisse jener Seigneurs Matignon und Argouges, welche in Blois auf Leib und Leben verhört worden waren, nach Lyon gebracht, und der König ließ bereits Truppen gegen Bourbon marschiren, eh' dessen Brief von Chantelle nach Lyon kam. Der Connetable war im Handumkehren daran, auf seinem Schlosse belagert zu werden, mußte über Hals über Kopf seine Anhänger entlassen und nach entfernten Rendezvous-Plätzen vertheilen, und selbst mit einem Begleiter, dem Seigneur von Pomperant, und zwar als dessen Diener, hinauf in die Berge der Auvergne entfliehen, um später unter tausendfacher Gefahr wieder zurück über den Rhone durch's Dauphiné nach Savoyen zu entweichen.

War nun auch vor dem Ansehn und der Nähe königlicher Macht dieser furchtbar angelegte Aufruhr wunderbar schnell unmächtig geworden, so war doch dies Gelingen damals nicht sogleich zu übersehen, und die scheinbar noch unsichre Lage nöthigte den König, vom persönlichen Zuge nach Italien abzustehn. Von außen ferner hatte der angelegte Aufruhr rings herum die drohendsten Wetterwolken für Frankreich zusammen gezogen, und kein Mensch mochte damals bestimmen, bis zu welchem Grade dies ohne Schaden für das Königreich abzuwenden sein werde. Eins aber bekümmerte König Franz über Alles: die Untreue und der Verrath des mächtigsten Pairs der Krone, des Vetters, des Waffenbruders, des schlichten Mannes, der schon inmitten des Trugs ihm Anhänglichkeit geheuchelt! Dieser schreiende Widerspruch gegen die Wiedergeburt einer Ritterswelt, wie sie Leben und Seele des Königs beschäftigte, diese Felonie bestürzte ihn außerordentlich. Er war kein so zergliedernder Denker, daß er sich jemals das ihm selbst inwohnende moderne Element, das Element des Wechsellustigen, in allen möglichen Folgerungen vorgestellt

hätte; dies würde ihm die Idee seiner eignen ganzen Lebensexistenz sehr erschwert, diesen vorliegenden Fall aber sehr erleichtert haben.

Ohne diese Uebersicht zu gewinnen, war er melancholisch nach Blois zurückgekommen, und hatte sich gegen Gewohnheit allein in sein Gemach zurückgezogen. Der Diener hielt ihn für krank, und da ihm der Septemberabend ohnedies ein wenig kühl vorkam, so machte er ein knatternd Feuer in dem Kamine, welcher nach damaliger Sitte eine große, den Eintritt gestattende Nische des Zimmers bildete. Der König saß lange einsam im Schimmer dieser Flamme, und starrte trübsinnig hinein. — Als endlich der Diener fragte, ob der König zur Abendtafel größere oder kleinere oder gar keine Gesellschaft beföhle, fragte nach einigem Besinnen der König zurück: Wer ist hier in Blois von meinen gelehrten Herrn? Ist Kanzler Budé gekommen, und noch nicht nach Paris?

Zu Befehl, Majestät, er ist heut gekommen und noch hier.

Ah, schön. Also Er — wer ist sonst noch da?

Se. Hochwürden der Herr Bischof von Tulle und Macon, Herr Pierre Duchatel, der mit Ew. Majestät zurückgekommen. —

Natürlich!

Herr Jean Juste, der Skulpteur, und Herr Jean Cousin, der Maler, die morgen nach Paris gehn, und zusammen mit Herrn Primatice reisen wollten, der nach Fontainebleau will. —

Primatice ist noch da? Schön! Und —

Herr Lascaris, Herr Marot —

Marot laß weg, bin heute nicht lustig, doch nein, warum nicht! und vorher bestelle mir den Kanzler des Parlaments, Herrn Duprat hierher!

So wie er dies gesagt, nahm er Papiere, welche auf dem Tische lagen, und ging sie sorgfältig durch. Es war eigenthümlich an ihm, daß er eine große Kunst des Ueberblicks in allen Geschäften hatte, und daß er sich ununterbrochen beschäftigt hielt, wenn auch keineswegs immer mit Staatsangelegenheiten. Langeweile kannte er nicht; etwas lernen, oder etwas thun, oder etwas genießen zu jeder Stunde, war ihm Bedürfniß, deshalb waren immer Künstler und Gelehrte

um ihn, er mochte treiben was er wollte, und wenn er auf der Jagd umher ritt. Man ritt doch hie und da langsam, und da knüpfte er ein Gespräch an, oder es gab einen Halt, da wurde es verbreitet und erschöpft. Und gar beim Mahle! Das würzten ihm seine Gelehrten, wie er sie kurzweg alle nannte. Er verbrauchte deren außerordentlich viele, weil er jeden neuen so lange ausfragte und gleichsam preßte, bis er nichts mehr von ihm zu gewinnen glaubte. In diesem Betrachte hielt er Duchatel sehr hoch, den er lange Zeit als Vorleser benützte und von dem er zu sagen pflegte, es sei der Einzige, dessen Wissen er nicht in zwei Jahren erschöpft habe. — Allerdings verwendete er auch gar viel Zeit auf seine Neigungen, aber diese Zeit hielt er am allerwenigsten für verloren. Leb' ich nicht dann erst ganz, wenn ich genieße! rief er aus; alles Uebrige hilft mir dazu, je mehr ich kenne, je mehr ich weiß, desto mehr hab ich Anknüpfung und Mittel zum Genusse, desto eher erhalte ich mir die Gesundheit an Leib und Seele, dies unerläßliche erste Bedürfniß zum Genusse. — Bei alle dem war der Verkehr mit ihm nicht leicht,

weil er rasches, oder doch charaktervolles Eingehn auf seine Anregungen heischte, und schwankende Unsicherheit oder Halbwahrheit gröblich bei Seite stieß, und weil er Richtungen, die seinem Geschmacke abseits lagen, leicht mit gleichgültiger Geringschätzung behandelte. In solcher Gefahr, welche Duchatel immer abzuwenden suchte, war von den oben Genannten Jean Cousin, ein sehr mannigfaltiger Künstler, in Mannigfaltigkeit der einzige Franzose, welcher dem genialen Italiener Primatice die Wage zu halten begann, denn er war wie dieser Maler, Baumeister und Geometer in einer Person, und nur die Skulptur und den feineren Geschmack hatte der Fremde vor ihm voraus. Cousin, der von der Glas- zur Oelmalerei überging, war von überkräftigen Vorstellungen im Geiste Michel Angelo's, und dies Ungeheuerliche war dem Sinne des Königs, der Raphael thurmhoch über Alles stellte, nicht genehm. „Der Mensch ist das größte Kunstwerk, Jean," sagte er öfters zu ihm, „verlaß nicht dessen Ausdehnungen und Kreise." Cousin malte bei den Minimen in Vincennes das jüngste Gericht, und beschwerte sich, daß ihn der Kö-

nig seltner als Andre besuche. „Warum malst du Höllenfratzen, die mir die Phantasie verunreinigen, statt zu läutern!“ erwiderte er ihm darauf.

Ungefähr so viel Zeit, als diese Worte einnehmen, mochten vergangen sein, da trat Duprat unter tiefer Verbeugung in's Zimmer. Der König sah auf, und las dann weiter, bis die Schrift ganz zu Ende war.

Deine Darstellung der Verschwörung, Duprat, ist sehr klar gefaßt, und Deine Maaßregeln, Dich ihrer zu bemächtigen, sind sehr geschickt gewesen. Ich danke Dir. 'S ist abscheulich, daß so tiefe Nichtswürdigkeit möglich ist, und unsre Zeit und Thätigkeit in Anspruch nimmt. Um so weniger Umstände will ich damit machen, es muß den Seigneurs Dergleichen auf ewige Zeit verleidet werden. Die solcher Felonie überführt sind, sollen schmählichen Todes sterben. Du hast ihrer hier in Blois?

Zu Befehl, Majestät, und ich müßte unterthänigst bemerken, daß ich zweien, die ich als Werkzeuge der Entdeckung benutzt, denen von Matignon

und von Argouges des Königs Gnade versprechen mußte, um sie redselig zu machen.

Das Versprechen ist Deine Sache, die Gnade oder Ungnade ist mein. Wer ist der dritte?

Jean von Poitiers, dem nichts versprochen ist. Eure Majestät wissen, daß ich nicht weich und milde bin, aber es ist wegen der Zukunft —

Man wird in Zukunft nicht mehr Dergleichen wagen, wenn man die raschen bittern Folgen einmal gesehn.

Und thäten Ew. Majestät nicht besser, um aller Verantwortung baar zu sein, Verhandlung und Urtheil, wie es der Sache angemessen ist und vom Lande erwartet wird, dem Parlamente zu überweisen.

Damit sie verschleppt werde in's Nachdrucklose, denn dies Parlament hat mir bis jetzt nur Hindernisse bereitet, und man muß das Land daran gewöhnen, daß der König entscheidet und nicht das Parlament.

Ew. Majestät entschieden denn am Ende doch über Leben und Tod, auch nachdem das Parlament gesprochen, und ich möchte voraussagen, daß das Par-

lament in diesem Falle nicht wie in manchem andern hinter den Wünschen des Königs zurückbleiben wird; denn in diesem Falle haben wir, Eurer Majestät ergebene Leiter desselben, festeren Boden als in andrer Frage, hier ist der Hochverrath offenbar.

Ich brauche die Wirkung rasch!

Ich werde den Spruch nach Kräften beeilen, und das Vertrauen, welches wir hier dem Parlamente gewähren, trägt uns bei andrer Gelegenheit Früchte. —

Sind die Großseigneurs der Normandie und Bretagne hierher beschieden, wie ich von Lyon aus befohlen?

Sie sind großentheils bereits angekommen. Mögen Ew. Majestät eine Form finden für die Remonstranz, welche Sie ihnen zugedacht um der wenigen Schuldigen, die bis jetzt aus diesen Provinzen entdeckt worden sind. —

Sei unbekümmert um die Form, was der König thut, ist Form. Auf morgen!

Hiermit war der Kanzler entlassen. Es gelang diesem Manne nie, und doch war es die rastlose Absicht desselben, mit dem Könige auf vertraulichen Fuß

und Ton zu kommen: er that Alles für ihn, drehte und peinigte Recht und Form ihm zu Gefallen, und ward allerdings dafür von der Herzogin Louise in allen Dingen gefördert, aber vom Könige unwandelbar behandelt wie ein Mitglied jener verhaßten Opposition im Parlamente, welche dem despotischen Gelüste des Königs bald hier, bald dort entgegen trat. Ein solcher Parlamentsrath war er nun gar nicht, das konnte der König sehr gut wissen, aber der König wollte es vielleicht nicht wissen, und wollte wahrscheinlich einem Manne nicht dankbar sein, den er innerlich verachtete. Franz schätzte den Unabhängigkeits- und Rechtssinn an Anderen wenig, er dachte sich überhaupt nicht in Andere, er war gleichgültiger Egoist, aber wer ihm zu Allem feil diente, den behandelte er eiskalt, und für all' solche und ähnliche Verhältnisse hatte er eine demüthigende Herren-Manier des Betragens. Wie er denn überhaupt, eben weil er so gleichgültig egoistisch und eine prächtige äußere Erscheinung war, durch stolze Majestät den Franzosen imponirte, wie nie vorher ein König, und wie nach ihm nur Ludwig XIV., dessen imponirende

Majestät aber viel mehr ein Ergebniß von Grundsätzen als wie bei Franz die Frucht eines rücksichtslosen Naturels war.

Holla! rief plötzlich der König noch hinterdrein, als der Kanzler schon aus der Thür geschritten — Herr Kanzler! Die Seigneurs der Bretagne und Normandie sollen sich augenblicks in der Kirche versammeln und meines Befehls harren! Es kann ihnen zur Vorbereitung eine Messe gelesen werden!

Und auf einen Wink öffnete der Diener eine zweite Thür, welche in den neu gebauten Flügel des Schlosses führte und einen quadratförmigen, hell erleuchteten Saal zeigte, in dessen Mitte eine gedeckte Tafel stand, und in welchem die geladenen Gelehrten und Künstler umher gingen. Der König trat ein, und grüßte ohne sie anzusehen mit der Hand, seine Augen gingen prüfend an den Wänden und an der Decke umher, deren Farben und Schmuck ganz neu und Gegenstand seiner Prüfung waren.

Ist Primatice da? fragte er, ohne den Augen eine andre Richtung zu geben.

Zu Befehl, Majestät, sagte ein wohlgebauter Mann

von edlem, schönbärtigem Antlitze, und trat zum Könige.

Immer noch in den Anblick der Wände versunken reichte er ihm die Hand, und sagte leuchtenden Antlitzes: Du hast das wieder sehr schön gemacht, Meister! Weißt Du, daß die Narren sagen, wir trieben unsere Künste unchristlich sinnlich? Die Sirenen und Faune in Simsen und Verzierungen seien allzu heidnisch!

Aber die Kunst, sprach Primatice in gebrochenem Französisch, ist ja Gott in sinnlichen Formen!

Nicht wahr? Gott erhalte uns scharfe Sinne!

Daß wir uns wieder den volleren Formen eines fleischigen Körpers zugewendet in Bild und Bau, daß wir die langgereckten schmalen Linien, die mageren Kreuzesecken des Mittelalters verlassen, dies bildet ja eben seit Brunelleschi das Wesen unsrer Renaissance, und Eure Majestät werden aus dem Plane Bramante's von Urbino zur neuen Peterskirche ersehen haben, daß es sich in dieser außerordentlichen Komposition überall um volle Rundungen, um heidnische Fleisches-

form handelt: die Kuppel des griechischen Pantheon soll das Ganze krönen.

Ich möchte das Werk beendigt sehen, Primatice! Aber es schwebt mir eine andere Mischung der Stile vor, die mich noch mehr interessirt. Du magst mich morgen früh hinüber begleiten nach der Sologne in den Wald von Chambord, da liegt von den alten Blesischen Grafen ein dürftig gothisches Schlößlein am Saum eines unabsehbaren Eichenwaldes. Vom schmutzigen Thurme desselben sah ich zuweilen hinaus in das grüne Waldmeer, es giebt nichts Schöneres, Primatice, als meilenweit über lauter Baumkronen, über die schwarzgrüne See von schwerer Sammtmasse zu blicken! Dorthin wollen wir ein Schloß bauen mit schlanken maurischen Zinnen, mit breiten, fleischigen Flächen und armrunden Schwingungen des wohlthuenden Geschmacks, mit lockend aufsteigenden offen gehaltenen Thurmtreppen — noch weiter, noch freier, Meister als die, welche Du mir hier angelegt hast! — mit südlichem Dache zum Lustwandeln, zum Waldgenusse hoch in der Luft; laß Deine Phantasie kreisen, Meister, und zeig mir morgen einen Entwurf! — Sieh da, Guil-

laume, da bist Du ja! Ist Dein Fuß heil, und Deine schöne Wirthin mit Dir in Blois?

Mein Fuß ist heil, antwortete Budé, und folgte dem Könige in eine Fenstervertiefung, aber meine schöne Wirthin ist in der Bretagne geblieben.

Pfui doch! Ist Chateaubriant hier?

Ja, Eurem Aufrufe an die Barone gemäß; aber er hütet die Gattin vor Aller Blicken wie einen Juwel, und er hat Recht, sie ist ein Juwel.

Den ich sehen will, foi de gentilhomme! mich dürstet nach dem Anblicke eines schönen Weibes wie den Hirsch an dürrem Tage nach einer frischen Quelle. Wir wollen in der Nacht aufbrechen, und die schöne Schloßherrin überraschen.

Thut das nicht, königlicher Herr! Laßt die Zeit bilden, vielleicht bildet sie ein edles, dauerndes Verhältniß. Aber reißt nicht dies schöne und edle Geschöpf in wilde Kreise!

Ich sehe, Du hast Deine theologischen Aufträge für England noch im Kopfe! Du bist zu gewissenhaft Budé, das hast Du in Rom erfahren, als Du Dich

Jahrelang wegen des Konkordats von den heiligen Leuten täuschen ließest!

Besser getäuscht als täuschend mit dem Edelsten! Meine Nachforschungen in England, königlicher Herr, haben übrigens dahin geführt, daß über den Gang des Kirchenlebens, das täglich verworrener wird, keine Gemeinschaft mit König Heinrich zu finden sein dürfte. Es sind unlautre Elemente in ihm: die Päpste möchte er wohl allenfalls los sein, aber die Kirche will er nicht bessern. Und in unseren Schul- und Lehrplänen sind wir ihm voraus, haltet nur fest, Herr, an unsern neuen Einrichtungen in Paris, so wollen wir die Wissenschaft wohl aufbringen. Schafft mir nur die Mittel, noch zehn Lehrer zu besolden —

Die Mittel, die Mittel! Ich habe selbst kein Geld, und Alles hat sich bedrohlich, und neue Summen in Anspruch nehmend verändert. Deshalb jagte ich Euch Boten nach der Bretagne entgegen, weil die Pläne, um derentwillen ich Euch nach England geschickt, über Nacht veraltet waren. Rathen und helfen sollt Ihr! Du magst morgen nach Tours hinabgehn, und prüfen, ob es ohne allzu großen Skandal möglich ist, das

silberne Gitter vom Grabmahle des heiligen Martin wegzunehmen. Ludwig XI. verstand sich auf Politik und nicht auf Kunst, und Du mußt den Leuten von Tours begreiflich machen, daß ein schönes Gitter für ihren Heiligen nöthig und in Arbeit sei — Jean Juste, reite morgen früh mit dem Kanzler nach Tours, vermiß das Grabmahl des heiligen Martin, und entwirf mir eine Skizze, wie ein Geländer von gutem Marmor anzubringen sei! — Komm mit hinaus, Guillaume, ich habe noch Anderes mit Dir zu berathen.

Er nahm ihn an der Hand und führte ihn in's Freie an den Abhang der nach der Loire hinab sieht. Die Diener waren hierdurch genöthigt, die Speisen wieder abzutragen, damit sie nicht kalt würden; sie waren's am Könige gewohnt, daß er keine Stunde, nicht die eigen befohlene hielt, und wehe ihnen doch, wenn dann die Speisen weniger gut und frisch erschienen. Er war ein gar schwer zu befriedigender Herr. Und nicht etwa weil heute nur Gelehrte und Künstler des Mahles harrten, zeigte er sich darin so gleichgültig, o nein, alle Großen des Reichs mochten ge-

laden sein und vor Hunger und Harren vergehen, er nahm darauf keine Rücksicht, wenn ihn zur festgesetzten Stunde irgend etwas Anderes interessirte. Drang der Geschäfte war es selten, war es eigentlich nie, was ihn dazu vermochte; auch die Geschäfte ließ er warten, schob er bei Seite, wenn seinem Sinne ein Reiz entgegen trat. Noch weniger war es Absicht, den Herrn zu spielen, die ihn zur Rücksichtslosigkeit jeder Art bewogen hätte, nein, immer und überall war es der fraglose Egoismus seines Wesens, dem nur eben lebendig anzugehören, was ihn eben am Lebendigsten ergriff. So verzögerte er oft hundert Menschen und hunderterlei Anstalt um eine Stunde, damit er ein Gespräch, welches ihn spannte, zu Ende brächte.

Es war eine finstre Nacht, und der Wind strich hohl aber warm das Loirethal herauf. Der König setzte sich auf einen Baustein, und schwieg lange — Ich halte Dir's hoch, Guillaume, daß Du der Königin Claude stets das Wort redetest, wenn ich hastig war. Jetzt fehlt sie mir mit ihrem stillen, richtigen Maaße, und ihrem beschwichtigenden sanften Auge.

Sie konnte schöner sein, wie oft hab' ich's bitterlich ausgesprochen; aber sie liebte mich fest, und war stets lieb, ich mochte kommen, wann ich wollte, ich mochte sein, wie ich wollte. Ich spreche von ihr wie von einer todten Frau, Budé, denn die Aerzte sehen täglich ihrer Auflösung entgegen, sie soll kaum noch einem menschlichen Wesen ähnlich sehn. — Ich bedarf wieder eines Weibes. Eines Weibes, das mich gewähren läßt und doch mich liebt. — Und jetzt ist doch dies Frankreich wie ausgestorben, ich begegne keinem schönen Geschöpfe mehr. Mein Gott, wenn ich an meinen Aufenthalt und mein Zusammensein mit dem Pabste in Bologna denke nach der Marignano-Schlacht, in welchem Ueberflusse schwelgte ich da! es war, als ob ich nicht Augen und Hände genug hätte, die Schönheitsblumen, welche die Erde bot, zu pflücken!

Ihr wart mehr denn sieben Jahr jünger, mein König!

Sage nicht, daß es dies allein war, die Schönheit ist in Frankreich dünne gesät, und schon deshalb wäre ich gern wieder nach Italien gezogen, und verwünsche diesen Connetable, dessen Umtriebe mich hier

festbannen, und Ihr Alle wollt nun einen seltnen Schatz in der jungen Foix entdeckt haben, und wollt ihn mir verschließen, was habt Ihr?

Wie glücklich wäre ich mein König, könnte ich Brautführer sein für diese liebliche Françoise, könnt ich sie für die Dauer des Lebens meinem Könige entgegen bringen! Ach, es hat mich dieser Gedanke auf Chateaubriant fortwährend beschäftigt, denn nie ist mir noch ein Naturel begegnet, welches dergestalt wie für Euer Wesen angelegt und ausgebildet worden wäre: heiter und doch innig, schwärmerisch und doch witzig, talentvoll in Allem, was ihre Hand berührt, was ihre Seele nur einen Augenblick aufnimmt, sinnvoll für alles Gedanken- für alles Formenleben, und schön wie ein Engel —

Budé, höre auf, dies Weib muß mein sein, so wahr die Loire zu ihr hinabfließt nach der Bretagne!

Ich würde der Stunde fluchen, in welcher ich Euch also von ihr gesprochen, wenn Ihr nach ihr trachtetet in leichter, galanter Weise!

Und kann ich nicht ernsthaft nach ihr trachten? Bin ich nicht heut oder morgen Wittwer? Wird

nicht der Pabst um ein Wort ein Weib für mich scheiden?

Mein König!

Ich heurathe nicht mehr aus Politik, seit die politische Heurath mich auf den Thron gebracht —

O mein König, könnte es jemals also werden zwischen Euch und ihr! Ach nein, Ihr seid ein zu rascher, Viel verbrauchender Herr, Ihr seid nicht zu fesseln, Ihr seid nicht —

Nun, was bin ich nicht?

Nicht treu!

Budé, Du wirst dreist.

Das werd ich, mein Gebieter, ich weiß es.

Und Du irrst Dich! Ist nicht Treue der Mittelpunkt alles Ritterthums, und bin ich nicht ein Ritter von ganzem Herzen?

Das seid Ihr, Herr!

Also! — Gehen wir näher auf die Sache ein, es ist mir hoher Ernst, und ich will sie sehn, so wahr ich ein Ritter bin. Den Grafen Chateaubriant liebt sie schwerlich —

Nein, sie ward, ein noch nicht fünfzehnjährig

Mädchen, dem verlebten wüsten Grafen zugeführt; doch sie ist ihm strenge Gattin.

Wie bewegen wir ihn, sie daher nach Blois zu rufen?

Das bedürfte wunderbarer Künste. Er versieht sich schlimmer und frecher Maaßregeln von Bonnivet, und hat sie unter strenger Hut zurückgelassen und unter dem absonderlichen Gebote, das Schloß nur zu verlassen, wenn er ihr das verabredete Zeichen sendete —

Was ist das für ein Zeichen?

Es ist die Hälfte eines Ringes, der zur andern Hälfte, welche er ihr gegeben, ganz genau passen muß.

Er führt also die eine Hälfte bei sich! Wenn man sie mir auf 24 Stunden haben könnte, meine Künstler sollten sie schon zu Stande bringen — genug davon, ich werde hungrig, komm zur Tafel Guillaume.

Die Kirche drüben ist ja erleuchtet, königlicher Herr!

Der König lachte und rief: Fast hätt' ich's vergessen, die Normänner und Bretonen beten dort, bis ich komme, unser Ringherr ist darunter, was ist?

Die letzte Frage galt einem ihm auf der Schwelle des Schlosses entgegentretenden Edelmann des Hofhaltes, der zu berichten hatte, die Messe drüben wäre lang zu Ende, und die Seigneurs —

Die Seigneurs werden warten, bis ich gespeis't habe!

Und in den Saal der Garden tretend schwenkte er die Hand, und die Trompeten bliesen schmetternd das Signal, der König setzte sich zur Tafel, und die Diener flogen, als habe der Blitz in's Haus geschlagen.

4.

Gleich bei Beginn der Tafel war Bonnivet, der geübteste Mann in galanten Unternehmungen, vom Könige, welcher Bude's Worte trotz alles Gegenscheins nicht einen Moment aus den Augen verloren, unterrichtet, um welche Aufgabe es sich handle; und die Diener griffen noch nicht an den Abhub des ersten Ganges, da war Bonnivet's Diener schon auf dem Wege, der schwierigen Aufgabe nahe zu treten. Dieser Diener, Namens Florio, war eine Eroberung, welche sich Bonnivet aus dem Kriege in Italien mit heim gebracht hatte. Italien war damals, was heute Frankreich ist: das raffinirte Leben war dort unvergleichlich weiter ausgebildet als in einem Lande Europa's, die Anstelligkeit der Italiener zur Intrigue war und ist die größte, und Florio, aus Rom stammend, war einer der abgefeimte-

sten Italiener. Die innerlichen Fragen, welche die europäische Welt bewegten, waren ihm vom Mittelpunkte der damaligen Welt her, oberflächlich geläufig, und in der Wahl der Mittel war er durchaus nicht blöde. Er hatte einem Prälaten gedient, und in welchen Gedankenkreisen sich damals die hohe Geistlichkeit bewegte, mag daraus ersichtlich werden, daß die Päbste schon vor zehn Jahren auf einem Lateran-Konzilium für nöthig befunden hatten, die „ketzerische Lehre von Sterblichkeit der Seele" zu bekämpfen. Der Platonismus, der frühere Schöpfer so mancher interessanten logischen Schwärmerei, war bereits ganz aus dem Trachten der Geistlichkeit verdrängt, und hatte skeptischen und epikuräischen Systemen Platz gemacht. Jagd, Koncerte, Dichtkunst und Theater beschäftigten außer den bildenden Künsten den genialen Pabst Leo, und man spielte vor ihm im Vatikan Machiavelli's Lustspiel „la Mondragore," worin das Mönchthum verlacht, und Leichtfertigkeit in ausgelassenster Art vorgestellt wurde. Wie der Herr, so die Diener: die Prälaten eiferten dem Pabste nach und die Diener der Prälaten waren die raffinirtesten Bur-

schen der Welt. Zu Bologna bei der berühmten Zusammenkunft des Königs mit dem Pabste, welche den König mitten unter Künste und Künstler gebracht hatte, war Bonnivet zur Werbung Florio's gekommen, und er hatte ihn seitdem häufig genug zur Betreibung von Abenteuern des Königs benutzt.

Florio stieg in die dunkle Stadt hinab, um die Dienerschaft Chateaubriant's kennen zu lernen. Alle Schenken waren mit Trabanten der Seigneurs angefüllt, denn ein Seigneur damaliger Zeit war ein kleiner König, und reis'te mit großem Troß. Alles war noch lebendig, da die Pairs in der Kirche noch immer des Königs harrten, und auszufinden wußte sich Florio in dem kleinen Orte Blois gar bald. Er wußte nach Verlauf einer Viertelstunde, daß ein stämmiger Bretone Namens Baptiste, ein schon bejahrter Bursche mit röthlichem Haar und finstrer Miene der Hauptdiener Chateaubriant's sei, und nachdem die ersten Uebelstände des schwer verständlichen Patois, welches Baptiste redete — denn ein allgemeines Hochfranzösisch lag auch bei dem höheren Stande noch gar sehr im Argen — überwunden waren, saß er

ihm bei der Kanne Wein vertraulich gegenüber. Er kannte bereits durch zehnjährigen Aufenthalt die Eigenthümlichkeit jeder einzelnen französischen Völkerschaft, und wußte vortrefflich, wie insbesondere ein Bretone zu behandeln sei. Diese Völkerschaft hat am Meisten germanische Art, und ist wohl am Dauerndsten und Allgemeinsten von englischen Volkstheilen genährt worden. Ihr nebliges Land macht sie zur Melancholie, zu grübelndem Nachdenken und zum Trunke geneigt. Baptiste horchte mit Theilnahme Florio's Schilderungen des römischen Prälatenlebens, das dieser, der sich des Zutrauens halber für einen gebornen Franzosen ausgab, in der Kriegsgefangenschaft kennen gelernt haben wollte, und sprach im eifrigen Zuhören eifrig dem burgundischen Weine zu, welchen Florio an die Stelle des leichten Touraine-Weines geschoben hatte. Bald glühte der Zuhörer, und folgte bereitwillig dem Vorschlage Florio's, sich aus der lärmenden und störenden Gesellschaft zurückzuziehn, um freier über Gott und Kirche sprechen zu können. Frei genug waren zwar ringsum die Aeußerungen der Fremden, aber nur auf Kosten des

Königs, den sie in Schatten stellten neben ihren, wie sie zweifellos meinten, eben so königlichen Gebietern. Aber Florio hatte für Baptiste eine Schilderung der deutschen Ketzer und eine offne Besprechung solcher Lehren begonnen, und Baptiste, darauf sehr begierig, schlug das Erwünschte selbst vor, und führte Florio in das Haus, welches Graf Chateaubriant zu seinem Absteigequartier erwählt hatte. Prüfend warf dieser seine Blicke unter den umherliegenden Mantelsäcken umher, und zehnmal versuchte er es auf andere Weise, Baptiste für einige Zeit aus den Zimmern zu entfernen. Dies gelang nicht, wohl aber wirkte bei vorrückender Nacht der Burgunderwein, und der bretonische Diener, die Arme auf den Tisch, den Kopf auf die Arme stützend, entschlief, und schlief mit allen Zeichen schwer gebundener Kräfte, Stirn und Augen immer tiefer hineinwühlend in die ledernen Aermel des Wamses.

Die Wohnung des Grafen bestand aus zwei kleinen Zimmern, deren Verbindungsthür offen stand, und die eine Treppe hoch nach dem Hofe hinaus gelegen waren. Es blieb den Seigneurs keine besondere Wahl in Blois, da ihre Anzahl den Ort überfüllte.

Unten im Hofe standen die Pferde des Grafen, wohl zehn an der Zahl, und es schliefen die übrigen Leute seines Gefolges theils im freien Hofraume, theils in den Ställen. Man machte damals keine Umstände mit der Dienerschaft: sie bekam reichlich zu essen, und mochte sich übrigens nach einem Kopfkissen umthun. Wer nicht Herr war, freier Seigneur auf seinem Erbe sitzend, oder auf sein Schwert pochend, der war kein Gegenstand irgend welcher Beachtung. Nur der Leibdiener ward zu größerer Sicherheit und Bequemlichkeit des Herrn näher und deshalb auch besser gehalten. So hatte Baptiste in dem einen Zimmer ein Lager von Decken an der Erde. — Habseligkeiten des Grafen waren wol auch hier umhergestreut, Wäsche, Kleidungsstücke, Sporen, Waffengeräth, aber ein Schmuckstück wie den halben Ring, nach welchem Florio aus war, suchte er hier nicht, sondern darnach richtete er sogleich seine Schritte in des Grafen Zimmer, nachdem er sich prüfend durch einige laute Tritte über Baptiste's festen Schlaf vergewissert hatte. Auf Flur und Treppe war es ruhig, vom Hofe herauf war ein gleichmäßig Geräusch der Reitknechte zu hö-

ren, die nicht zur Ruhe durften, bevor der Herr daheim sei, und so durchstöberte Florio beim Schein der Lampe, welche er Baptiste entführt, die offenen Mantelsäcke, die Schubläden und Schränke. Er fand nichts verschlossen, denn der damalige Seigneur war vertrauensvoll, und führte wenig Geld bei sich; aber er fand auch nicht, was er suchte, und wiederholte sich, verdrießlich vor einem Kästchen mit Ketten und Waffenschmuck des Grafen stehend, was er sich schon bei Einleitung des Unternehmens immer im Stillen vorgesagt hatte: der Graf werde solch ein werthvolles Kleinod am eignen Leibe verwahrt tragen. Dieser ihm nicht tröstliche Gedankengang ward obenein durch das bedenklichste Geräusch unterbrochen: er hörte die Hausthür öffnen, und sporenklirrende Tritte die Stiege herauf kommen. Das war allem Vermuthen nach der Graf. Florio eilte hastigen leisen Schrittes zu Baptiste zurück, schüttelte diesen heftig und löschte die Lampe. Während dieser im Dunkeln sich nur unvollständig ermunterte, schlüpfte Florio unter die Decken von Baptiste's Lager — denn er wollte nicht nur ungesehn sein, sondern er wollte auch da bleiben —

und der Graf trat ein, gröblich scheltend, daß er kein Licht fände. Es war noch ein anderer Seigneur bei ihm, und er führte diesen so gut es ging im Dunkeln nach seinem Zimmer hindurch, während Baptiste schwerfällige Versuche machte, Licht zu entzünden. Glücklicherweise schienen die Seigneurs in vorherrschender andrer Aufregung zu sein, und deshalb wenig Acht auf die Umgebung zu haben. Sie sprachen in den härtesten Ausdrücken vom Betragen des Königs, der sie bis Mitternacht in der Kirche hatte warten und ihnen dann erst durch den verhaßten Emporkömmling Bonnivet hatte anzeigen lassen, er würde sie nicht eher sprechen, als bis sie jeden Theilnehmer an der Bourbonschen Verschwörung in ihren Provinzen ausfindig gemacht und ausgeliefert hätten —

„Sind wir denn, rief Graf Chateaubriant in großer Entrüstung, Diener und Unterthanen dieses übermüthigen Valois geworden. Verdient er nicht, daß wir den Lehnseid ihm kündigen, da er als so übergreifender Lehnsherr sich beträgt! Ich beharre dabei, daß wir bei Anbruch des Tages heim reiten, wir alle nach Rennes, Ihr alle nach Rouen, und ihm vom

Seneschal jedes unsrer Reiche sagen lassen, er habe sich übler Dienste von uns zu versehen, wenn er seinen formlosen Uebermuth nicht herabstimme.“

Ich kann leider für die Normandie nicht dazu rathen, sprach der andre Seigneur, den man, einen kleinen zierlichen Mann, bei endlich angezündeter Lampe mit dem Grafen auf und nieder schreiten sah — denn mein Schwiegervater ist in Lebensgefahr, und unterliegt, wenn ich zum Trotze der Provinz helfe, und mich dadurch der Fürsprache beim Könige begebe.

„Habt Ihr ihm nicht zur Kenntniß des Bourbonschen Unternehmens verholfen — Gott gebe, daß Ihr's nie bereuen mögt! — ist er Euch nicht zu Dank verpflichtet?“

Er scheint's für bloße Lehnspflicht anzuschlagen, und es ward mir nicht einmal der Zutritt zum Gefängniß des Grafen von Vallier gestattet; meine Frau wird außer sich sein. Sorget, daß der Eurigen nicht ähnliches Herzeleid bevorsteht, ich höre, ihr Bruder Lautrec ist auf dem Wege daher, und höre, daß er zu schonungsloser Verantwortung gezogen werden soll. Unsere Schritte müssen wohl erwogen sein, denn der

König hat weit aussehende Pläne, scheut wie Ludwig XI. keine Mittel, und wird wahrscheinlich durch den schlimmen Duprat Herr des Pariser Parlamentes, das in juristischen Wendungen unsern Landesherrlichkeiten am Liebsten überall abzwackt!

„Ach was! haben wir nicht auch Parlamente! Was schiert uns das Pariser, aber die Spitze müssen wir ihnen bieten, sonst wachsen uns diese hörigen Menschen zu Kopfe. Ihr thut Unrecht, Brezé, durch Anschluß an dies Regiment der Valois irgend eine günstigere Wendung, irgend ein Heil zu erwarten! Wer sind sie? Arme Ritter durch glückliches Aussterben auf den Thron gebracht! O Anna, Anna, wie thöricht war's, König Ludwig zu heurathen, und uns Bretonen an dies falsche Königshaus zu bringen, Deine liebliche Claude, unsers Landes Blume an diesen frechen Valois zu opfern, der Dich und Deine Erbschaft Bretagne nicht zu schätzen wußte. Wie viel besser wäre uns, wir wären allein geblieben, oder hätten uns an England geschlossen!"

Nicht doch, Chateaubriant, das ist unfranzösisch!

„Französisch! Was ist französisch! Es ist eben der

Kram, den sie aufbringen möchten, um uns unterzubringen; denn Alles unter diesem Namen geht auf Beeinträchtigung unsrer Herrenrechte hinaus. Was Franzos! Ich bin Bretone! Seid Ihr Normann! Nur wenn wir auf uns halten, hält man auf uns und achtet unsre Rechte. — Lautrec! Lautrec! Es wäre abscheulich, wenn er an ihn griffe!"

Er hat ihm ein Heer und ein Land verloren!

„Das Unglück hat ihm Beides verloren, Lautrec ist brav und von Foixschem Blute; ich denke, er soll ihm die Zähne weisen! Aber wir müssen uns rüsten, Brezé, es thut bitterlich Noth."

Wir sprechen noch darüber, gute Nacht Graf.

Während dieses Gesprächs hatte Baptiste, welcher seines Besuches völlig vergessen zu haben schien, den Nachttrunk des Grafen, einen starken Pokal mit Wein zurecht gemacht, und auf den Tisch gestellt, und hatte sich, der eignen Nachtruhe eingedenk, seinem Lager genähert, um die Decken aufzuschütteln. Dabei entdeckte er natürlich Florio, und da er dessen gar nicht gewärtig und nicht schnell von Begriffen war, so ereignete sich diese Entdeckung nicht ohne Ruf des Er-

staunens und nicht ohne hervorgestoßene Fragworte. Unglücklicherweise geschah dies gerade, als der Graf den Herrn von Brezé in Baptiste's Zimmer geleitete, um ihn durch diesen einzigen Ausgang nach Vorsaal und Treppe zu führen, und Florio's Anwesenheit wurde dabei entdeckt. Bei des Grafen heftigem Dreinfahren sprang Florio in die Höhe, und versuchte es, in eiligen Worten sein Dasein der Wahrheit gemäß zu erklären und zu entschuldigen, ehe er aber damit zu Ende kommen und die Ungeduld des Grafen es anhören konnte, sagte Herr von Brezé mit halber Stimme zum Grafen: Er hat uns behorcht! — „Ach was!" entgegnete dieser, „was wir sprechen kann die ganze Welt hören!" — Es ist aber, setzte Brezé hinzu, ich kenne ihn, der Diener Bonnivet's! — „Was?" schrie bei diesen Worten der Graf laut auf, und sprang nach einem mit Geräthschaften angefüllten Tische, „wo ist die Peitsche!?"

Ehe er sie indessen hervorziehn konnte, war Florio wie der Blitz an der Ausgangsthür, war hinaus, und war verschwunden, bevor die einander hindernden Männer mit Licht ihm folgen konnten. — Es war

dieser Italiener in Verfolgung seiner Zwecke von erstaunlicher Frechheit: er hatte im Nu übersehn, daß er, einmal erkannt, seinem Ziele nie wieder so nahe kommen würde als eben jetzt, und er flüchtete mit dem Vorsatze, das Haus um keinen Preis zu verlassen, richtig voraussetzend, daß man ihn am Wenigsten jetzt in der Nähe vermuthen und suchen werde. Der Vorsaal bestand, wie bei den meisten Häusern jener Zeit, aus einer offnen Gallerie, welche um die Winkel des Hauses umher lief. Statt also gerade aus nach der in Hof und Hausflur hinab führenden Treppe zu flüchten, wendete sich Florio sogleich rechts nach der Seite, auf welcher die Gallerie keinen Ausgang bot, und drückte sich hinter den nächsten Pfeiler. Wirklich stürmten auch die Verfolger gerade aus nach der Treppe zu, und die Treppe hinab. So wie Florio inne wurde, daß sie bis zur Treppenwendung vorüber waren, schlüpfte er behende durch die offen stehende Thür in's Zimmer zurück, und eilte sicheren Schritts im Dunkeln nach dem Tische, auf welchen Baptiste den Nachttrunk des Grafen gestellt hatte. Mit der einen Hand ergriff er den Pokal, mit der

andern holte er aus dem Wamse ein Fläschchen hervor, zog mit den Zähnen den Pfropf ab, und goß den Inhalt in den Pokal. Dann tastete er im Zimmer umher, einen Versteck suchend, welchen er sich schon vorher von Baptiste's Lager aus erkoren hatte. Es war der Winkel rechts vom Eingange: ein Vorhang von alter Serge war dort ausgespannt, um die dahinter hängenden Kleider vor Staub zu schützen. Auf dem Wege dahin verließ ihn einen Augenblick das Glück, er fiel über einen Stuhl, und verlor das geleerte Fläschchen aus der Hand. Darnach umher tastend hörte er, daß der Graf und Baptiste die Treppe herauf zurück kamen, und es blieb ihm nun nichts übrig, als das Fläschchen im Stiche zu lassen, und eiligst hinter den Vorhang zu flüchten.

Der Graf war in großem Zorne und versetzte seinem Diener einen empfindlichen Peitschenhieb. Baptiste ertrug ihn ruhig, und machte schweigend Alles zurecht, was zur Nachtruhe seines Herrn gehörte. Dieser, welcher sich selbst die Kleider herunter riß, griff im Vorübergehn nach dem Pokale, und trank in vollem Zuge. Da trat Baptiste mit seiner schweren

dieser Italiener in Verfolgung seiner Zwecke von erstaunlicher Frechheit: er hatte im Nu übersehn, daß er, einmal erkannt, seinem Ziele nie wieder so nahe kommen würde als eben jetzt, und er flüchtete mit dem Vorsatze, das Haus um keinen Preis zu verlassen, richtig voraussetzend, daß man ihn am Wenigsten jetzt in der Nähe vermuthen und suchen werde. Der Vorsaal bestand, wie bei den meisten Häusern jener Zeit, aus einer offnen Gallerie, welche um die Winkel des Hauses umher lief. Statt also gerade aus nach der in Hof und Hausflur hinab führenden Treppe zu flüchten, wendete sich Florio sogleich rechts nach der Seite, auf welcher die Gallerie keinen Ausgang bot, und drückte sich hinter den nächsten Pfeiler. Wirklich stürmten auch die Verfolger gerade aus nach der Treppe zu, und die Treppe hinab. So wie Florio inne wurde, daß sie bis zur Treppenwendung vorüber waren, schlüpfte er behende durch die offen stehende Thür in's Zimmer zurück, und eilte sicheren Schritts im Dunkeln nach dem Tische, auf welchen Baptiste den Nachttrunk des Grafen gestellt hatte. Mit der einen Hand ergriff er den Pokal, mit der

andern holte er aus dem Wamse ein Fläschchen hervor, zog mit den Zähnen den Pfropf ab, und goß den Inhalt in den Pokal. Dann tastete er im Zimmer umher, einen Versteck suchend, welchen er sich schon vorher von Baptiste's Lager aus erkoren hatte. Es war der Winkel rechts vom Eingange: ein Vorhang von alter Serge war dort ausgespannt, um die dahinter hängenden Kleider vor Staub zu schützen. Auf dem Wege dahin verließ ihn einen Augenblick das Glück, er fiel über einen Stuhl, und verlor das geleerte Fläschchen aus der Hand. Darnach umher tastend hörte er, daß der Graf und Baptiste die Treppe herauf zurück kamen, und es blieb ihm nun nichts übrig, als das Fläschchen im Stiche zu lassen, und eiligst hinter den Vorhang zu flüchten.

Der Graf war in großem Zorne und versetzte seinem Diener einen empfindlichen Peitschenhieb. Baptiste ertrug ihn ruhig, und machte schweigend Alles zurecht, was zur Nachtruhe seines Herrn gehörte. Dieser, welcher sich selbst die Kleider herunter riß, griff im Vorübergehn nach dem Pokale, und trank in vollem Zuge. Da trat Baptiste mit seiner schweren

Sohle auf das Fläschchen, daß es knirschend zersprang — Was ist da? rief der Graf, den Pokal absetzend und hinzutretend — Ich weiß nicht, murmelte Baptiste, die Scherben zusammen suchend. Der Graf riß ihm eine der Scherben aus der Hand, betrachtete sie bei der Lampe, und entdeckte eine klebrige Feuchtigkeit daran. Er hielt sie an die Nase und roch dann in den Pokal hinein, als ob ihm ein Zusammenhang auftauche. Dann rief er Baptiste nahe zu sich, und sah ihm eine Minute lang starr und forschend in's Auge, gleich als ob er die Möglichkeit eines Falsch's in dem Diener ergründen wollte. Baptiste zuckte nicht mit der Augenwimper. „Trink den Rest!" sprach hierauf der Graf und hielt ihm den Pokal hin. Baptiste verstand nichts davon, trank aber ohne Zögern, ja behaglich den Becher leer bis auf den Grund.

Darauf legte sich der Graf schweigend zur Ruhe, und Baptiste, nachdem er die Lampe in des Grafen Zimmer getragen, und deren Schein durch einen vorgeschobenen Sessel vom Bette des Herrn abgewendet hatte, that desgleichen. Nach Verlauf einer Viertel-

stunde ward Florio bei der eintretenden Todtenstille inne, daß der römische Schlaftrunk auch auf die erregten Gemüther seine Wirkung nicht versage, und als Baptiste erst leise, dann laut zu schnarchen begann, öffnete er den Vorhang, nestelte behutsam seine Schuhe auf, streifte sie ab, trug sie an die Ausgangsthür, und schlich nun an die offene Thür des Gemachs, in welchem der Graf schlief. Wohl eine Viertelstunde lang blieb er regungslos an der Schwelle stehn, mit gespannter Aufmerksamkeit horchend, ob die Athemzüge des Schläfers tief und regelmäßig seien. Als daran nicht mehr zu zweifeln war, trat er leise an den Fuß des Bettes, und betrachtete mehrere Minuten unverwandt den Grafen.

Je länger er hinsah, desto mürrischer wurde das Gesicht des Italieners; denn wie sehr sich sein Auge an die trübe Beleuchtung gewöhnt, und alle Blöße am Grafen betrachtet und geprüft hatte, es zeigte sich keine Ringeshälfte. Florio hatte darauf gerechnet, sie würde an einer Kette auf der Brust hängen, aber die schwarz behaarte Brust des Seigneurs war ziemlich unbedeckt vom Nachthemde, zeigte aber nicht Kette

noch Ring. Es bedurfte keines geringen Grades von Entschlossenheit, um noch näher zu treten, noch näher zu prüfen: das bleiche Gesicht, von schwarzem Barte und von tief hinter die hohe Stirn und die breiten Schläfe zurücktretendem schwarzem Haare dünnen Wuchses umsäumt, die tiefliegenden Augen, die scharfe Adlernase, das starre Zucken in den Zügen, die über die Decke heraus gestreckte magre Hand, Alles das wirkte wie eine drohende Macht. Zuweilen schwollen sogar Adern und Muskeln des halb entblößten vorgestreckten Armes zusehends an, und die Hand erhob und krümmte sich, als ob sie sich ballen wollte. Aber Florio war verwegen, er wußte, daß es für den König galt, und daß Schutz wie Lohn groß sein würden, er schritt vor am Bette, um das Hemd noch weiter zurückzuschlagen von der Brust. Erst hielt er die Hand eine Weile erhoben über jener, um zu prüfen, ob der Schläfer gegen solche Nähe irgendwie empfindlich sein und zurückwirken werde. Er schlief in gleichen Zügen weiter; nun legte Florio die Hand an, und schob das Hemd nach der rechten Seite des auf dem Rücken liegenden Schläfers zurück — es

war kein Ring zu sehn, wohl aber kam von der Schulter herab ein seidnes Schnürchen zum Vorschein! Hastig schob er nun links das Gewand zurück, und da hing der halbe goldne Reif, just auf dem unruhig klopfenden Herzen ruhend. Da es nicht die erwartete Kette, sondern nur eine seidene Schnur war, so stand es in seiner Macht, sich durch einen Schnitt des Ringes selbst zu bemächtigen, was von Hause aus nicht seine Absicht gewesen war. Er überlegte auch einen Augenblick, ob er's nicht thun solle, entschied sich aber doch für den ursprünglichen Plan, richtig überlegend, daß der Graf schon am nächsten Morgen den Verlust bemerken und gegen etwaigen Mißbrauch Vorkehrungen treffen werde. Florio zog also lieber, wie er's vorbereitet, ein rundes Stück Wachs aus seiner Tasche, hob langsam am Schnürchen den halben Ring von der Brust des Schläfers und drückte ihn sorgfältig in das Wachs bis er um keine Linie mehr über die Oberfläche desselben hervorragte. Diese Verrichtung war die schwierigste, denn er mußte sich bis dicht an den Leib des Grafen beugen, und der Athem desselben, der ihn getödtet, wenn er ihn betroffen hätte,

streifte ihm die Stirn. Wirklich erschrak er auch vor einem Zucken der Augenlieder des Schläfers dergestalt — er sah sie mit Entsetzen schon offen — daß er an dem Ringe, den er eben wieder aus dem Wachse gezogen, zuckte, und dadurch mit dem Schnürchen am Halse des Grafen einen Ruck veranlaßte. Hastig hob sich die Hand des Grafen, griff nach der Brust, und ergriff krampfhaft die Hand Florio's, und die geschlossenen Augen öffneten sich zur Hälfte. Der verwegene Italiener bebte, aber bestand diesen Moment regungslos: der geringste Widerstand hätte wahrscheinlich den Grafen völlig erweckt, der Mangel jedes Widerstandes ließ ihn die noch nicht zum Sehen erwachten Augen wieder schließen, die Muskeln der Hand lösten sich wieder, so daß die Hand auf die Decke zurückfiel, und Florio, der seine Wachsform zufällig in der andern, der linken Hand gehalten, also unverletzt erhalten hatte, war somit frei, und zog sich auf den Zehen in Baptiste's Stube und nach der Ausgangsthür zurück. Hier steckte er erst sorgfältig seine Wachsform ein, trocknete sich dann den Angstschweiß, welcher ihm die Stirn bedeckte, und glitt vorsichtig in

seine Schuhe. Die Thür knarrte zwar, aber jetzt war er schon zu sehr im Vorsprunge, als daß ein Mißlingen noch wahrscheinlich gewesen wäre — nur durfte die Hausthür nicht verschlossen sein. Dies war indeß damals noch selten der Fall: man war nicht so verschwenderisch mit Schlössern und begnügte sich mit Riegeln. So fand's auch Florio, schob leise die Riegel zurück, horchte noch einmal nach der Treppe, vernahm nichts, schlug ein Kreuz nach rückwärts, und entschlüpfte.

König Franz erfuhr von dergleichen gewaltsamen Hilfsmitteln nichts. Er war leidenschaftlich und despotisch genug, ohne näheres Zusehn Alles für erlaubt zu halten, was seinem Willen dienlich sei, und doch hatte er im Widerspruche damit so viel ritterliche Scham, den gröblichen Mitteln nicht in's Auge blicken zu mögen, ein Widerspruch, dem wir überall bei begehrsamen, moralisch nicht durchgebildeten Herrschernaturen begegnen. Bonnivet, eine ächte Günstlingsnatur, welche nicht auf guten, sondern nur auf gefäl-

ligen Rath bedacht ist, kannte das Wesen seines Herren ganz und gar, und erwähnte bei solchen halb ertheilten Aufträgen des Gegenstandes nicht eher wieder, als bis er ihn als reife Frucht dem Könige zum Pflücken bieten konnte. In's große reizende Sündennetz, genannt „gutes Glück" schlug dann lachend König Franz die mühsam und oft verbrecherisch gereifte Avantüre, und genoß ihrer leichtsinnig, und würdigte ohne wörtlich ausgesprochenen Dank seinen Glücksritter Bonnivet.

Dieser, mit Florio berathschlagend, erkannte wohl, daß mit Gewinn der Ringform, welche binnen 24 Stunden den halben Goldreif zu Stande bringen half, noch weiter nichts als der erste Schritt gewonnen, und daß es sehr schwierig sei, dies Berufungszeichen auf unverdächtige Art nach Chateaubriant zu bringen, den Grafen ferner, sobald die Gräfin Blois sich nähere, aus dieser Stadt zu entfernen, dieser ein unverfängliches Absteigequartier zu bieten, und sie wenigstens eine kurze Zeit in der Täuschung, es sei Alles von ihrem Gatten veranlaßt, zu erhalten.

Zu solchem Ende mußte Florio mit Baptiste wieder in Verbindung treten; denn es war wahrschein-

lich, daß der Graf seiner Gemahlin Nachricht senden werde über die bedrohte Lage ihres Bruders Lautrec, und der desfallsige Bote mußte den falschen Halbreif mitnehmen. Lautrec selbst konnte auch den natürlichsten Anhalt für die eintreffende Schwester bieten. Aber freilich war Lautrec, gegen welchen der König furchtbar aufgebracht war, bis zum Tode gefährdet, und insofern ein gar mißlicher Anhalt für die Schwester. Auch wünschte Bonnivet, nach erster Kriegsstelle lüstern, gar sehr einen üblen Ausgang der Anklage, welche auf Lautrec lastete, und sah keineswegs voraus, wie so widerstreitende Aufgaben zu vereinigen sein würden. Ein Glücksritter indessen verläßt sich auf den Zufall, und verlangt nicht, die Dinge bis in's Einzelne vor sich ausgerechnet zu sehen. Zunächst hatte Florio den halben Reif passend an Ort und Stelle zu besorgen, und zu dem Ende zechte er 24 Stunden nach dem vollführten Raube wieder mit Baptiste, und erfuhr, daß am frühen Morgen ein Reiter mit Briefschaften nach Chateaubriant abgehn werde. Dieses Reiters habhaft zu werden, war ihm eine leichte Aufgabe. Ein Paar Meilen unterhalb

Blois auf halbem Wege nach Amboise war ein durch Räubereien berüchtigter Wald: dort ließ er den armen Teufel durch drei Leute Bonnivet's überfallen, ausplündern und knebeln. Während der unschuldige Bote gefesselt mit dem Antlitze am Boden lag, brachte der Leibdiener Bonnivet's, welcher dabei thätig und allein von der Absicht unterrichtet war, dem im nahen Dickicht harrenden Florio den Brief des Boten. Er war zwar versiegelt, und mit seidenem Faden zugeschnürt, aber so kunstlos, daß es dem geschickten Florio ohne Mühe gelang, ohne Verletzung des Siegels eine Ritze zu gewinnen, den halben Ring hinein zu schieben, und mit dem gelockerten seidnen Faden das Ganze wieder fest zu verschließen. Darauf machte er sich selbst das Vergnügen, nach der Landstraße zu reiten, und nachdem er den Brief beiseit an die Erde geworfen hatte, den Boten anzureden und der Fesseln zu entledigen. Dieser erwies sich sehr dankbar, fand bei Durchsuchung seiner Taschen, daß ihm eigentlich nichts fehle, entdeckte den großen Brief, verwahrte ihn auf Florio's Rath sorgfältig auf der Brust, entdeckte sogar, daß sein Pferd in der Nähe an einen

Baum gebunden war, und theilte vollkommen des nach Blois zu reitenden Florio Meinung, der Angriff müsse eine Verwechselung gewesen und er müsse statt eines Anderen durchgehaun worden sein. So ritt er, sein Geschick preisend, vorsichtig weiter nach der Bretagne hinab.

Während dies geschah traf auf dem Schlosse von Blois die bestimmte Nachricht ein, Lautrec sei mit mehreren Kriegsobersten bereits in Romorantin eingetroffen, sei in einer verzweifelten, aber keineswegs furchtsamen Laune, und drohe mit Eröffnung von Dingen, welche seine Niederlage erklären, und hoffentlich einige der gewissenlosen Diener des Königs an's Messer liefern würden. Eine Person in Blois verstand diese Drohung vollkommen. Dies war die Mutter des Königs. Sie ließ auf der Stelle den Oberintendanten der Finanzen Jacques de Beaune, Seigneur von Semblançay rufen, und fragte ihn, ob er die Quittung noch besitze, welche sie ihm Ausgang vorigen Jahres über 400,000 Eku's ausgestellt —

Königliche Hoheit meinen die Summe, welche für die italienische Armee bestimmt war? fragte Sem-

blançay, ein schlichter, aber pünktlicher Geschäftsmann langen, schmalen Wuchses und unbeholfener Manieren, ergraut und gebeugt im Dienste.

Ja doch! zeigt mir die Quittung!

Die Quittung ist vorhanden, königliche Hoheit.

Zeigt sie mir!

Semblançay, mit den gefährlichen Manieren dieser Dame wohl bekannt, trug Bedenken, ein für ihn so wichtiges Dokument dergestalt auszusetzen, und war ein zu ehrlicher Mann, um auf Vorschläge der Herzogin einzugehn, welche darauf hinausliefen, auf irgend eine unlautre Weise den Beweis vorzuspiegeln, daß jene 400,000 Ekü's nach Italien abgeschickt worden seien. Die Herzogin hatte diese Summe unterschlagen, und es stand zu erwarten, daß Lautrec das Mißlingen des Feldzuges auf den Mangel dieses ihm versprochenen Geldes wälzen, und daß eine strenge Untersuchung in Betreff dieser Summe eintreten werde. Der arme Semblançay ahnte nicht, daß unter solchen Umständen und mit solchen Personen ehrlich Verfahren und gut Gewissen kein hinreichender Schutz sei, und daß er unklug handle, im Gefühl seines

Rechtes ein mit der Herzogin gemeinschaftliches Verfahren zurückzuweisen. Sie entließ ihn äußerst ungnädig und schickte nach Duprat, welcher damals in höchster Instanz das ganze innere Staatswesen verwaltete, und der nie um einen Ausweg verlegen war. Duprat war es auch, welcher um jene Zeit die Idee einer nicht auf Abzahlung sondern auf die Dauer errichteten Staatsschuld erfand, und von dem sich die Herzogin wohl eines genügenden Raths in dieser bedenklichen Lage versehn durfte.

Sie blieben lange zusammen, und der erste Schritt, nachdem sie sich getrennt, bestand darin, daß sie zum Könige ging, und sich über unregelmäßige Auszahlung ihrer Gelder Seitens Semblançay's beschwerte. Auch Duprat, setzte sie hinzu, ist seit einiger Zeit sehr unzufrieden mit ihm, der Himmel weiß, was dem alten Manne, dessen Geistes- und Gedächtnißkräfte offenbar schwänden, begegnet sein müsse.

Nicht doch! erwiederte König Franz, Ihr irrt Euch wohl: Vater Semblançay ist mir stets ein braver und tüchtiger Diener gewesen.

Ich sage Dir aber, mein Sohn, er ist seit einiger

Zeit wie umgewandelt, und hat mir eben eine Summe als schon gezahlt abstreiten wollen, über welche er bei näherem Zufragen keine Quittung besaß.

Da ging die Nachricht ein, Lautrec sei in Blois angekommen, eingeholt bis kurz vor Cour Cheverny von bretonischen und normännischen Seigneurs, an deren Spitze sich Graf Chateaubriant hervorgethan habe, und zwar hervorgethan habe durch Zuversichtlichkeit gegen den wahrscheinlichen Zorn des Königs. Es habe allen Anschein, als wollten sich die gereizten Stände der Bretagne und Normandie um diesen vom Könige übel angesehenen Krigsobersten wie um einen Mittelpunkt schaaren —

Sie sind nicht vom Pferde gestiegen in der Stadt — hieß die neue Kunde — sondern reiten in Wehr und Waffen und bestaubten Reisekleidern den Schloßberg herauf.

Das Ganze hatte in der That den Anschein einer drohenden Opposition: der ganze offene Hof des Schlosses wimmelte bald von Reitern und Pferden, und unter Voraustritt Lautrec's wurde gleich darauf der Gardensaal in gleicher Weise angefüllt. Es schien auf

eine absichtliche Verletzung der durch König Franz eingeführten Formen abgesehn zu sein: Niemand fragte darnach gemeldet zu werden, und die fragend entgegen tretenden den Leibdienst beim Könige versehenden Edelleute wurden ohne weitre Erklärung bei Seite geschoben. Lautrec selbst verhielt sich dabei am Ruhigsten, und schritt schweigend und streng ernsthaften Ausdrucks unter den Seigneurs einher. Er war ein Mann von schlanker Mittelgröße, tief gebräuntem Antlitze und glänzend schwarzen, großen Augen. Jede Bewegung an ihm zeigte von kriegerischer Geschmeidigkeit und Festigkeit und von überlegener Fassung. Das Geschlecht der Foix, aus dem schönen Pyrenäenländchen gleiches Namens stammend, war damals ein ausgezeichnetes Heldengeschlecht: Gaston de Foix war zur Zeit König Ludwig's der erste Kriegsheld Frankreichs, das bewunderte Vorbild Königs Franz, und sein Todesfall bei Ravenna war wie ein Landesunglück beklagt worden. Das jetzt lebende Geschlecht der Foix hatte dem Könige drei Helden geboten, die mit einander an Tapferkeit und kriegerischer Umsicht wetteiferten. Der jüngste von ihnen, André de Foix,

Sire de l'Esparre war im Juni 1521 in Navarra den Heldentod für den König von Frankreich gestorben; der mittlere von ihnen, Lescun, Marschall von Foix hatte neben Lautrec, dem ältesten, mit untadelhafter Tüchtigkeit in Italien gefochten, und Lautrec selbst hatte sich bis zu dem letzten unglücklichen Feldzuge durch überlegenes Heerführertalent ausgezeichnet. Daß er in diesem Feldzuge ein dem französischen Heere ungewöhnliches Zaudern vor entscheidender Schlacht an den Tag gelegt, und damit mehrere günstige Gelegenheiten für entscheidende Schläge verabsäumt hatte, dies schrieb man bereits allgemein dem Mangel an nöthiger Unterstützung zu, welchem er von Frankreich aus Preis gegeben worden sei, und eben deshalb war man überaus begierig, was Lautrec zu seiner Rechtfertigung vorbringen werde, ja man war unerwarteter Anklagen von Lautrec's Seite gewärtig. Es war also vielleicht eben so viel Neugierde als Trotz gegen den despotischen König, was die Seigneurs die Treppen des Schlosses hinauf drängte.

Am Ende der Treppe und vor dem Eingange in den großen Saal stellte sich ihnen Chabot de Brion

entgegen, und fragte im Namen des Königs, was dieser ungemeldete Zudrang bedeuten solle?

Für die Seigneurs des Landes, junger Herr — rief Graf Chateaubriant — haben die Thüren des Königs und Lehensherrn in Frankreich noch allezeit offen gestanden, und die Stände des Reichs haben sich nie durch Bediente melden lassen!

Seid Ihr — rief der aus dem Saal tretende Admiral Bonnivet — als Korporation der Stände von Bretagne und Normandie hier zugegen?

Auf diese Frage entstand ein Murmeln der Unschlüssigkeit unter den Seigneurs.

Dann mögen die Seneschals der beiden Provinzen — fuhr Bonnivet fort — vortreten, auf daß ich sie vor den König führe!

Es trat Niemand vor, und Lautrec ergriff das Wort: Wenn dies Euer Dienst ist, Herr Admiral von Bonnivet, so meldet mich dem Könige, und sagt ihm, daß Lautrec von Foix an der Thür stehe, um dem Könige von Frankreich Bericht zu erstatten über das französische Heer in Italien.

Du redest unwahr, Lautrec von Foix! sprach

plötzlich zu allgemeiner Ueberraschung der König selbst, vor dem die Flügelthüren des Saales aufgeflogen waren, und der mit drohender Miene auf der Schwelle stand.

Kein Foix spricht unwahr, König von Frankreich! entgegnete unerschrocken Lautrec.

Wo giebt's ein französisches Heer in Italien, Kriegsoberst ohne Krieger? Du hast mein Heer vernichten lassen, es existirt nicht mehr. Und jetzt erscheinst Du in meinem Hause, umringt von ungebührlich auftretenden Edelleuten, die hier nichts zu suchen haben, und deren Gegenwart Deine Rechtfertigung erschwert, statt sie zu erleichtern.

Ich habe diese Seigneurs nicht aufgefordert, mich zu begleiten —

Nein, König Franz, wir haben uns zu ihm gedrängt, rief jähzornig Graf Chateaubriant, weil wir ringsum die edelsten Häupter des Landes bedroht, und namenlose Emporkömmlinge in Macht sehn. — Dadurch ist schon Bourbon zu Aeußerstem getrieben worden, dadurch sehen wir Pairs des Reiches ungeziemender Behandlung uns ausgesetzt —

Es soll Dir, bretonischer Graf, geziemend erwiesen werden, daß Du Dich in Blois ungeziemend gegen Deinen König und Herrn betragen hast; denn Du wirst spornstreichs von hier nach unsrer Stadt Paris reiten, und vor dem Parlamente erscheinen, um Dein Recht zu hören.

Das Parlament von Paris ist nicht mein Gerichtshof, erwiderte Chateaubriant, gleichzeitig mit dem Könige sprechend, der auf diese Erwiderung nicht achtete, sondern zu Lautrec gewendet ohne Unterbrechung fortfuhr: Und Du, Lautrec von Foix, wirst in dieser Stadt verharren, bis ich Dich rufen lasse zur Rechenschaft. Ihr aber, Seigneurs der Bretagne und Normandie, die Ihr Euch unwürdig gezeigt für Berathung mit Eurem Könige und Herrn, die Ihr Euch trotzig erwiesen habt in einem Augenblicke, da die abscheulichste Felonie gegen den König von Frankreich verbrochen worden ist, und da jeder brave Edelmann hierdurch aufgefordert sein sollte, sich betrübt und hingebend zu beweisen, Ihr werdet diese Stadt verlassen, bevor die Sonne untergegangen ist, und werdet auf Euren Schlössern erwarten, was Euer

plötzlich zu allgemeiner Ueberraschung der König selbst, vor dem die Flügelthüren des Saales aufgeflogen waren, und der mit drohender Miene auf der Schwelle stand.

Kein Foix spricht unwahr, König von Frankreich! entgegnete unerschrocken Lautrec.

Wo giebt's ein französisches Heer in Italien, Kriegsoberst ohne Krieger? Du hast mein Heer vernichten lassen, es existirt nicht mehr. Und jetzt erscheinst Du in meinem Hause, umringt von ungebührlich auftretenden Edelleuten, die hier nichts zu suchen haben, und deren Gegenwart Deine Rechtfertigung erschwert, statt sie zu erleichtern.

Ich habe diese Seigneurs nicht aufgefordert, mich zu begleiten —

Nein, König Franz, wir haben uns zu ihm gedrängt, rief jähzornig Graf Chateaubriant, weil wir ringsum die edelsten Häupter des Landes bedroht, und namenlose Emporkömmlinge in Macht sehn. — Dadurch ist schon Bourbon zu Aeußerstem getrieben worden, dadurch sehen wir Pairs des Reiches ungeziemender Behandlung uns ausgesetzt —

Es soll Dir, bretonischer Graf, geziemend erwiesen werden, daß Du Dich in Blois ungeziemend gegen Deinen König und Herrn betragen hast; denn Du wirst spornstreichs von hier nach unsrer Stadt Paris reiten, und vor dem Parlamente erscheinen, um Dein Recht zu hören.

Das Parlament von Paris ist nicht mein Gerichtshof, erwiderte Chateaubriant, gleichzeitig mit dem Könige sprechend, der auf diese Erwiderung nicht achtete, sondern zu Lautrec gewendet ohne Unterbrechung fortfuhr: Und Du, Lautrec von Foix, wirst in dieser Stadt verharren, bis ich Dich rufen lasse zur Rechenschaft. Ihr aber, Seigneurs der Bretagne und Normandie, die Ihr Euch unwürdig gezeigt für Berathung mit Eurem Könige und Herrn, die Ihr Euch trotzig erwiesen habt in einem Augenblicke, da die abscheulichste Felonie gegen den König von Frankreich verbrochen worden ist, und da jeder brave Edelmann hierdurch aufgefordert sein sollte, sich betrübt und hingebend zu beweisen, Ihr werdet diese Stadt verlassen, bevor die Sonne untergegangen ist, und werdet auf Euren Schlössern erwarten, was Euer

König und Herr über Euch und nicht mehr mit Euch beschließt!

Nach diesen mit schallender Stimme gesprochenen Worten trat der König zurück, und die Saalthüren schlossen sich wieder.

Wahrhaftig, Budé, sagte er am folgenden Tage, als ihm die Anzeige gemacht wurde, die Gräfin Chateaubriant sei nur noch eine Stunde von Blois entfernt und Lautrec werde in nächster Stunde auf dem Schlosse erscheinen zu seinem Gericht, — wahrhaftig Guillaume, wir Menschen bleiben uns selbst, jeder sich selbst, die größten Räthsel! Sprich nicht ferner jenen deutschen Mönchen das Wort, welche sich anheischig machen, die religiösen Schleier zu lüften. Die Vorwitzigen! Wo bliebe mir der Lebensreiz, wenn ich nur von den verborgenen Geistern in meiner eignen Person die Hülle wegziehen könnte! Und ich kann es nimmermehr. Du mußt mir's glauben, Budé, denn ich weiß es selbst nicht anders, daß ich

ohne Kalkül meinen gestrigen Zorn zu meinem Vortheile ausgebeutet habe. Bei meinem Degen sag' ich Dir, ich habe ohne weitere Ueberlegung Chateaubriant gerade von hinnen gejagt, da die Ankunft seiner Frau nahe bevorstand, und habe Lautrec's Gericht verschoben ohne den Gedanken, es könne wohl, wie es nun geschehen wird, mit jener Ankunft zusammenfallen, und könne die Schwester dem Bruder nach unmittelbar in mein Haus führen. Das Alles hat vielleicht wie ein nur mit schwachen Umrissen angefangenes Gemälde in irgend einem verborgenen Winkel meines Inneren gestanden, aber gekannt habe ich's nicht, auch wenn ich darnach gehandelt habe. Nun, was hast Du mit Deinem trübseligen Ernste?

Königlicher Herr, ich fürchte, Ihr behandelt mir dies seltne Frauenbild im Stile einer gewöhnlichen Liebschaft, wie sehr ich Euch —

An Dir ist wirklich ein Beichtvater verdorben, Budé!

Es ist mir, mein König, in diesem Falle so strenger Ernst mit alle dem, was ich gesagt habe und sage, daß ich getrost Eure Ungnade auf mich

nehmen und meiner Gräfin rathen werde, Augenblicks wieder umzukehren —

Thörichter Mensch, habe ich's denn zurückgenommen, daß ich der edelsten Eindrücke gewärtig bin, und daß ich, wenn mir solche Eindrücke werden, die ehrenhaftesten Schritte vorhabe? holla, Bonnivet, ich habe mir das anders überlegt, Du darfst die Gräfin nicht empfangen, wenn sie, erschreckt über die Abreise ihres Gemahls, ihren Bruder sucht, Du würdest das zu leichtfertig betreiben, und sie würde nur noch ärger eingeschüchtert. Budé mag es thun, und mag sie zu meiner Schwester führen.

Dies ward gesprochen im Saale von Blois um die Mittagsstunde, und bei den letzten Worten wurden dem Könige Briefschaften überreicht, welche Bezug hatten auf die mißlichen Kriegsverhältnisse, und welche den König in eine ganz andere nicht eben erfreuliche Stimmung versetzten. Er ging mit großen Schritten im Saale umher, und schien es nicht zu beachten, als Lautrec eingeführt wurde von Chabot de Brion. Lautrec schritt vor bis in die Mitte des Saales, verbeugte sich stumm und verharrte stumm,

ernsthaften aber ruhigen Blickes dem umhergehenden Könige zusehend. Dieser ging mehrmals dicht an ihm vorüber, und blieb endlich dicht vor ihm stehn —

Du bist Lautrec von Foix, den ich mit einem prächtigen Heere nach Italien sandte?

Der bin ich.

Wo hast Du mein Heer?

Es ist verloren.

Wo ist meine Mailänder Erbschaft?

Sie ist verloren.

Wer hat sie verloren, unglücklicher Mann?

Ich nicht!

Verwegener, wer sonst?

Du hast sie selbst verloren, König, denn Du hast uns im Stich gelassen —

Was?

Ein Heer braucht Sold, denn es besteht nicht aus Edelleuten, ein Heer braucht Nahrung, und nicht für das Eine, nicht für das Andere wurde von Frankreich aus auch nur im Mindesten gesorgt. Erinnere Dich, mein König, daß ich nicht abreisen wollte, bevor ich die Mittel zur Kriegführung in Händen hätte.

Reise getrost, hieß es, man wird sie Dir senden, ich reis'te und — was geschah? Die Gendarmerie hat achtzehn Monate gedient ohne einen Denar zu erhalten, und die Schweizer desgleichen, die Schweizer, welche nur um Geld dienen. Sie verließen mich denn am Ende großentheils, und die noch blieben, zwangen mich zur ungünstigsten Annahme der Schlacht an der Bicocca, denn sie wollten wenigstens Beute machen, und sie versagten, als der erste Anlauf mißlang —

Wie kannst Du Dich auf Mangel an Sold berufen, da ich Dir doch die versprochenen 400,000 Ekü's gewissenhaft gesendet?

Du hast sie nicht gesendet!

Frecher Lautrec!

Mäßige Dich König von Frankreich! Ein Foix, der Jahrelang Heere geführt, trägt Unglück groß wie das Alpengebirg, aber keinerlei Schimpf, sei er nur so groß wie das Sandkorn am Meere, und ein Foix lügt nicht! Deinen königlichen Brief, welcher die Absendung der Summe ankündigte, hab' ich erhalten, niemals aber die Summe selbst —

Lautrec!? — Brion, rufe Semblançay!

Bis dieser erschien, ging der König wieder umher, und zwar in noch grösserer Aufregung als vor Beginn des Gesprächs. Als der alte Semblançay eintrat, rief er ihm heftig entgegen: Hab ich Dir nicht befohlen, 400,000 Ekü's an's italienische Heer zu senden?

Zu Befehl, Majestät.

Nun?

Die Summe war auch bereits zur Absendung verpackt, als Ihre königliche Hoheit, Madame von Angoulême zu mir trat, die Summe in Anspruch nahm —

Bist Du mein Diener im wichtigsten Geschäfte, und weißt nicht, wer Dir befiehlt?

Doch, Majestät! Ich widerstrebte, so weit es schicklich war gegen die Mutter meines Königs; Eure Majestät waren abwesend, und es blieb mir nichts übrig, als gegen eine gute Quittung —

Es bleibt mir nichts übrig gegen solche Dummheit als Schwert und Strick, weißt Du, grauer Thor, was Du angerichtet? — Brion, die Frau Herzogin von Angoulême sei gebeten — was hilft mir nun das

Papier, das in Deiner Hand zittert wie das Gewissen in Deinem Busen?

Mein Gewissen, königliche Majestät, ist gut, denn dies Papier ist die Quittung, welche mir die Frau Herzogin ausgestellt hat über Empfang der 400,000 Ekü's —

Zeig her! — Der König las, und ein konvulsivischer Schmerz fuhr wie ein zackiger Blitz durch sein Angesicht. Er betrachtete den unglücklichen Semblançay von unten bis oben, und schwieg, und sah nach der Thür, durch welche die Herzogin eintreten sollte. Vielleicht bereute er's schon, daß er seine Mutter einem Verhöre vor solchen Zuhörern aussetzte; wenigstens ging er ihr, da sie eintrat, höflich entgegen, führte sie vor Semblançay, und sprach mit schwächerer Stimme als vorher: Madame, dieser Mann behauptet, Euch auf Euren Befehl eine Summe von 400,000 Ekü's eingehändigt zu haben!

Und womit unterstützt er diese Behauptung?

Hiermit! — Der König hielt ihr dabei die von ihr eigenhändig unterschriebene Quittung vor die Augen. — Die Herzogin, vorbereitet auf diesen kritischen

Augenblick und wohl berathen durch Duprat, las aufmerksam, und sagte gleichgültig: Dies ist in der Ordnung. Ich habe dies Geld erhalten, und habe den Empfang bescheinigt, was ist sonst dabei, mein Sohn?

Was sonst? Mein Heer, mein Italien hast Du mir verloren durch Wegnahme dieser Summe!

Das wolle Gott verhüten, mein Sohn! Warum hat man sie nicht zu diesem Ende von mir verlangt? Ich würde sie gern geopfert haben, obwohl ich sie mit mancher Entbehrniß erspart hatte —

Wie das? rief der König, oh, Madame! rief Semblançay, dem große Schweißtropfen auf der Stirne standen, weil er wohl einsah, wie gefährlich ihm diese Wendung werden konnte. Der König aber hielt diesen Ausruf des alten Mannes für einen Ausruf der Bitte um Schonung, und drang auf nähere Erklärung. Die Herzogin gab sie dahin ab, das Geld sei ihr erspartes gewesen, das Semblançay zur Aufbewahrung gehabt, und das also nichts als die gleiche Zahlenhöhe mit der für Italien bestimmten Summe gemein habe. Semblançay! rief hierbei der König, alter grauer Sünder! Mit welcher Geschicklichkeit hast

Du mich so viele Jahre über Deine Ehrlichkeit getäuscht! — Semblançay, die Hand auf's Herz legend, wollte betheuern, ward aber von der Herzogin unterbrochen, welche sagte: Wenn der König von Frankreich seine Mutter Lügen strafen läßt, so sollte er es doch in gemessener Form thun, diesen Mann vor Gericht stellen und die Sache streng untersuchen lassen; denn es ist gegen meine Würde, einem Betrüger zu widersprechen!

Oh, oh, wir waren unwürdig, ein Land schön wie Italien zu erobern! rief der König, zweifelnd bald die Mutter, bald Semblançay ansehend. In diesem Augenblicke trat Bonnivet zu ihm, und machte ihm leise eine Mittheilung. Der König ging sogleich an's Fenster, riß es auf, und sah aufmerksam in den Hof hinab, rückwärts die Hand ausstreckend und mit langsamer Betonung sagend: Geh hinunter, Budé, und empfange den Gast, wie ich Dir befohlen!

Beschäftigt Euch mit Lautrec, Majestät, flüsterte Bonnivet dem Könige zu — er steht unbeschäftigt noch in der Mitte des Saales; sobald er an's Fenster tritt und seiner Schwester ansichtig wird, so

bemächtigt er sich auch ihrer, und unsre Pläne werden erschwert, wenn nicht gar vernichtet!

Der König aber war in den Anblick versunken, der sich ihm bot: die junge Gräfin auf weißem Zelter, erhitzt von der Reise, unsicher in der Fremde sah halb neugierig, halb zaghaft umher, und begrüßte mit großer Freude den aus dem Schlosse tretenden Budé, ja sie reichte ihm beide Hände, und auf die seinigen gestützt sprang sie mit anmuthiger Geschicklichkeit vom Pferde. — „Ihr habt ganz recht gehabt — sagte der König, immer noch hinabsehend, nicht eben leise zu Bonnivet — „dies scheint ein reizendes Geschöpf zu sein" —

Wenn aber Majestät Lautrec nicht beschäftigen, so genießen Sie nichts davon als den jetzigen Anblick — die Frau Herzogin nähert sich eben diesem Fenster, und Lautrec dem andern, nur das gleichgültige Schlachtopfer Semblançay bleibt unbeweglich in der Mitte —

Da wendete sich der König, winkte Lautrec, und ging mit ihm an die entgegengesetzte Fensterreihe des Saals, welche nach dem stillen Margarethen-Platze

mit Nußbäumen und Kirchlein hinaus ging, und sprach mit halber Stimme zu ihm: Kannst Du mir Deine Hand darauf geben, Lautrec, daß der Mangel des Geldes allein die Verluste herbeigeführt hat?

Nein, mein König, das kann ich nicht; ich habe ein System vorsichtigen Krieges versucht, welches den besten Vorzug unsrer Edelleute und Gensdarmen nicht zur vollen Wirkung kommen läßt, ich meine den Ungestüm, welchen die Italiener furia francese nennen, dies System hat uns geschadet, und der Mangel des Geldes hat nur den entscheidend unglücklichen Ausschlag gegeben.

Wir haben also doch gelernt, obwohl wir verloren?

Das haben wir.

Bessern wir uns also! Wir haben Gelegenheit, und Du mußt sogleich wieder — wenn Du mir anders, lieber Lautrec, meine heftige Wallung verziehen hast — in den Steigbügel! Gieb mir Deine Hand! Deine Aufrichtigkeit hat mein Herz erfreut; Fortschritt ist nur möglich, wenn man aufrichtig ist gegen sich selbst. Wenn wir das nächste Mal Mailand

sehen, so werden wir neben einander sein, und Ungestüm und Vorsicht neben einander sollen zum guten Ziele kommen, nicht wahr? — Herr Kanzler Duprat, dieser unglückliche Semblançay wird sich vor dem Gerichtshofe des Parlamentes in Paris um Hals und Kragen verantworten ob Unterschlagung der 400,000 Ekü's, sorgt dafür!

Ich bin unschuldig, Majestät!

Das wollen wir sehn.

5.

So war denn die Intrigue gegen die Gräfin bereits insoweit gelungen, daß sie allein und dem Anscheine nach schutzlos in's Haus des Königs gerathen war. Trotz dringender Nachfrage erfuhr sie erst nach und nach, daß ihr Gemahl schon vor einigen Tagen, ihr Bruder vor einigen Stunden Blois verlassen habe. Aber ihr Gemahl werde wahrscheinlich binnen Kurzem zurückkehren, denn sonst hätte er Nachrichten für sie, die ja auf sein Geheiß ankam, hinterlassen, und die wenigen Tage werde sie in dem Schutze der liebenswürdigen Margaretha Bestens aufgehoben sein.

Die Gräfin zeigte sich allerdings wie ein etwas verschüchtertes Reh. Hätte sie den Boden nur etwas fester, hätte sie nur irgend ein Zeichen von ihrem strengen Gatten vorgefunden, sie hätte sich ja so gern gefreut, plötzlich einmal aus der unwandelbaren bre-

tonischen Einsamkeit in so lebhafte Umgebungen gekommen zu sein. So lange Budé, der ihr großes Vertrauen einflößte, bei ihr blieb, drang auch einige Male die helle Aeußerung des Vergnügens mitten durch ihre tausend Fragen der Besorgniß, wie ein Sonnenblick durch umwölkten Himmel. Aber Budé konnte nicht fortwährend bleiben, die Herzogin Margaretha überhäufte sie mit Zuvorkommenheit, Bonnivet ließ fragen, ob er aufwarten könne, ja der König ließ sie willkommen heißen, und die Angst überwältigte sie dergestalt, daß sie in Thränen ausbrach, und unter dem nicht ungegründeten Vorwande des Krankseins sich auf ihre Zimmer zurückziehn mußte.

Sie wußte nicht, was ihr bevorstand, denn sie war in der Welt unerfahren, aber sie begriff mit jenem den Frauen eigenthümlichen Instinkte, der wie ein sechster Sinn sie unterrichtet, daß ihrem Leben eine entscheidende Krisis nahe. Und jede Frau, auch die unzufriedene, auch die gelangweilte scheut einen kritischen Wendepunkt. Sei es ihr angeboren — was die Emancipation Begehrenden läugnen —, sei es ihr anerzogen: die Frau entscheidet sich, auch wenn

ihr die Wahl gelassen wird, viel eher für fernere Ertragung einer drückenden Existenz als für das Wagniß einer Aenderung. Die junge Gräfin hatte in ihrem einsamen Schlosse oft bitterlich geweint über die Rohheit eines Gatten, der all ihre feineren Gedanken nicht verstand und mit den Füßen bei Seite stieß, der eben deshalb keine auf edlere Weise vermittelte, sondern nur die gedankenlose äußerliche Zärtlichkeit bieten konnte, eine Zärtlichkeit, welche immer zudringlich erscheint und Widerwillen erweckt, sobald sie nicht Seitens der Frau mit dem unbegreiflichen Schauer der Neigung empfangen wird. Solche Neigung war der Gräfin bis dahin fremd geblieben; aber sie war so weiblich erzogen und in der Ehe so unterwürfig gewöhnt worden, daß sie selbst nicht wußte, wie widerwärtig ihr der Gemahl war. Ertragen wir doch oft Jahre lang das Unangenehmste, weil wir erst durch einen plötzlich sich bietenden Vergleich oder Gegensatz entdecken, wie groß die uns aufgebürdete Unannehmlichkeit sei. — Sie hatte also in den ersten Tagen auf Schloß Blois kein anderes Trachten deutlich vor sich, als wie sie aus dieser ihrem Gemahl verhaßten Welt hinweg

und nach Chateaubriant zurückkommen könnte. Daß sie schon um ihres so unverschuldeten Eintritts in diese Welt der herbsten Behandlung vom Grafen entgegensehn durfte, das wußte sie wohl, aber sie wollte sich lieber solcher Strafe unterwerfen, als der wachsenden Pein des Gewissens. Denn obwohl sie mit einem prüfenden und den banalen Moralphrasen, welche der Graf hören ließ, weit überlegenen Geiste ausgerüstet war, so bildeten doch all jene Phrasen ein Gewissen in ihr, neben welchem ihr Geist, schüchtern und ohne Erfahrung, bei Weitem nicht aufkam. Hinweg! hinweg! drängte also Alles in ihr. Aber sie war eben auch in Blois nach wenig Tagen nicht bloß durch äußere Bande gefesselt. Nicht etwa, daß sie ihr schüchternes Auge zu einem der schönen und geistvollen Männer erhoben und einer raschen Neigung sich ergeben hätte, o nein, einem wie sie gearteten Wesen war für den Uebergang in andre Lebenskreise eine Frauenmacht viel gefährlicher oder doch wirksamer. Die Herzogin Margaretha war ganz dazu geeignet, das Vertrauen der bedrängten jungen Frau schnell zu gewinnen, und den zu bewerkstelligenden Wechsel vortrefflich zu leiten;

denn Margaretha hatte die Ehe mit der Mittelmäßigkeit selbst zu ertragen und zu verbessern gehabt, sie war lebhaft, sie war geistig hochbegabt, sie besaß ein starkes Bedürfniß wahrhaftiger Tugend neben dem starken Bedürfnisse genußreicher Existenz, und sie war vielleicht in allem, was die Wünsche ihres geliebten Bruders betraf, weniger gewissenhaft als sonst in irgend welchem Kreise.. Und Galanterie war das junge Schooßkind jener Zeit! Es fand seine halbe Rechtfertigung im wiedererweckten Stile der als würdig gepriesenen Ritterlichkeit, und wurde übrigens beschützt von dem schmeichelnden Drange abenteuerlicher Erfindung, der mit einer Wiedergeburt schöner Künste und Verhältnisse Hand in Hand gehn müsse. Es ist also gar wohl erklärlich, daß die Verfasserin der „Geschichte beglückter Liebhaber", jener schalkhaften Novellen, es nicht verschmähte, diese unerfahrene Gräfin systematisch den Provinzial-Grundsätzen abwendig zu machen. Diese begabte Verführerin, ein äußerst schwer zu beurtheilender Charakter, war übrigens niemals gemeint, die alltägliche Libertinage ihres Bruders zu unterstützen, im Gegentheile verbarg ihr Franz die

unsaubern Seitenwege, welche er gar oft wandelte, sorgfältig, denn sie nannte solche Abenteuer trivial und verzieh sie nicht. Die alten Romane der Chevalerie waren ihre Lieblingslektüre gewesen, und hatten in ihr ein System zu Wege gebracht, von welchem viele Kenner den Geist und das Wesen der seit drei Jahrhunderten mannigfach ausgebildeten, zuweilen entarteten, immer aber interessant sich darstellenden französischen Gesellschaft herleiten. Rücksichtsvolle und aufopferungslustige Freundschaft sollte Grund und Boden alles Verkehres sein, auch des Verkehrs zwischen den verschiedenen Geschlechtern, denen auf diesem Grunde eine zarte und naive Vertraulichkeit gestattet sei. Margarethe erfand dafür jene sogenannten „Alliancen", welche Freund und Freundin wie Bruder und Schwester angesehn wissen wollten, und welche, auf geistiger Zuneigung beruhend, den öffentlichen Ausdruck gegenseitiger Liebe gestatteten, und solcherweise systematisch Tadel und Verdacht entfernen sollten. Schon an ihrem kleinen Hofe von Alençon hatte sie solchen Lebensstil eingeführt, und neben ihrem Bruder konnte sie ihm eine so große Ausdehnung ge-

ben, daß er Vorbild für Frankreich wurde. Natürlich blieben diese „Alliancen“ nicht so spirituell, wie sie gemeint waren, ja Brantôme sagt von der Stifterin selbst, „sie habe in Sachen der Vergnüglichkeiten und Galanterien gezeigt, daß sie mehr davon verstünde, als ihr tägliches Brot“; aber es bildeten sich doch Formen und Verhältnisse, welche Geist und zierlichen Anstand zur Grundbedingung hatten und das Unvermeidliche vor Rohheit bewahrten. Hierin zeigt sich ein interessanter Kontrast des sechzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich: im neunzehnten nämlich wurden diese Alliancen durch Simonisten und Sozialisten dergestalt wieder aufgenommen, daß man sie auf die ganze bürgerliche Gesellschaft ausdehnen und das bloß anmuthige Spiel mit Formen in ein ernsthaftes Grundgesetz für freien Verkehr zwischen den Geschlechtern umwandeln wollte. Margaretha, dem reformirenden Kalvinismus mit großer Theilnahme, ja einige Jahre später mit Parteinahme zugehörend, hätte wahrscheinlich, wenn der Simonismus neben ihr entstanden wäre, einzelne Theile desselben systematisch aufgenommen und in's Werk ge-

setzt, und darin die Grundverschiedenheit von ihrem ihr oft so ähnlich erscheinenden! Bruder an den Tag gelegt. Denn Franz, als entschiedener Egoist, war allem verbindlich machenden Systeme abhold, und fand seinen Lebensreiz just im Gegentheile, im Willkührlichen und Augenblicklichen.

Es ist nicht bekannt geworden, in wie weit Margaretha von ihrem Bruder eingeweiht worden sei in die Absicht, welche er damals vorhatte mit der Gräfin Chateaubriant. Wahrscheinlich ist die Verständigung nicht weiter gegangen als bis zu den allgemeinen Redensarten, daß es sich darum handle, ein liebenswürdiges und begabtes Geschöpf den rohen Händen eines Seigneurs zu entwinden, der solchen Edelstein nicht zu würdigen wisse. Und das war hinreichend, das Interesse und die Beiwirkung Margaretha's zu erwecken. König Franz konnte auch in den ersten Tagen guten Gewissens sich solcher allgemeinen Ausdrücke bedienen, denn er hatte die Gräfin nur von Weitem gesehn, und erst am dritten Tage verschaffte ihm Margaretha, welche die Aufgabe als reizende psychologische behandelte und um keinen Preis

übereilt seyn mochte, Gelegenheit, die schöne Françoise näher zu beobachten. Nicht daß sie ihn zu ihr geführt hätte, so weit war die verschüchterte Gräfin noch keineswegs ermuthigt, sondern dadurch, daß sie ihm im offnen Nebenzimmer an einem Fenster, welches in der Zwischenwand angebracht war, einen Platz anwies. Es war das Glas dieses Fensters eine Beute aus Italien, und hatte den damals in Frankreich noch unbekannten Spiegel-Vorzug, daß es nur von einer Seite, natürlich von der, welche der König einnahm, durchsichtig war, von der andern aber bis zur Undurchsichtigkeit blendete. Dort sah und hörte König Franz die junge Frau in all ihrer lieblichen und reizenden Natürlichkeit, welche sie der freundlichen Margaretha gegenüber bereits gewonnen hatte. Margaretha galt wirklich in ganz Frankreich für diejenige Person der königlichen Familie, welche sittlich am Höchsten zu achten sei, und dieser Ruf erleichterte ihr überaus die sogenannte Bekehrung der Gräfin — „Aber es ist doch unerläßlich," sagte die Letztere, „daß ich meinem Gemahle wenigstens ausführliche Kunde abstatte, wo ich mich befinde und wie ich lebe,

wenn Ihr denn durchaus unveränderlich darauf beharrt, meine Rückkehr nach Chateaubriant sei ohne Weiteres unpassend" —

Und ich denke, erwiderte Margaretha, Ihr gebt mir darin endlich Recht! Euer Gemahl befiehlt Euch, hierher zu kommen, und achtet Eurer, ich will nicht einmal sagen Eures Rufs, sondern nur Eurer Sicherheit und Bequemlichkeit so wenig, daß er unbekümmert um Eure Ankunft sich von Blois entfernt und Euch dem Zufalle Preis giebt. Verdient solche Unritterlichkeit Rücksicht von Eurer Seite? Strafe verdient sie. Die Männer sind das, wozu wir sie machen. Sie sind leidenschaftlich, aber roh und gedankenlos uns gegenüber, denn in dem eingerissenen Wahne, dem ersten und allein wichtigen Geschlechte anzugehören sind sie eigensüchtig bis zum Grade der Gedankenlosigkeit. Wir müssen systematisch Formen erfinden und aufrecht erhalten, wir müssen die Männer täglich daran erinnern, wir müssen darin zusammenhalten wie für einen Kultus und jede Einzelne muß in ihren Verhältnissen Wohl und Wehe ihres ganzen Geschlechts vor Augen haben, daß wir nichts

Geringeres sind, denn sie. Glaubt nur, dies ist auch zum Besten der Männer: ohne strenge Schranken und Bildungsmittel nützen sie den Zauber ab, welchen weibliche Schönheit gewähren mag! Sie vernichten durch plumpen, eintönigen Verkehr alle Möglichkeit unerwarteter Wendung, allen Reiz eines Glücks, das nur Glück ist, so lange wir dessen nicht sicher sind.

„Aber die Frau hat ja kein Recht zu solchen Maaßregeln, welche die Herrschaft des Mannes untergraben, denn es heißt ja selbst in der Religion: Er soll Dein Herr sein!"

O pfui doch, Gräfin, das ist ein altmodisches Mißverständniß —

„Kann denn die Religion auch altmodisch werden?"

Wenigstens die Deutung derselben.

„Das mag sein. Aber heißt es nicht eine andere Gefahr heraufbeschwören, wenn man uns räth, ein System zu errichten auch zwischen Ehegatten? Die Gefahr der Verstellung und Lüge? In meiner Erziehung ist Alles darauf hingeleitet worden, ich solle wahr und offen sein, dies sei die Grundbedingung

aller Tugend und alles glücklichen Gewissens, und ich sollte nun demjenigen Manne gegenüber, dem ich mit Leib und Seele zugesprochen worden bin, wohl überlegt eine Kunst der Verstellung üben, ein Getriebe der Täuschung! Wie reimt sich das?"

Unschuldig Mädchen, das Ihr geblieben seid! Habt Ihr noch nie zugesehn, welchen Gang jegliche Erziehung nimmt? Bei groben Gegensätzen beginnt sie, um bis zu feinen und feineren Unterschieden hinaufzuführen und dann den allmählig geübten Menschen dem eigenen Urtheile zu überlassen. Der junge, unerfahrene Mensch ist wie ein Kranker in der Gesellschaft, man giebt ihm Krücken, an denen er geht, bis er sich selbständig fühlt und sie hinter sich wirft!

„Aber ich fühle mich noch nicht selbständig; und ist es denn überhaupt Bestimmung des Weibes selbständig zu werden?"

Dieser Zweifel ist ein Frevel gegen Gott, der in uns so vollkommene Menschen geschaffen hat, wie in den Männern —

„Erlaubt! Vollkommen in anderen Kreisen, nicht aber in denen, welche Kraft und Muth und alle Vorzüge der Selbständigkeit erfordern. Wozu denn zwei Geschlechter, wenn ein jedes selbständig, das heißt unabhängig vom andern leben könnte und sollte? Und unabhängig von einander können wir nicht leben, unsre Sinne verbieten es, und der süße Zwang des Gebärens, der uns auferlegt ist zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, spottet unsrer Unabhängigkeit; Selbständigkeit, meine ich, soll nicht die Devise des Weibes sein!“

Sieh da, rief Margaretha und umarmte halb lächelnd, halb erstaunt ihren Gast, der sich eine schöne Röthe in's Antlitz gesprochen hatte, sieh da, meine Liebe, Ihr seid ja geübter in Entwickelung von selbständigen Gedanken als all unsre Damen am Hofe es sind! Ihr werdet sie alle überstrahlen durch ein lauteres und begabtes Naturel. Und was hat Euch so frühzeitig zu ernsthaftem Gedankenleben gebracht? Das stille eheliche Glück auf behaglichem, einsamem Schlosse?

„Ach, nein —“

Das Glück soll nicht zum Nachdenken führen.

„Das weiß ich nicht. Aus Euren Reden entnehme ich die Bestätigung eines Wunsches, der sich mir selber oft aufgedrängt hat, und der auch vielleicht unpassend für mich nach einem Systeme schmeckt: Gäbe es nicht unschuldige Mittel in unserm, das heißt in der Frauen Vermögen, die Männer zarter und edler zu machen, ohne daß ihnen an Kraft und Stärke etwas geraubt würde?"

Arme Gräfin, wie gern möchtet ihr verbergen, daß Eure Jugend an rohe Hände Preis gegeben ist. — Widersprecht nicht, und überzeugt Euch nach und nach, daß es das Weib Preis geben heißt, wenn man ihre Abhängigkeit vom Manne hingehen läßt, wie es der großen Mehrzahl gleichgültiger und des sinnigen Weibes unwürdiger Männer beliebt.

„Und doch geht auch so viel feines und zartes Werk von den Männern aus, es ist doch wohl nur einzelnes Unglück, nicht gerade solchen Männern begegnet zu sein! Welch eine wunderbar erhebende Welt ist nicht von Männern ausgedrückt worden in Gemälden, wie deren seit einiger Zeit aus Italien nach

Frankreich gekommen sind, und wie ich deren, als ich von Foix nach Chateaubriant über Fontainebleau reis'te, gesehen habe. Da habe ich staunend vor dem heiligen Michael Raphaels gestanden, und habe mich entzückt in den edlen, ach so erhebenden Reizen einer heiligen Familie desselben Malers. Seht, da ist mir Kraft und Anmuth, Größe und Zartheit, Schwung und Einfachheit in Einem zum ersten Male in meinem Leben entgegen getreten, und es ist nie wieder aus meiner Seele geschwunden, daß solche Vollkommenheit nur von dem Genius eines Mannes ausgehn könne, und daß uns Frauen wohl immer die Macht einer so mannigfach bedingten Erfindung gebrechen möge — hört mich! Und weiter: war es nicht ein Mann, welcher den neuen großen Sinn fand, solche unerhörte Kunst auch unerhört zu feiern? Zahlte er dem Künstler nicht erstaunliche Summen, und was mehr ehrte und erregte — wir begegneten damals in Montargis dem Zuge, der von Lyon herauf kam — er empfing ein Bild, wie man bis dahin nur die wichtigsten Reliquien aus dem heiligen Lande empfangen hatte; unter Fanfaren mit allem Pomp und mit

aller Pracht der Feier, die all unsre Einbildungskraft belebte, ließ er das neue Wunder enthüllen und zum ersten Male anschaun. Dieser kühne Sinn konnte nur von einem Manne kommen, denn er schloß ein neues, seines Rechts sich bewußtes Urtheil, er schloß die Kraft einer Neuerung in sich, die uns Frauen von der Natur versagt ist" —

Und dieser Mann?

„Es war Euer Bruder, es ist der König" —

Den Ihr nicht sprechen wollt, und doch so zu schätzen wißt!

„Mein Gott, was hätte ich ihm zu sagen in meiner unpässenden Lage" —

Während der letzten Rede war König Franz ungestüm aufgestanden, hatte dem neben ihm stehenden Budé die Hand gedrückt, und zugeflüstert: „Dies Weib ist würdig einer Krone, Guillaume, ich danke Dir", und hatte einen Schritt gegen die mit seidner Gardine verhangene Verbindungsthür gethan, als wollte er zu den Frauen eintreten. Budé hatte sich erlaubt, die Hand fest zu halten, und ihn dadurch und durch Bittworte daran zu verhindern, als aber die Gräfin sprach:

„Was hätte ich ihm zu sagen“, da übermannte ihn der Drang seiner Galanterie, er schob alle vorgezeichneten Pläne bei Seite, und trat ins Zimmer zu den Damen. Schon im Kommen, gerade auf die Gräfin zugehend, sprach er zu ihr: „Der König aber hat Euch zu sagen, daß er von allen Großen seines Reichs noch nicht so schön verstanden worden ist, als von Euch, meine gnädige Gräfin“, und dabei ergriff er ihre Hand und küßte sie, und bat um Entschuldigung, daß er, das lebhafte Gespräch vernehmend, einen Augenblick vor seinem Eintritt an der Thürschwelle stehen geblieben sei, um zu hören, ob er auch ungelegen komme. „Aber ich hörte“, setzte er lächelnd hinzu, „ein solch Uebermaaß meines eignen Lobes, daß ich darauf hin sogleich einen Fehler begehn, und Euch stören durfte.“

Mit dieser Ueberraschung schien der König den Bestrebungen seiner Schwester, die Gräfin zu ermuthigen, wesentlich geschadet zu haben. Diese entzog

sich eher kalt als schüchtern den Artigkeiten des Kö=nigs, und sie war offenbar davon betroffen, daß sie ein Aufpassen, Behorchen überhaupt und ein berech=netes Verfahren zu entdecken glaubte. Wie sehr ihr auch in dem ihr selbst verborgenen Innern der An=theil und Beifall des Königs schmeichelte, wie sehr sie auch in dieser ihr selbst verschleierten inneren Welt ihres Herzens ein Theilnehmen an diesen Lebenskrei=sen wünschte, ja wie sehr sie mit Schauer an ihre Rückkehr nach Chateaubriant dachte: Erziehung, Pflicht=gefühl und weibliche Zaghaftigkeit hielten sie doch entfernt von jeder, auch der kleinsten Hingebung an diese lockenden Verhältnisse, und trieben sie zurück in den einsamen, freudeleeren Kreis des bretonischen Schlosses. Sie sah voraus, daß sie schon für den unverschuldeten Eintritt in's königliche Schloß zu lei=den haben würde, aber sie besaß jenen Muth der Frauen, den Muth, allen Leiden gebückten Hauptes entgegen zu gehn. Bis dahin von der sanften Macht der Herzogin zurückgehalten, sah sie nun keine drin=gendere Pflicht vor sich, als ihren Gemahl zu unter=richten. Eine treue Dienerin Louison, welche aus

der Pyrenäenheimath der Braut gefolgt und der jungen Gräfin treu verblieben war, übernahm es, einen Boten über Paris nach Chateaubriant zu senden. Denn es war der Gräfin nicht verschwiegen worden, daß ihr Gemahl eiligst nach Paris gegangen sei eines dringenden Geschäftes wegen, aber obwohl man hinzugesetzt, er werde unverweilt nach Blois zurückkehren, so war sie doch bereits mißtrauisch, und dehnte die Sendung aus bis nach der Heimath.

Louison hatte sich dies indessen leichter gedacht als es war. Sie fand zwar bald einen Boten, aber Florio, bereits vortrefflich bezahlt für das bisherige Gelingen der Intrigue und auf der Wacht für den weiteren glücklichen Fortgang derselben, hatte sein Standquartier beschaulichen Müßigganges im Thorhüter-Saale des Schlosses aufgeschlagen, wo Alles was kam und ging vorüber mußte, und wo eine Niederlage sämmtlicher Dienerschaft und aller auf gelegentliche Aufträge harrender Lungerer war. Es war ihm ein Leichtes, der suchenden Louison nachzuspähen, und die Absendung des Briefes zu unterschlagen. Louison war klug, und theilte ihrer Herrin offen mit, daß sie

einigen Zeichen nach die richtige Absendung des Brie-
fes nicht für hinlänglich gesichert halte, und daß sie
rathen müsse, einen zweiten zurecht zu machen, wenn
der Frau Gräfin besonders viel an zuverlässiger Be-
stellung desselben liege. Nur war zu befürchten, daß
es dem zweiten nicht besser ergehn würde als dem
ersten, und die Gräfin, durch dieses neue Anzeichen
verborgener Umtriebe in noch größere Aufregung ver-
setzt, entschloß sich zu einem ungewöhnlichen aber ihrem
kindlichen Charakter allerdings ganz angemessenen Wege.
Sie hatte sich nämlich, nachdem der König sie über-
rascht, nicht mehr aller Männer-Gesellschaft entziehn
können, welche sich des Abends bei der Herzogin
Margaretha einstellte. Der König war auf Anrathen
seiner Schwester nicht wieder gekommen, und es hat-
ten sich zu Anfange nur die Künstler und Gelehrten
eingestellt, die der Gräfin weniger Scheu erregten, und
unter denen ihr der gewandte Marot eine Erheite-
rung, der würdige Bude ein Trost war. Aber auch
einige der lustigen Ritter aus des Königs unmittel-
barer Umgebung hatten sich allmählig eingefunden.
Unter ihnen Bonnivet und Chabot de Brion. Letz-

terer, ein ganz junger, bildschöner Mann, zeigte sich sehr zurückhaltend und äußerst achtungsvoll gegen die Gräfin, ganz verschieden von Bonnivet, welcher die vorgefaßte Absicht der Zurückhaltung nicht lange durchsetzen konnte, und sich bald in fröhlicher, kühner Galanterie gehen ließ. Es war ihm wohl zuzutrauen, daß er's im glücklichen Falle auf die Gefahr der königlichen Ungunst gewagt hätte, eine Eroberung zu machen, welche, wie er am Besten wußte, der König selbst beabsichtigte. Aber diese freie Zuversicht, welche vom Betragen aller Uebrigen auffallend abwich, wirkte nicht mehr verschüchternd auf die Gräfin. Eben weil sie hier keinen Rückhalt sah ging sie bald unbefangener ein auf das Spiel der Phrasen und Wendungen, und entwickelte darin eine unerwartete Munterkeit, so daß sie eine Vierstelstunde lang ihre peinliche Lage zu vergessen schien. Einem Frauen-Naturel ist eine solche Hingebung an den gefahrlos reizenden Augenblick viel leichter erreichbar als einem männlichen, und ein so geschmeidiges weibliches Naturel ist auch gar wohl im Stande, mitten in solcher Bedrängniß und in augenblicklicher scheinbarer Selbst-

vergessenheit denjenigen Mann zu bemerken, welcher ihr innerlichst zuneigt, und welchem sie um jeden Preis vertrauen kann. So erschien ihr Chabot de Brion, und ihm beschloß sie, sich anzuvertrauen, seit sie in Budé für alles entschlossene Handeln eine gewisse Unsicherheit entdeckt zu haben glaubte. Es war dies einem jungen Lieblinge des Königs gegenüber ein Entschluß des unberechenbaren weiblichen Genius. Nicht der sicherste Freund würde ihr dazu gerathen haben, auch wenn er gleich ihr entdeckt hätte, daß in Brion eine poetische Neigung für die Gräfin im raschen Aufschuß begriffen war.

Sie that es. Bei der ersten Gelegenheit, da sie sich mitten in der Gesellschaft allein mit ihm sah in einer Fenstervertiefung schilderte sie ihm mit fliegenden Worten ihre Lage, und die Nothwendigkeit, sichre Nachricht an den Grafen Chateaubriant gelangen zu lassen. Sie sprach nicht einmal von dem Vertrauen, welches sie für ihn hege, sie sprach's in der Bitte selbst aus, und Brion, ein unverdorbenes Gemüth, glücklichst überrascht durch dies Vertrauen, versprach

die Besorgung des Briefes, den ihm Louison einhändigen würde.

Von diesem Augenblicke an fühlte sich die Gräfin frei und sorglos, und ward gegen alle Umgebung die rückhaltlose Liebenswürdigkeit selbst. Die Herzogin glaubte sogar, sich dieser Umwandlung nicht freuen zu dürfen, weil sie selbige dem Einflusse des schönen Bonnivet zuschrieb, ein Einfluß, welchen sie von ihrem Bruder erwartet und gehofft hatte. Sie sagte also, als die Gesellschaft entlassen war, ziemlich unbedacht zur Gräfin: es schienen die schönen Männer ihr bessere Laune zu erwecken als die geistreichen.

„Die schönen?“ erwiderte die Gräfin lachend, „ei natürlich! was wirkt lieblicher auf unsere Stimmung als die Schönheit!“

Und Ihr zieht die schimmernde Schönheit der ernsteren vor? setzte die Herzogin hinzu, welche sich des falschen Gegensatzes, den sie aufgestellt, bewußt geworden war, da ihr Bruder für einen stattlich schönen Mann galt.

„Allerdings, wenn es sich, wie Ihr Euch so fein ausdrückt, nur um Erweckung guter Stimmung und

Laune handelt. Aber was ist gute Stimmung und Laune gegen den Eindruck, welcher den ganzen Menschen auf die Dauer des Lebens erregen und bewegen soll! Ich glaube nicht, daß ein schöner Mann so tiefe und dauernde Neigung erweckt, als ein unschöner. Die glatte, tadellose Schönheit, die wir in den Bildern wiederfinden, geht eben wie ein Bild an uns vorüber; aber das Eigenthümliche prägt sich unsrer Seele ein, und verläßt uns nicht mehr, wenn es einmal durch eine Neigung uns zugeführt worden ist."

Diese Erklärung hatte für die Schwester des Königs nicht viel Tröstlicheres als die erste fröhliche Aeußerung, und von diesem Abende an wurde diese Gräfin das unverstandene, aber um so lebhafter gesuchte Geheimniß für den Hof. Ihre Schüchternheit war verschwunden, und zeigte sich nur noch, wenn der König unerwartet zu ihr trat. Dieser selbst war in immer größere Hast und Bewegung gerathen, je unwahrscheinlicher es seiner Schwester und ihm erscheinen mußte, dieses räthselhafte junge Weib ohne Weiteres für sich zu erobern. Er war eifersüchtig, ehe er noch die geringste Aussicht auf Besitz hatte,

und diese Leidenschaft war ihm, dem zuversichtlichen, durch Glück bei Frauen verwöhnten Könige, bis daher völlig fremd geblieben. - Sie steigerte also auch seine Wünsche und Absichten zum Höchsten, und was er früher unbedacht, und zur Hälfte lügenhaft gegen Budé geäußert hätte von Erhebung dieser Dame auf den Thron, das war ihm jetzt vollständiger Ernst für den Fall, daß er nicht ohne ein solches den Stolz mehr als die Liebe weckendes Versprechen die Neigung der Gräfin gewinnen könne.

Unter solchen Umständen war eine Woche vergangen, und ein aufmerksamer Zuschauer hätte sagen müssen, die Gräfin zeige Bonnivet den meisten Antheil: mit ihm unterhielt sie sich am Oeftersten, mit ihm lachte sie am Heitersten. Gegen Brion konnte man sie undankbar schelten, denn sie sprach Wenig zu ihm, und vermied bei diesen kurzen Unterredungen, wie es schien, geflissentlich alle tiefere Wendung des Gesprächs. Die Künstler liebten sie alle, denn sie

hatte selbst Geschick für Zeichnenkunst, und kopirte eifrig und schnell die Skizzen, welche man ihr zeigte, so die Skizze des Grabmahls Ludwig's XII., mit dessen Ausführung in St. Denis damals der Bildhauer Jean Juste beschäftigt war. Von Lascaris und Budé ließ sie sich die Gesänge des Homer erzählen, und war diesen älteren Herren Stunden lang die andächtigste Zuhörerin, die sich auch nicht weniger angesprochen zeigte, wenn der alte Grieche auf Schilderung des griechischen Religions- und Gedankenlebens überging, oder wenn Budé sein Thema vom Schlosse Chateaubriant wieder aufnahm, und die täglich fortschreitende Entwickelung der kirchlichen Reform in Deutschland und der Schweiz schilderte. Kam der schalkhafte Meister Clément dazu, der übrigens auffallend genug den Streitpunkten kirchlicher Reform eifrig nachfragte, so endigte sie mit irgend einer anmuthigen Wendung das ernsthafte Thema, und bat Marot, sie französische Verse machen zu lehren, sinnige Devisen, welche damals in höchster Gunst und Mode waren. Eines Nachmittags trat der König unerwartet zu diesem Kreise, setzte sich, und bat, Theil nehmen zu dürfen.

Auf der Stelle wurde sie schweigsam und zurückhaltend, und hier wie sonst erfuhr er mehr von Anderen als von ihr selbst, daß sie Talent und Geist mannigfachster Art besitze. Was braucht aber die Neigung solcher Zeugnisse! Auch die des Königs achtete nicht darauf, und all die desfalsigen Versicherungen Bude's, Marot's und der Uebrigen hielt er für Artigkeiten, die man seiner sichtbaren Vorliebe für den Gast und der schönen Dame erweisen wolle. Indessen war er doch diesmal bereits so klug, die Galanterie bei Seite zu setzen und auf die ernsthaften Gegenstände des Gesprächs einzugehn, hoffend, die Gräfin werde dadurch unbefangener und freier neben ihm werden. Und die Berechnung war ganz richtig. Disputiren und durch hundertfache Gedanken-Wendung erprüfen lag nicht im Wesen des Königs, dies ging vielmehr darauf hinaus, gegebene Verhältnisse, auch gegebene Spekulationen zu gruppiren, Pläne großen Stiles zu entwerfen, mit schöpferischer und künstlicher Genauigkeit auszuführen bis in den Reiz und Werth jeder Einzelnheit, und sich allmählig in Zusammenstellung mehrerer solcher Pläne etwas über-

spannt aber immer geistreich zu berauschen, dergestalt, daß nach einer halbstündigen Hingebung an solche wohl gegliederte Ekstase nicht nur Frankreich, sondern Europa ein ganz verändertes Ansehn erhielt. Ein verändertes Ansehn, denn er hatte keinen Zug revolutionairen Sinnes der von innen und von Grund aus umgestalten will, in sich, er wollte nichts Vorhandenes vernichten, er wollte nur hinzu thun und neu stellen, er wollte eben nur das Ansehn der Welt verändern, und was er dafür an innerem Geiste der Welt verändert zu brauchen glaubte, das suchte er vielmehr in der Vergangenheit, im Mittelalter, als in der Zukunft. Ach — schloß er solch einen Erguß, indem er aufstand und den Männern durch eine flüchtige Handbewegung anzudeuten schien, sie möchten sich entfernen — die Alltäglichkeit hemmt mich aller Wege! Es ist nichts vorbereitet, und über den Vorbereitungen verliere ich die Hälfte der Hilfsmittel, und verliere im kläglichen Getümmel die eignen Gesichtspunkte, von denen ich ausging, und Niemand ist neben mir, der meine Pläne in Liebe hindurch trüge durch all die Störungen, welche das Regiment mit

sich bringt, und der mich in glücklicher Stunde daran erinnert, sie wieder aufzunehmen!

„Aber Eure Schwester, königlicher Herr!" erwiderte die Gräfin, welche solchen Kreis der Schöpfung nur dem begabten Manne zugänglich glaubte, und welche dafür ein glühendes Interesse, die eigentliche Seele ihrer Liebe zum Manne, in sich trug. Aufgeregt davon, daß sie diesen Kreis ihres Ideals plötzlich von dem mächtigsten Manne neben sich berührt sah, achtete sie im Anschaun des Königs und in der Hingebung an diese Welt zum ersten Male nicht darauf, daß sie allein gelassen war mit dem Könige —

Meine Schwester?! sagte dieser, zur Hälfte wirklich mitten in der Empfindung des Thema's, zur Hälfte Empfindung kokettirend, um das unschuldige Weib sicher zu machen — meine Schwester ist ein suchender Geist, die mich mit Einwendungen ermüdet, und ich will bilden! Und was mehr sagen will, sie ist nur meine Schwester, die einen Gatten und eine noch ganz andere Welt hat außer mir, sie ist nicht mein Weib! Nur wo Leib und Seele eins sind erschafft man gemeinschaftlich mit einander!

Die Gräfin schwieg, der König schwieg. Sie stand im weißen Gewande, es war ein warmer Herbstnachmittag, neben dem Lehnstuhle, den sie eingenommen hatte, ihr Arm ruhte auf der Lehne desselben, ihr Kopf war gedanken- und theilnahmsvoll vorgebeugt und, wie sich verlierend, blickte sie auf das männlich schöne Antlitz des Königs, welches sich zu Linien herber Trauer zusammengezogen hatte, und den Blick starr auf den Teppich des Fußbodens oder auf die Füße der dicht bei ihm stehenden Gräfin geheftet hielt.

Helft mir! rief er auf einmal, richtete sich auf, und ergriff mit beiden Händen die Hände der Gräfin.

Diese erzitterte am ganzen Leibe, und betonte kaum hörbar die Worte: Wie könnte ich, königlicher Herr!

Ihr könnt; die Königin liegt am Tode — werdet nach ihr mein Weib!

Ich bin, erwiderte leise wie vorher die Gräfin, welche zusammen geschrocken war, als ob ein Blitzstrahl vor ihr in die Erde führe — ich bin die Gattin des Grafen Chateaubriant!

Ihr seid da nicht am Orte, er ist Euer nicht werth, Ihr seid zu höherer Wirkung berufen!

Der Wille meiner Eltern, das Sakrament der Kirche haben mich ihm verbunden —

Was die Kirche bindet, kann die Kirche lösen — nicht dort liegen die Hindernisse; aber Ihr wendet Euer Haupt von mir, Ihr liebt mich nicht, Ihr fürchtet mich —

Ja, ich fürchte Euch, sagte die Gräfin, und große Thränen rollten ihr über die Wangen, gebt meine Hände frei! Wenn Euer Herz mir in Wahrheit zugethan ist, hört meine Bitte! die Lage macht mir Pein, daß ich des Todes sein kann jeden Augenblick — ich danke Euch! Gott helfe uns!

Bei diesen letzten Worten hatte sie dem sie freigebenden Könige mit zitternder, brennender Lippe die Hand geküßt, und war hinweg geeilt. — Der König hielt sie nicht auf, so schnell und ungewöhnlich überkam ihn dies Alles, so ungewöhnlich war ihm, dem sonst immer verwegenen, jede Gelegenheit ausbeutenden Frauenhelden zu Sinne.

Auf den folgenden Tag war ein Fest angesetzt für die Vollendung des Schloßbaues, und der König ließ durch Brion bei der Gräfin anfragen, ob sie ihm die Freude machen wolle, bei der Tafel zu erscheinen. Schlüge sie's ab, dann werde das Fest so lange vertagt, bis sie zusage. Brion, der in etwas melancholischer Weise den Auftrag ausrichtete, fand die Gräfin in großer Aufregung. Aber sie drückte ihm mit fieberhafter Festigkeit ihre Antwort dahin aus, daß sie vor Ankunft ihres Gemahls nicht öffentlich erscheinen könne.

Graf Chateaubriant, entgegnete Brion, kann nicht mehr weit von Blois sein —

Mein Gott!

Der Bote, welcher Euren Brief besorgt hat, bringt mir so eben die Nachricht, daß er ihm auf dem Fuße folge. Leider muß ich, ein treuer Berichterstatter, der nichts weiter als Treue zu Euren Diensten hat, hinzusetzen, daß sich der Graf sehr entrüstet bewiesen über die Kunde, Ihr wohntet hier auf dem Schlosse, und daß er den Brief ungelesen bei Seit geworfen habe.

Weh mir!

Gebietet über meine Dienste, gnädige Frau, wenn Ihr die unüberlegte Heftigkeit Eures Gemahls fürchten zu müssen glaubt! Ich will ihm entgegen, ich will ihn empfangen, ich will ihm erklären, wie zufällig Ihr daher gerathen — denn ich weiß, oder vermuthe doch den ganzen Zusammenhang — ich will, wenn das offene Wort eines Edelmannes nichts über ihn vermag, ihn mit dem Degen in der Hand nöthigen, ein edles Weib edel zu behandeln!

Um Gottes willen nicht, Brion, das erhöhte ja nur seinen Arg —, seinen Unmuth, will ich sagen, das verschlimmerte nur meine Lage, ich danke Euch von ganzen Herzen —

Bei diesen Worten trat Graf Chateaubriant selbst in's Zimmer: er war erhitzt, daß ihm der Schweiß über das Antlitz troff, aber todtenbleich, er hielt den Degen blank in seiner Hand, und dieser Degen war mit Blut besprützt, denn er hatte damit Florio, welcher sich ihm am Eingange zu den Zimmern der Herzogin von Alençon entgegen gestellt, über den Haufen gestoßen —

Ich störe? rief er beim Eintritte, als er seine Frau und Brion nahe bei einander in so bewegter Unterredung sah.

Der Graf! rief sie schreienden Tones, der mehr Entsetzen als Freude auszudrücken schien, und eilte auf ihn zu.

Euer Gemahl, sprach er, mit der unbewehrten Hand die ihrige heftig ergreifend, dem Ihr folgen sollt auf der Stelle!

Auf der Stelle; eilen wir hinweg, eh' uns ein Hinderniß in den Weg tritt.

Was gäb's für ein Hinderniß, sagte er, sich halb zum Gehen wendend und mit halb verwendetem Kopfe Brion zusprechend, wenn Graf Chateaubriant sein verlocktes Weib aus dem Hause der Gewalt führen will?!

Brion näherte sich den Gehenden raschen Schrittes, und den Grafen am Arme fassend sagte er mit unterdrückter Lebhaftigkeit: Dies ist des Königs Haus, kein Haus der Gewalt, Graf Chateaubriant, und dem

Könige wie allen ritterlichen Edelleuten Frankreichs werdet Ihr verantwortlich sein für ein geziemend Betragen gegen diesen Ort und diese von aller Welt hochgeachtete Dame!

Junger Edelmann, der sein Glück sucht, diese Dame ist mein Weib, und so wie Du sie nicht schmähen sollst, so sollst Du sie auch nicht loben, oder gar ihren Beschützer spielen gegen mich, der ich ihr Herr bin!

Laßt uns, Brion, rief die Gräfin, ich beschwöre Euch, und wollt Ihr mir Gutes erweisen, so eilt voraus, und sorgt, daß Niemand uns in den Weg trete!

Auf diese Worte ging Brion, sich gegen die Gräfin verneigend, eiligst an ihnen vorüber, und nach dem Ausgangssaale hinaus, von wo der Graf gekommen war. Dieser aber schien durch jene Worte in noch erhöhteren Grimm versetzt zu sein, er preßte die Hand der armen Frau dergestalt, daß sie wimmerte, und fuhr sie wüthend an, als Brion die Thür hinter sich hatte: Vortrefflich scheint Ihr bereits hier

bekannt zu sein, unwürdiges Weib, das meinen Namen und meine Ehre befleckt, und die ich mit dem Degen in der Brust in diesen Zimmern der Schmach zurücklassen möchte ein schreiendes Maalzeichen für Mit- und Nachwelt!

Ihr thut mir entsetzliches Unrecht, Graf, ich habe ja nichts verbrochen —

Weib!

Auf Euer Geheiß bin ich hierher gekommen —

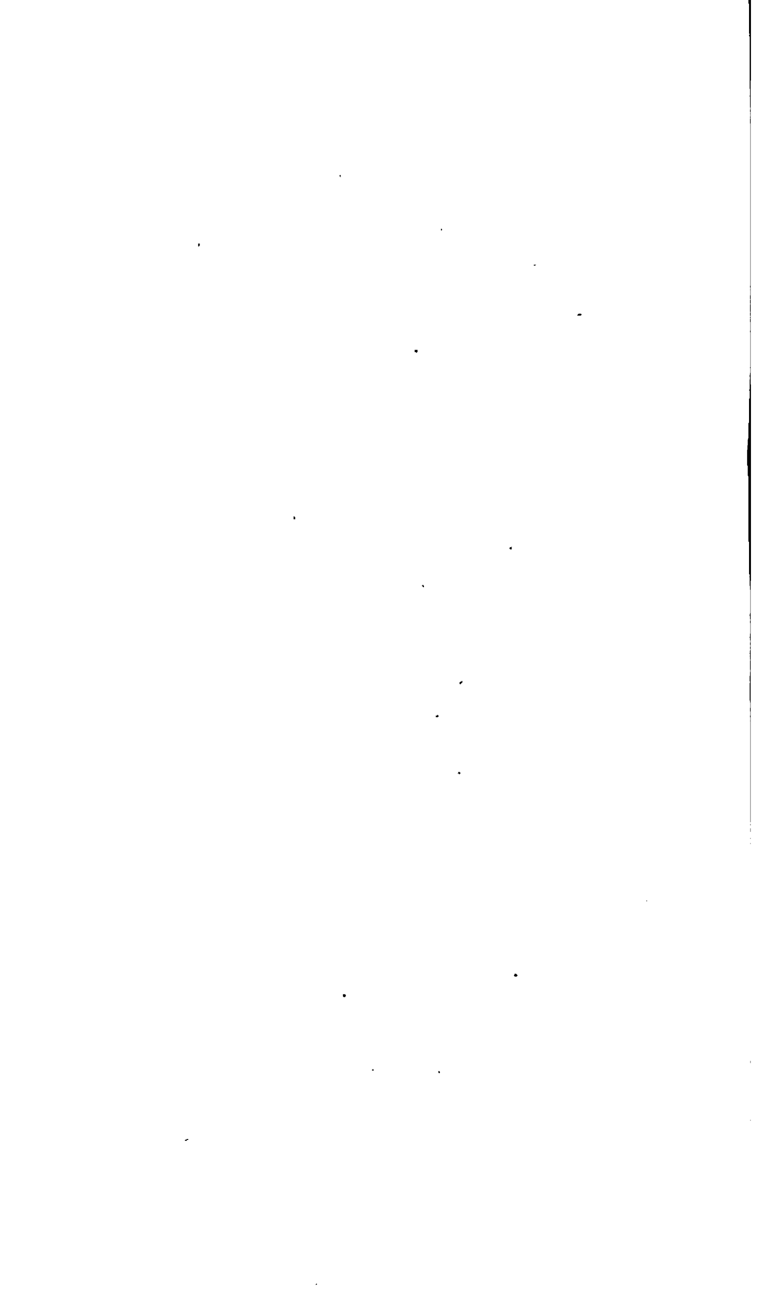
So frech hast Du lügen gelernt in so kurzer Zeit! Und damit stieß er sie von sich, daß sie zu Boden stürzte, und ohnmächtig liegen blieb.

Unterdeß war durch Florio's Geschrei das ganze Schloß in Aufruhr gerathen; man eilte schon von allen Seiten dem heraustretenden Brion entgegen, und er ward von den Rittern des Königs, Bonnivet an der Spitze, wieder in die Thür zurückgedrängt in dem Augenblicke, da die Gräfin zu Boden gefallen war. Bei diesem Anblicke zog er wie Bonnivet den Degen, und stürzte auf den Grafen los, der sie mit Schmähungen und vorgehaltener Waffe empfing,

aber schnell von der Ueberzahl entwaffnet und überwältigt wurde.

Der König! Der König! scholl es die Treppe herauf, und ehe noch Jemand sich zu der regungslos daliegenden und für todt gehaltenen Gräfin wenden konnte, stand König Franz bei der Gruppe.

II.



6.

Es war in den letzten Tagen des Monat März, also beinahe ein halbes Jahr nach der Katastrophe, welche der Gräfin Chateaubriant auf dem Schlosse in Blois begegnet war, da saß der König an der Mittagsseite des Schlosses von Fontainebleau, und sah den Arbeitern zu, welche ihm Pflanzungen und Erdarbeiten für ein eigenhändig von ihm abgestecktes Garten-Parterre machten. Die Gebäude Fontainebleau's, damals von viel geringerem Umfange als jetzt — denn Franz, nur ein dürftiges Waldschloß mit Kapelle und Gotteshause vorfindend, ist als eigentlicher Gründer des Schlosses zu betrachten — waren damals schon in so ungewöhnlicher Wendung in einander verschlungen, und Kirche, Kapelle, Gallerie und Hof zeigten sich von Anfange an so verschränkt zu einander gestellt, daß dieser Auf-

6.

Es war in den letzten Tagen des Monat März, also beinahe ein halbes Jahr nach der Katastrophe, welche der Gräfin Chateaubriant auf dem Schlosse in Blois begegnet war, da saß der König an der Mittagsseite des Schlosses von Fontainebleau, und sah den Arbeitern zu, welche ihm Pflanzungen und Erdarbeiten für ein eigenhändig von ihm abgestecktes Garten-Parterre machten. Die Gebäude Fontainebleau's, damals von viel geringerem Umfange als jetzt — denn Franz, nur ein dürftiges Waldschloß mit Kapelle und Gotteshause vorfindend, ist als eigentlicher Gründer des Schlosses zu betrachten — waren damals schon in so ungewöhnlicher Wendung in einander verschlungen, und Kirche, Kapelle, Gallerie und Hof zeigten sich von Anfange an so verschränkt zu einander gestellt, daß dieser Auf-

enthalt ein noch eigenthümlicher romantisches Wesen hatte als heutiges Tags. Und viel mehr denn später beherrschte ihn der Wald, welcher wie ein dunkelgrünes Meer ringsum thurmhoch wogte, und sich troß zahlreicher Axtschläge gar nicht abdrängen lassen wollte von dem alten Jagdhause der Könige. Es drangen die Winde nicht hindurch und keinerlei Geräusch der Menschen, die Sonne fand diesen meilenbreit von tiefem Forste umgebenen Schloßplaß erst einige Stunden nach ihrem Aufgange, ein zauberhaft grüner Schein strahlte in den Morgenstunden herüber auf die niedrige Grasterrasse, welche König Franz hier auf der Mittagsseite vor einem großen Galleriesaale angelegt hatte, und die Vögel des Frühlings sangen ihre kurzen, lustigen Weisen, welche die Stille nur unterbrechen, aber nicht stören. Auch der Kukkuk war in der Nacht angekommen, und der König blickte heiter auf darüber, ihn in guter Stunde das erste Mal wieder zu hören. Er zählte abergläubisch, wie vielmal er ununterbrochen rufe, denn das bedeutet die Zahl der Lebensjahre, und als der Kukkuk schon vor Berechnung des fünfzigsten Lebensjahres absetzte,

da rief König Franz halb betroffen, halb lustig: Nicht länger? Lange genug, wenn in Kraft und Stärke!

Der viereckige Raum, welchen er dem Walde ausgehaun und ausgerodet hatte zu einem Gartenplane, war bereits in den vier Eckpunkten mit Pavillons geziert, welche dieses Frühjahr ihre Ausschmückung erwarteten, und dicht dahinter im noch hoch prangenden, jetzt mit den ersten Knospen geschmückten Buchenwalde leuchtete ein Wasserspiegel und der schwarze Schein tief behangener Tannen und Fichten hervor, in deren Schatten er eine Grotte angelegt hatte. Wie dies Alles im Einzelnen zu vollenden sei, dies beschäftigte ihn eben, und er bat die aus dem Saale zu ihm tretende Mutter und Schwester um Vorschläge. Es geschah dies mehr aus Artigkeit, denn aus Bedürfniß: selten gelang es, ihn für unbedingte Annahme eines Plans, der nicht von ihm selbst ausgegangen, zu bewegen. Im Bereiche des Geschmacks war er von hartnäckiger Selbständigkeit, und er hatte das Recht dazu, denn er war all seinen Umgebungen darin überlegen. Die Schwester neigte mehr zu Plänen in der Gedankenwelt, und hatte einen bei Weitem

weniger ausgebildeten Sinn für Plastik als Mutter und Bruder. Die Mutter aber, in jener Zeit noch verdrießlich durch das Scheitern ihrer Absichten auf den Connetable, durch den immer noch schwebenden Prozeß Semblançay's, welcher zu seiner Vertheidigung allerlei Uebles von ihr ausgesagt und ihr sonst so vortreffliches Verhältniß zum Sohne doch einigermaaßen getrübt hatte, endlich auch durch Bonnivet's Leichtsinn, der sich ihr als Galan nur allzu oft nachlässig und treulos erwies, und seit Erscheinen der Gräfin täglich unaufmerksamer geworden war, die lustbedürftige Mutter erwiderte: Was fragst Du uns, die wir doch nicht im Stande sind, Dir etwas zu Dank zu rathen, besonders seit die eigensinnige Chateaubriant mit ihrem Geschmacke Dir alles Andere in Schatten stellt —

Ach ja! sagte der König hastig aufstehend, die Chateaubriant! Und sie kommt nicht, und Brion bringt nichts zu Wege —

Du bist mir unbegreiflich, Franz, sagte die Mutter halb spöttisch, wie Du so viel Mühe an ein kindisch Weib verschwenden kannst!

Was willst Du? Ich habe die letzten Monate in Paris nicht an sie gedacht, und Du machst mir in diesem Augenblicke deutlich, daß ich sie doch nicht im Geringsten vergessen, sondern im Herzen getragen habe, wenn auch gedankenlos — wunderlich, daß ich ihrer scheinbar so ganz vergessen konnte, ohne daß sich mir die Neigung im Geringsten verändert hätte!

Nachdem der König eine Weile schweigend da gestanden, wendete er sich plötzlich nach dem Schlosse und verließ hastig die angefangenen Arbeiten und die Damen. Es lag in seiner Natur, Dasjenige völlig aus den Augen verlieren zu können, was ihm aus den Augen gerückt war. Dies wußten die Seinigen, und es mußte ihnen auffallen, daß eine bloße Erinnerung ihn dergestalt in Bewegung setzen konnte, Erinnerung hatte sonst keine Macht über ihn.

Diese Gräfin wird lästig — sagte die Herzogin von Angoulême nach einer Pause — er muß sie besitzen, damit wir sie los werden; dies unbefriedigte Hangen und Verlangen erhält sie mächtig.

Die Herzogin von Alençon schwieg.

Nach jener Katastrophe nämlich in Blois war die Gräfin in eine heftige Krankheit verfallen, die lange Zeit für ihr Leben oder ihre Geisteskraft fürchten ließ. Die Herzogin von Alençon hatte sich ihrer mit liebenswürdiger, ja aufopfernder Sorgfalt angenommen, der König hatte, so lange die Gefahr nicht beseitigt war, die größte Aufregung und einen Antheil gezeigt, dessen ihn Niemand fähig geglaubt hatte, und war nach Beseitigung der Gefahr mit so viel Rücksicht und Innigkeit täglich am Bette der Kranken erschienen, daß von seinen näheren Umgebungen Niemand mehr an einer bei ihm ungewöhnlich tiefen Neigung zweifeln, und Niemand dem Gerücht widersprechen mochte, es werde Budé mit dem Frühjahre nach Rom gesendet werden, um die Scheidung der Chateaubriant-schen Ehe und den Segen für eine neue Königin von Frankreich zu erwirken. Nur die Gräfin selbst wußte nichts davon: auch nachdem sie so weit wieder hergestellt war, um am Gespräch wieder Theil zu nehmen, war sie einer tief melancholischen Stimmung, sobald von Mann und Weib gesprochen wurde, nicht wieder ledig geworden, und hatte mit sichtbarer Angst ver-

mieden, nur einen Augenblick mit dem Könige allein zu sein. So war die rauhe Jahreszeit herein gebrochen, welche den König und den Hof nach Paris rief. Die Gräfin war so weit wieder hergestellt gewesen, um mit der Herzogin von Alençon diese Reise machen zu können, und es schien aller Welt unzweifelhaft, daß es also geschehn, und daß sie dauernd dem Hofe angehören würde. Denn nur unter unverkennbaren Zeichen tiefsten Erschreckens und Abscheu's hörte sie seit jener Katastrophe den Namen des Schlosses Chateaubriant und ihres dorthin wieder entlassenen Gemahles nennen. So kam der Tag des Aufbruches von Blois: der König war zu Pferde schon mehrere Stunden voraus, die Mutter des Königs war ihm unmittelbar gefolgt, und die von Maulthieren getragenen Sänften der Herzogin von Alençon und der Gräfin waren um die Mittagsstunde bereit gewesen, auch diese Damen zum ersten Nachtlager in Orleans zu bringen. Als aber die Sänften bei dunkler Nacht in Orleans angekommen waren, hatte man die der Gräfin leer gefunden. Alle nächste Nachfrage war vergeblich geblieben, und erst nach Verlauf einiger

Wochen hatte man entdeckt, daß sie sich durch einen Diener des Grafen, welchen dieser in Blois zurückgelassen, Pferde zu verschaffen und sich vom Reisezuge des Hofes zu trennen gewußt hatte. Wohin sie gegangen? war noch länger ein Räthsel. Man entsetzte sich vor dem Gedanken; sie sei nach Chateaubriant. Florio's Kundschafter berichteten endlich, in Chateaubriant sei sie auch nicht, selbst nicht in dem alten Thurme des Schlosses. Auch fehle Baptiste, der Diener des Grafen, welchen man kurz vor Abreise des Hofes noch in Blois gesehn.

Die Gräfin war aber mit Baptiste südlich hinab geritten, und zwar über Limoges nach den Pyrenäen, nach ihrer Heimath Foix. Es war dieser Entschluß das schmerzliche Ergebniß ihrer damaligen Charakterrichtung, einer Richtung, welche nach Opfern dürstete, um sich aller Männer-Roheit zu entziehn, um sich der Mannes-Welt überlegen zu zeigen. Denn die Brutalität ihres Gemahls hatte sie nicht nur für immerdar von aller näheren Gemeinschaft mit ihm geschieden, und ihre frühere sklavische Ergebenheit an dies Verhältniß mit einem Streiche beendigt, ach, der lange

Aufenthalt in Blois hatte auch die schlummernde Neigung ihres Herzens aufgeweckt. Sie liebte den König. Und sie erkannte mit durchdringendem geistigem Instinkte gar wohl, daß hinter dieser stürmischen Beflissenheit des Königs Franz der gefährlichste Leichtsinn, die gefährlichste Möglichkeit des treulosen Wechsels höhnisch lächelnd ruhe, ein Element, das ihr noch fürchterlicher dünkte als die Roheit des Gatten. Welch eine Pein hatte sich da in ihrer Seele erhoben! Daheim in Chateaubriant hatte sie ihr Kind, nach welchem sie schmerzlichst verlangte, und von welchem sie durch einen ausgesprochenen Bruch mit dem Gemahle wahrscheinlich für immer geschieden würde; rings um sich wußte sie eine Welt, welche ihr die also herbeigeführte Trennung von ihrem Gatten nimmer vergeben, oder selbige doch unwürdigeren Beweggründen zuschreiben würde; in sich selbst fand sie, in strengen Sitten auferzogen, keine vollständige Freisprechung für ihr völliges Lossagen vom ehelichen Bande, welches von der Kirche geknüpft und geweiht war für die Dauer dieses Lebens, und in dem glänzenden Ersatze, der sich für alles dies darbot, in der Liebe des Kö-

nigs und zum Könige erkannte sie Rausch und Unsicherheit und völligen Mangel an Halt und Kraft! Das Herz trieb sie, dem Augenblicke und der Neigung sich hinzugeben, und flüsterte ihr zu, das höchste Gefühl frage nicht nach Dauer und Zukunft, sondern bethätige sich auch in der Dauer eines Augenblicks; das Gewissen aber sprach, es sei ihre Pflicht unter also übel verschlungenen Umständen: zu entsagen und zu leiden. Und die weibliche Größe drängt nach Opfern hin: von der Natur nicht auf's Handeln angewiesen sucht das Weib ihre höchste Genugthuung im Entsagen — die Gräfin entfloh, um sich in den heimathlichen Bergen, und wenn es Noth thäte hinter Klostermauern der beunruhigenden Welt zu entziehn. Der strengen Mutter, die einsam auf dem Schlosse Foix lebte, wollte sie sich unterwerfen, nachdem sie ihr das gepeinigte Herz ausgeschüttet. Und doch schlug ihr das Herz mehr in Angst als Freude, da sie auf der letzten Höhe ankam, und das malerische Heimathland in rauher Färbung des herein brechenden Winters vor sich sah. Der Wind flog streng und stürmisch hinter ihr her, und eilte in die Schlucht von

Foix hinab, sich an deren Felsen und Felsen-Schlosse zu brechen und den einzigen Ausweg nach Süden hinunter, wohin sich die Grafschaft erweiterte und abplattete, trockne Blätter hoch aufjagend zu suchen. Die in dunkle Trauer gekleidete Gräfin hielt ihr Pferd an, schlug den Schleier vom blassen Gesicht, und folgte mit ihrem Blicke dem Sturmeszuge, leise vor sich hinsprechend: Glücklicher Sturmwind, wenn mich der einsame Fels von St. Sauveur zurückstößt, wo ist mein Ausweg?!

Der damals noch dürftige kleine Ort Foix lag schwarzgrau zu ihren Füßen, die entlaubten Weinberge darum her sahen dürr und trostlos aus wie ein zerstörtes Menschenbild, das sein Leben vergeudet hat. Schwarz und drohend erhob sich westlich über dem Oertchen und dessen Weinbergen das Schloß Foix mit zwei viereckigen und einem runden Thurme, hinten hoch überragt vom Berge St. Sauveur, dem ein leichter Schneereif schon den Scheitel säumte. Und hinter dem St. Sauveur thürmten sich pyramidalisch höher und höher, weißer und eisiger bis an den Horizont die schon eingewinterten Pyrenäen nach der

unnahbaren Maladetta hinauf. Alles schien ihr furchtbar und starr, und auch die Arriége, der Hauptfluß des Ländchens, welcher von Nordosten in dies Thal herabkommt, um den das Schloß Foix bespülenden Arget aufzunehmen, kam ihr drohend entgegen mit hochgeschwollenen Wassern und mit Eisschollen. Ihr Blick haftete unwillkührlich auf einem großen Klostergebäude, welches am Zusammenflusse der beiden Ströme im Schutze des Thalwinkels lag. In dieser Abtei wurde die heilige Genofeva verehrt, und der Gedanke an dies unglückliche Weib und an diese Zuflucht, wenn auch die Mutter da oben sich ihr entzöge, ermuthigte sie allein, ihr müdes Roß zum Hinabsteigen in das Thal anzutreiben.

Baptiste war ihren Blicken gefolgt, und glaubte, sie verstanden zu haben. Er schüttelte das Haupt. Nicht daß er um seine Zukunft besorgt gewesen wäre, wenn die Herrin, für welche er dem Herrn untreu geworden, ihn an der Klosterpforte verabschiedet hätte, nein, er wäre nach Genf gewandert, die neuen Prediger zu hören, und sich bei ihnen unterzubringen, denn auch die Gräfin hatte auf dem Wege daher über

die neue Glaubensfrage gesprochen, und durch Aufklärung ihn nur begieriger darnach gemacht. Aber eben diese Richtung eines naiv suchenden Geistes, welche ihn schon in Chateaubriant zu der leutseligen Gräfin gezogen, hatte ihm die Klöster verdächtig gemacht, und ließ ihn für die geliebte Herrin nichts mehr fürchten als den Entschluß, sich in ein Kloster zurückzuziehn.

Seht nicht da rechts hinüber, gnädigste Gräfin — sprach er denn halblaut — in diesen Häusern wohnt Gott nicht mehr!

Aber Ruhe wohnt da, und im Nothfalle Schutz, Baptiste —.

In der That fehlte ihr die sichre Zuversicht, bei der Mutter da oben im schwarzen Schlosse Schutz oder Trost zu finden, denn sie kannte die rauhe Strenge der alten Dame nur zu gut, und sie erinnerte sich nur zu deutlich, wie herb deren Aeußerungen gelautet, da Chateaubriant um ihre Hand gefreit und die kaum fünfzehnjährige Tochter einige Abneigung gezeigt hatte. Arme Françoise! Arm, denn sie konnte sich gegen ihr übles Schicksal nicht mit dem Gedanken waffnen, daß es durch Lieblosigkeit herbeigeführt sei,

und daß es also dagegen nur eines geraden Widerstandes bedürfe. Nein, die alte Mutter liebte ihr letztes Kind, sie liebte es wenn auch nicht so zärtlich wie die drei Söhne, welche alle drei in's rauhe Kriegsleben ihr zeitig entführt worden waren. Aber die Formen der Welt waren dieser alten Gräfin eherne Mauern, sie vergab auch nicht die geringste unehrerbietige Berührung derselben. Und diese Richtung war sehr natürlich entstanden: vornehmen Standes hatte sie eine auf diese Kreise beschränkte Erziehung genossen, und war durch Heirath und Verlauf ihrer Ehe darin bestätigt worden. Phöbus Graf von Foix ihr Gemahl stammte aus einem uralten Geschlechte, welches Jahrhunderte lang die Krone von Navarra getragen hatte; ein König von Frankreich war im alten Schlosse von Foix nichts so Besonderes, daß man dessen Stellung und Range auch nur die geringste Unwürdigkeit nachgesehn hätte, und eine geborene Foix war in diesem Schlosse nicht im Geringsten entschuldigt, daß sie um des Königs von Frankreich willen eine Linie von ihrem pflichtgemäßen Gange abgewichen sei. Und konnte sie sich, die gepeinigte junge

Gräfin, konnte sie sich darauf stützen, daß sie nicht abgewichen sei? Nein; denn der Schein war gegen sie, und sie wußte nur zu gut, wie ihre Mutter streng und unerbittlich das Weib verantwortlich machte auch für den bloßen Schein. Noch mehr: Gedanken und Herz der jungen Gräfin waren nur allzu geneigt gewesen, sich abzuwenden von der reizlosen Welt ihrer Pflicht in der Bretagne, sich hinzugeben der reizenden Welt des Königs Franz; sie hatte kein freies Gewissen, und konnte nicht bestehn, sie wußte es voraus, vor dem ernsten Blicke der großen lichtgrauen Augen ihrer Mutter. Als Wittwe hatte diese Mutter alle Schranken um ein Weib nur um so höher errichtet, und die Regeln des Anstandes, deren sie zum eignen Schutz bedurfte, waren ihr im Interesse des Selbstschutzes aufgewachsen zu unerbittlichen Regeln einer gesellschaftlichen Religion. Welches Empfangs durfte sich die in üble Stellung gerathene Tochter versehen?! Ach, und schlimmer und entsetzlicher als alle die Fragen und Bedrängnisse lag auf dem Grunde ihres Herzens ein Gedanke, den sie verabscheute, und der doch nicht entwich. Sie wußte nicht, woher er

gekommen sei, sie entsetzte sich davor, und doch begegnete es ihr zu wiederholten Malen, daß sie ihre Phantasie überraschte, welche sich in die Konsequenzen dieses Gedankens wollüstig vertieft hatte. Der Gedanke war: Graf Chateaubriant, der störende Gemahl sei todt, todt — Mein Gott, mein Gott, schrie sie auf, dies ist der Teufel, und so ergreift er die Menschen, um sie verbrecherisch zu machen! Sie hieb auf ihr Pferd hinein, als entflöhe sie bei schnellerer Bewegung den dämonischen Einflüssen.

Es war auch Alles von so übler Vorbedeutung! Im Städtchen Fair, durch welches der Weg nach dem Schlosse hinauf führte, fand sie die engen steil aufsteigenden Straßen menschenleer, und die wenigen Menschen, denen sie begegnete, starrten sie an, und waren ihr unbekannt. Sie vergaß, daß sie eine Reihe von Jahren, seit ihrer Verheurathung nicht mehr daheim gewesen war, und daß so mancher Bekannte während dessen gestorben oder verdorben sein mußte, sie vergaß, daß sie von Niemand erwartet wurde, daß sie den Schleier wieder über das Antlitz geschlagen hatte, und daß deshalb kein neugieriger Kopf aus

diesen rußigen Häuserchen der Blech- und Eisenschmiede zum Vorschein kam, sie vergaß, daß der hereinbrechende Winter in diesem rauheren Klima die Handwerksleute bereits von der Straße in die Häuser hinein getrieben hatte. Traurig ritt sie den Schloßberg hinauf, und schrie plötzlich auf, hielt ihr Pferd an, schlug den Schleier zurück und streckte die Arme aus: sie glaubte ihre Mutter im östlichen auf den Weg herab sehenden Thurmzimmer bemerkt zu haben. „Ach, sie erkennt mich nicht", sprach sie halblaut, und die Arme sanken ihr schlaff auf den Sattel, „sie geht hinweg von ihrem Fenster! Das Alter mag sie drücken, denn sonst sah sie scharf wie der Falke auf unsern Bergen!"

Langsam ritten sie in den von Thürmen umeckten Schloßhof: Alles war menschenleer, nur die Kettenhunde bellten, auch sie erkannten die alte Freundin nicht. Ohne einem Menschen zu begegnen kam sie in die Halle, einen hohen und weiten, mit grauem Marmor des Landes bekleidetem Raume, in welchem sonst der Fremde empfangen, und sonst Mahl- und Erholungszeit verbracht wurde, als die Brüder noch

Diener, der sich jetzt vor ihr verbeugte ohne ihr in's Auge zu sehen, in das faltenreiche Angesicht.

Die gnädige Frau Gräfin von Foix, sprach er mit fast tonloser Stimme, lassen sich erkundigen, was der Dame, welche in den Schloßhof geritten, zu Diensten sei.

Guernard! Ihr kennt mich nicht mehr?!

Die gnädige Frau Gräfin haben gemeint, es müsse ein Irrthum, durch äußerliche Aehnlichkeit erzeugt, obwalten: die erlauchte Tochter des Hauses Foix reise nicht allein durch das Land, sondern lebe auf ihrem Schlosse in der Bretagne neben ihrem Gemahle dem Herrn Grafen von Chateaubriant. —

Die Gräfin, regungslos stehend, fand kein Wort der Erwiderung, und Guernard, der Haushofmeister, setzte nach einer Pause mit fast weinerlicher Stimme hinzu: wenn die fremde Dame erlaube, solle ein Imbiß in der Halle aufgetragen, und der Diener mit den Pferden versorgt werden für die Weiterreise —

Für die Weiterreise? — Mit diesen Worten schwankte die Gräfin auf einen der steinernen Sitze am Korridorfenster, und verhüllte sich das Gesicht.

Jacques war bei dieser Bewegung aufgeflogen und war auf den Fenstersims getreten, und Guernard hatte sich, da die Gräfin verhüllten Antlitzes verharrte, in eine entfernte Fenstervertiefung begeben, wo er den Entschluß der Dame abwarten zu wollen schien; dicke Thränen rollten ihm über die gefurchten Wangen.

Wodurch hab ich dies verschuldet? fragte sich die unglückliche Frau, und indem sie die Ereignisse der letzten Monate an ihrem Geiste und vor einem Richterstuhle wie er im Schlosse Foix geltend war vorüber gehen ließ, brach sich die verhaltne Thränenfluth freie Bahn, und es gewann die Selbstanklage von Minute zu Minute festeren Boden. Daß sie nicht unverweilt, als sie ihren Gatten am Hoflager verfehlt, umgekehrt sei, dies hielt sie jetzt für einen unverzeihlichen Fehler, für einen Fehler, der ihr ganzes Leben zerstört habe.

Aber ihre Seele hatte etwas vom granitnen Kerne der Foix, und sie fand nach einer viertelstündigen verzweiflungsvollen Noth jenen wunderbaren Muth, welcher die Frauen so ganz und gar von den Männern unterscheidet, den Muth völliger Entsagung. Al-

les Glück, allen Reiz des Lebens gab sie auf, und wollte leiden von dieser Stunde an schweigsam und hoffnungslos.

Um dies zu können bedurfte sie aber eines verborgenen Bewußtseins der Unschuld und Selbständigkeit, wie ihr, einer für damalige Zeit aufgeklärten Frau, auf dem Wege logischen Raisonnements ganz wohl erreichbar war. Darauf stützte sie sich wie auf einen Halt, den ihr kein Unglück rauben könne.

Auch dieser Halt wurde ihr genommen. Als sie nach langer Pein zum ersten Male wieder aufsah, erblickte sie neben sich den Priester in violettem Gewande. Ein leiser Ausruf der Freude — so nahe hatte sie die Freude nicht geglaubt — drang von ihren Lippen: Florentin, Du kennst mich noch, und verlässest mich nicht! Ich danke Dir! — Und mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand.

Die Kirche verläßt kein verirrtes Lamm!

Bringt Dich bloß die Kirche?

Bloß die Kirche? Françoise, was giebt es Größeres auf Erden?

Größeres vielleicht nicht, Florentin, aber — das Herz des Freundes ist wohl noch weicher und lieber —

Nicht Jedermann kann einen Freund haben, aber die Arme der Kirche sind Jedermann offen. Françoise, erinnere Dich unsrer Jugend, erinnere Dich, was Dir unser Beichtiger so oft zu sagen pflegte! Wovor warnte er Dich zu wiederholten Malen? Vor sündigem Selbstvertrauen auf menschliche Kräfte. Die Menschen sind Schilfrohr, das im Schlamme wurzelt; wie wenig braucht's, Schilfrohr zu vernichten! Du hast Dich Deines Gatten, Du hast Dich Deiner Verhältnisse überhoben in demselben falschen Vertrauen auf eigene Kraft —

Das habe ich nicht, Florentin, ich bin vom Schicksal ergriffen und umhergeschleudert worden —

Schicksal ist ein heidnisches Wort, und eine gute Christin soll es nicht kennen. Du trachtest nach Ungewöhnlichem, und nun ergreift Dich das Ungewöhnliche in erschrecklichster Gestalt. Du hast den Gemahl verlassen für die Freuden des Hoflagers, wie die Kunde, welche, Deinen guten Namen sturmesschnell in Nord und Süd zertrümmernd, uns verkündigt hat,

Du hast Dich in eitler Einsicht über unsern heiligen Glauben geäußert wie über etwas von Menschen Erfundenes —

Niemals, Florentin!

Sind nicht auf dem Schlosse von Blois unter Anführung eines Budé, eines Marot, einer Herzogin von Alençon die Frevelgedanken deutscher Ketzer mit Wohlgefälligkeit besprochen worden, besprochen worden wie etwas, was ganz in der Ordnung menschlicher Besprechung sei? Habt Ihr nicht dergestalt unsern göttlichen Glauben herabwürdigt bis zum prüfenden Maaßstabe unvollkommener und sündiger Menschen? Bleibt das Göttliche göttlich, wenn der Mensch es richtet? Und warst Du nicht dabei? Ja, warst Du nicht Allen voraus in den sündigen Spielereien mit heidnischer Kunst, denen der König sich hingiebt in Bauten und Bildnerei? War dies nicht der schlüpfrige Weg, auf welchem Du Dich verloren hast vom Wege der Pflicht und Ehre?

Florentin, ich bin unschuldig!

Unschuldig? Unschuldig an Leib und Seele?

Françoise schwieg.

Ist der Leib mehr, denn die Seele? War Deine Seele unverrückt bei dem Gemahle, den Dir das Sakrament der Kirche zugeweiht, bei dem Glauben, für welchen Dich die Mutter erzogen? Siehst Du nicht, daß die Mutter ihr Kind nicht mehr erkennt, und warum sie es nicht mehr erkennt? Was sind Bande der irdischen Natur gegen die Bande mit dem Himmel! Und wo sind die Bande irdischer Welt, die Dich halten und schützen? Ein Lufthauch hat sie gelös't: wie ein Kind der Wüste irrst Du umher im schönen Frankreich, und verdirbst in Verzweiflung und Reue, wenn Du noch die Kraft hast, der gröblichsten Sünde auszuweichen, verdirbst für Zeit und Ewigkeit, wenn Du schwach genug bist, bei der Sünde, welche augenblickliche Zuflucht und Lust verheißt, augenblickliche Rettung zu suchen. Dies ist Deine Lage, und diese Lage ist entsprungen aus dem Uebermuthe Deines Sinnes, welcher die göttlich geoffenbarten Formen entbehren zu können freventlich geglaubt hat.

Was soll ich thun?

Beten und büßen!

Ich büße und bete —

Und glaubst doch, Unrecht zu leiden! Du leidest aber Recht, und Dich trennt noch eine ganze Welt von der Buße und Vergebung. Unglückliche Françoise, der Boden dieser Welt ist von tausend Abgründen durchkreuzt, und Du hüpfest darüber hin, als ob er ein glatter und wohlgeschlossener Tanzsaal wäre! Du behauptest, unschuldig zu sein, und scheinst nicht zu wissen, daß kein Mensch an Deine Unschuld glaubt —

Florentin!

Kein Mensch! Nicht einmal Deine Mutter, nicht einmal ich!

Entsetzlich! Nun denn, so seid ihr grausam, und mein Herz verliert Wenig, wenn es Euch verliert —

Bei diesen Worten erhob sich Françoise, zum ersten Male unterstützt von einer Wallung des Zorns, und schickte sich an, indem sie den Schleier über ihr verweintes Antlitz zog, den Priester und das Schloß der Ihrigen zu verlassen.

Dein Herz verliert das Theuerste auf Erden, es verliert die Mutter!

Es hatte sie, jetzt weiß ich's, verloren, ehe ich hierher kam; heute verliert die Mutter ihr Kind.

Es ist Dir besser, sagt die Schrift, kein Kind zu haben, als ein verworfenes. Das Mädchen, welches Du neben Deiner Mutter stehen sahst, ist ein lebendiger Beweis dafür —

Wer ist sie?

Deines Vetters, des Herzogs von Infantado Kind ist sie. Du hast ihn in Deiner Jugend gesehn diesen mit tiefer Trauer gezeichneten Mann; er ist zu dieser Trauer gekommen, weil er die Rathschläge der Gottseligen verschmähte. Als er zwanzig Jahr alt war verfolgte er mit seinem Freunde auf einem Maskenballe in Sevilla eine in schwarze Seide verhüllte Dame. Sie hatte einen schönen Wuchs, einen schönen Fuß und einen, wie sich die leichtsinnigen jungen Männer ausdrückten, verführerischen Nacken. Alles Uebrige war an ihr verhüllt, und in der Ferne war sie von ähnlichen schwarzen Damen nur durch eine karminrothe Schleife zu unterscheiden, welche sie an der Brust trug. Das Gewühl trennte ihn von seinem Freunde, und es gelang ihm, von der schönen

Dame die Zusage eines Rendezvous zu erhalten unter der Bedingung, kein Wort bei der Zusammenkunft zu sprechen, und nicht die geringste Erkundigung über Namen und Stand einzuziehn. Was kümmerte ihn Name und Stand, wenn er seine sinnliche Lust befriedigen konnte: er versprach feierlich, was verlangt war, und suchte, da das Rendezvous erst in einer Stunde statt finden konnte, im Maskengewühl nach seinem Freunde, um diesem die gelungene Eroberung mitzutheilen. Denn die gedankenlose Jugend ist auch immer indiskret im Gelingen wie im Mißlingen. Nachdem er ein Paar falsche Domino's angesprochen, fand er endlich den richtigen schwarzen, welcher ihn eben so dringend und in eben so indiskretem Drange suchte. Kurz, die Worte Beider fanden kaum neben einander Platz: dem Freunde war ebenfalls von der schwarzen Dame mit karminrother Schleife ein Rendezvous nach Ablauf der nächsten Stunde zugesagt. Wir sind genarrt! riefen Beide, und sie machten sich eiligst auf, die spöttische Dame zu suchen, und zur Rede zu stellen. Aber sie fanden die Dame nirgends mehr, und da während des Suchens die Stunde ver-

flossen war, so beschlossen sie, trotz der wahrscheinlichen Täuschung die von der Dame bestimmten Orte der Zusammenkunft — es waren zwei verschiedene Orte — aufzusuchen. Denn Jeder dachte bei sich ganz im Sinne der weltlichen Freundschaft: Mir wird sie Wort halten, und mit dem stets überzuversichtlichen Freunde wird sie gescherzt haben.

In der That fand der junge Herzog von Infantado seine Dame, aber er fand auch als er am Morgen nach Hause kehrte die Leiche seines Freundes an der nächsten Gartenecke. Eine tiefe Dolchwunde hatte ihm das Herz durchbohrt, und neben der Wunde lachte wie ein Zeichen der Hölle die karminrothe Schleife, zierlich angeheftet an die Brust des Unglücklichen. Wie hing das zusammen? Denn die jugendliche Sündhaftigkeit des Herzogs war so groß, daß er weniger dem Tode seines Freundes, als der Frage nachdachte, wie dieser zur karminrothen Schleife gekommen, und ob er, der Herzog, nicht diese Schleife noch beim Stelldichein selbst am Busen seiner Schönen gesehn habe.

Daheim fand er indessen den Befehl seines Va-

Diener, der sich jetzt vor ihr verbeugte ohne ihr in's Auge zu sehen, in das faltenreiche Angesicht.

Die gnädige Frau Gräfin von Foix, sprach er mit fast tonloser Stimme, lassen sich erkundigen, was der Dame, welche in den Schloßhof geritten, zu Diensten sei.

Guernard! Ihr kennt mich nicht mehr?!

Die gnädige Frau Gräfin haben gemeint, es müsse ein Irrthum, durch äußerliche Aehnlichkeit erzeugt, obwalten: die erlauchte Tochter des Hauses Foix reise nicht allein durch das Land, sondern lebe auf ihrem Schlosse in der Bretagne neben ihrem Gemahle dem Herrn Grafen von Chateaubriant. —

Die Gräfin, regungslos stehend, fand kein Wort der Erwiderung, und Guernard, der Haushofmeister, setzte nach einer Pause mit fast weinerlicher Stimme hinzu: wenn die fremde Dame erlaube, solle ein Imbiß in der Halle aufgetragen, und der Diener mit den Pferden versorgt werden für die Weiterreise —

Für die Weiterreise? — Mit diesen Worten schwankte die Gräfin auf einen der steinernen Sitze am Korridorfenster, und verhüllte sich das Gesicht.

Jacques war bei dieser Bewegung aufgeflogen und war auf den Fenstersims getreten, und Guernard hatte sich, da die Gräfin verhüllten Antlitzes verharrte, in eine entfernte Fenstervertiefung begeben, wo er den Entschluß der Dame abwarten zu wollen schien; dicke Thränen rollten ihm über die gefurchten Wangen.

Wodurch hab ich dies verschuldet? fragte sich die unglückliche Frau, und indem sie die Ereignisse der letzten Monate an ihrem Geiste und vor einem Richterstuhle wie er im Schlosse Foix geltend war vorüber gehen ließ, brach sich die verhaltne Thränenfluth freie Bahn, und es gewann die Selbstanklage von Minute zu Minute festeren Boden. Daß sie nicht unverweilt, als sie ihren Gatten am Hoflager verfehlt, umgekehrt sei, dies hielt sie jetzt für einen unverzeihlichen Fehler, für einen Fehler, der ihr ganzes Leben zerstört habe.

Aber ihre Seele hatte etwas vom granitnen Kerne der Foix, und sie fand nach einer viertelstündigen verzweiflungsvollen Noth jenen wunderbaren Muth, welcher die Frauen so ganz und gar von den Männern unterscheidet, den Muth völliger Entsagung. Al-

les Glück, allen Reiz des Lebens gab sie auf, und wollte leiden von dieser Stunde an schweigsam und hoffnungslos.

Um dies zu können bedurfte sie aber eines verborgenen Bewußtseins der Unschuld und Selbständigkeit, wie ihr, einer für damalige Zeit aufgeklärten Frau, auf dem Wege logischen Raisonnements ganz wohl erreichbar war. Darauf stützte sie sich wie auf einen Halt, den ihr kein Unglück rauben könne.

Auch dieser Halt wurde ihr genommen. Als sie nach langer Pein zum ersten Male wieder aufsah, erblickte sie neben sich den Priester in violettem Gewande. Ein leiser Ausruf der Freude — so nahe hatte sie die Freude nicht geglaubt — drang von ihren Lippen: Florentin, Du kennst mich noch, und verlässest mich nicht! Ich danke Dir! — Und mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand.

Die Kirche verläßt kein verirrtes Lamm!

Bringt Dich bloß die Kirche?

Bloß die Kirche? Françoise, was giebt es Größeres auf Erden?

Größeres vielleicht nicht, Florentin, aber — das Herz des Freundes ist wohl noch weicher und lieber —

Nicht Jedermann kann einen Freund haben, aber die Arme der Kirche sind Jedermann offen. Françoise, erinnere Dich unsrer Jugend, erinnere Dich, was Dir unser Beichtiger so oft zu sagen pflegte! Wovor warnte er Dich zu wiederholten Malen? Vor sündigem Selbstvertrauen auf menschliche Kräfte. Die Menschen sind Schilfrohr, das im Schlamme wurzelt; wie wenig braucht's, Schilfrohr zu vernichten! Du hast Dich Deines Gatten, Du hast Dich Deiner Verhältnisse überhoben in demselben falschen Vertrauen auf eigene Kraft —

Das habe ich nicht, Florentin, ich bin vom Schicksal ergriffen und umhergeschleudert worden —

Schicksal ist ein heidnisches Wort, und eine gute Christin soll es nicht kennen. Du trachtest nach Ungewöhnlichem, und nun ergreift Dich das Ungewöhnliche in erschrecklichster Gestalt. Du hast den Gemahl verlassen für die Freuden des Hoflagers, wie die Kunde, welche, Deinen guten Namen sturmesschnell in Nord und Süd zertrümmernd, uns verkündigt hat,

Du hast Dich in eitler Einsicht über unsern heiligen Glauben geäußert wie über etwas von Menschen Erfundenes —

Niemals, Florentin!

Sind nicht auf dem Schlosse von Blois unter Anführung eines Budé, eines Marot, einer Herzogin von Alençon die Frevelgedanken deutscher Ketzer mit Wohlgefälligkeit besprochen worden, besprochen worden wie etwas, was ganz in der Ordnung menschlicher Besprechung sei? Habt Ihr nicht dergestalt unsern göttlichen Glauben herabwürdigt bis zum prüfenden Maaßstabe unvollkommener und sündiger Menschen? Bleibt das Göttliche göttlich, wenn der Mensch es richtet? Und warst Du nicht dabei? Ja, warst Du nicht Allen voraus in den sündigen Spielereien mit heidnischer Kunst, denen der König sich hingiebt in Bauten und Bildnerei? War dies nicht der schlüpfrige Weg, auf welchem Du Dich verloren hast vom Wege der Pflicht und Ehre?

Florentin, ich bin unschuldig!

Unschuldig? Unschuldig an Leib und Seele?

Françoise schwieg.

Ist der Leib mehr, denn die Seele? War Deine Seele unverrückt bei dem Gemahle, den Dir das Sakrament der Kirche zugeweiht, bei dem Glauben, für welchen Dich die Mutter erzogen? Siehst Du nicht, daß die Mutter ihr Kind nicht mehr erkennt, und warum sie es nicht mehr erkennt? Was sind Bande der irdischen Natur gegen die Bande mit dem Himmel! Und wo sind die Bande irdischer Welt, die Dich halten und schützen? Ein Lufthauch hat sie gelöst: wie ein Kind der Wüste irrst Du umher im schönen Frankreich, und verdirbst in Verzweiflung und Reue, wenn Du noch die Kraft hast, der gröblichsten Sünde auszuweichen, verdirbst für Zeit und Ewigkeit, wenn Du schwach genug bist, bei der Sünde, welche augenblickliche Zuflucht und Lust verheißt, augenblickliche Rettung zu suchen. Dies ist Deine Lage, und diese Lage ist entsprungen aus dem Uebermuthe Deines Sinnes, welcher die göttlich geoffenbarten Formen entbehren zu können freventlich geglaubt hat.

Was soll ich thun?

Beten und büßen!

Ich büße und bete —

Und glaubst doch, Unrecht zu leiden! Du leidest aber Recht, und Dich trennt noch eine ganze Welt von der Buße und Vergebung. Unglückliche Françoise, der Boden dieser Welt ist von tausend Abgründen durchkreuzt, und Du hüpfest darüber hin, als ob er ein glatter und wohlgeschlossener Tanzsaal wäre! Du behauptest, unschuldig zu sein, und scheinst nicht zu wissen, daß kein Mensch an Deine Unschuld glaubt —

Florentin!

Kein Mensch! Nicht einmal Deine Mutter, nicht einmal ich!

Entsetzlich! Nun denn, so seid ihr grausam, und mein Herz verliert Wenig, wenn es Euch verliert —

Bei diesen Worten erhob sich Françoise, zum ersten Male unterstützt von einer Wallung des Zorns, und schickte sich an, indem sie den Schleier über ihr verweintes Antlitz zog, den Priester und das Schloß der Ihrigen zu verlassen.

Dein Herz verliert das Theuerste auf Erden, es verliert die Mutter!

Es hatte sie, jetzt weiß ich's, verloren, ehe ich hierher kam; heute verliert die Mutter ihr Kind.

Es ist Dir besser, sagt die Schrift, kein Kind zu haben, als ein verworfenes. Das Mädchen, welches Du neben Deiner Mutter stehen sahst, ist ein lebendiger Beweis dafür —

Wer ist sie?

Deines Vetters, des Herzogs von Infantado Kind ist sie. Du hast ihn in Deiner Jugend gesehn diesen mit tiefer Trauer gezeichneten Mann; er ist zu dieser Trauer gekommen, weil er die Rathschläge der Gottseligen verschmähte. Als er zwanzig Jahr alt war verfolgte er mit seinem Freunde auf einem Maskenballe in Sevilla eine in schwarze Seide verhüllte Dame. Sie hatte einen schönen Wuchs, einen schönen Fuß und einen, wie sich die leichtsinnigen jungen Männer ausdrückten, verführerischen Nacken. Alles Uebrige war an ihr verhüllt, und in der Ferne war sie von ähnlichen schwarzen Damen nur durch eine karminrothe Schleife zu unterscheiden, welche sie an der Brust trug. Das Gewühl trennte ihn von seinem Freunde, und es gelang ihm, von der schönen

Dame die Zusage eines Rendezvous zu erhalten unter der Bedingung, kein Wort bei der Zusammenkunft zu sprechen, und nicht die geringste Erkundigung über Namen und Stand einzuziehn. Was kümmerte ihn Name und Stand, wenn er seine sinnliche Lust befriedigen konnte: er versprach feierlich, was verlangt war, und suchte, da das Rendezvous erst in einer Stunde statt finden konnte, im Maskengewühl nach seinem Freunde, um diesem die gelungene Eroberung mitzutheilen. Denn die gedankenlose Jugend ist auch immer indiskret im Gelingen wie im Mißlingen. Nachdem er ein Paar falsche Domino's angesprochen, fand er endlich den richtigen schwarzen, welcher ihn eben so dringend und in eben so indiskretem Drange suchte. Kurz, die Worte Beider fanden kaum neben einander Platz: dem Freunde war ebenfalls von der schwarzen Dame mit karminrother Schleife ein Rendezvous nach Ablauf der nächsten Stunde zugesagt. Wir sind genarrt! riefen Beide, und sie machten sich eiligst auf, die spöttische Dame zu suchen, und zur Rede zu stellen. Aber sie fanden die Dame nirgends mehr, und da während des Suchens die Stunde ver-

flossen war, so beschlossen sie, trotz der wahrscheinlichen Täuschung die von der Dame bestimmten Orte der Zusammenkunft — es waren zwei verschiedene Orte — aufzusuchen. Denn Jeder dachte bei sich ganz im Sinne der weltlichen Freundschaft: Mir wird sie Wort halten, und mit dem stets überzuverlässigen Freunde wird sie gescherzt haben.

In der That fand der junge Herzog von Infantado seine Dame, aber er fand auch als er am Morgen nach Hause kehrte die Leiche seines Freundes an der nächsten Gartenecke. Eine tiefe Dolchwunde hatte ihm das Herz durchbohrt, und neben der Wunde lachte wie ein Zeichen der Hölle die karminrothe Schleife, zierlich angeheftet an die Brust des Unglücklichen. Wie hing das zusammen? Denn die jugendliche Sündhaftigkeit des Herzogs war so groß, daß er weniger dem Tode seines Freundes, als der Frage nachdachte, wie dieser zur karminrothen Schleife gekommen, und ob er, der Herzog, nicht diese Schleife noch beim Stelldichein selbst am Busen seiner Schönen gesehn habe.

Daheim fand er indessen den Befehl seines Va-

ters vor, auf der Stelle nach Madrid an den Hof zu eilen, wo er eingeführt und befördert werden sollte, und da ihm dies viel wichtiger war als die Sorge um den verblichenen Freund und um Aufklärung eines bereits genossenen Abenteuers, so reis'te er auf der Stelle, und vergaß zu Madrid in einer an Zerstreuung reichen Lebensbahn das Abenteuer von Sevilla ganz und gar. Als beliebter Held der Damen dachte er, so lange ihm Liebesfreuden ohne Verpflichtung hinreichend zum Genusse erreichbar waren, durchaus nicht an ein Eheband, und erreichte sein vierzigstes Jahr in ledigem Zustande. Nun wurde es Zeit, für rechtmäßige Erben und Hüter des Herzogshutes zu sorgen, und er suchte unter den schönsten Töchtern des Landes eine Gattin. Die Sünde der frivolen höhern Gesellschaftswelt nennt die verschwelgte Jugend bloß eine galante Jugend, und findet die Helden derselben als gesättigte und erfahrene Kenner besonders empfehlenswerth für die Ehe. Es hatte also keine Schwierigkeit für den Herzog von Infantado ein schönes andalusisches Mädchen hohen Ranges und großen Vermögens heimzuführen. Vater, Mutter

und Schwester waren ihr gestorben, und solche Unabhängigkeit empfahl sie ihm obenein. Wie hätte es ihm nach so viel Erfahrung an Geschick und Fähigkeit fehlen sollen, ein neunzehnjährig Mädchen für sich zu gewinnen! Besonders nachdem sie ihm eine Tochter geboren, öffnete sie ihm alle, auch die kleinsten Geheimnisse ihres Herzens. Unter diesen war ein leichtsinniges Abenteuer ihrer Mutter und Tante in Sevilla. Mutter und Tante seien Zwillinge und uninteressant verheurathet gewesen; gemeinschaftlich also hätten sie sich zu entschädigen gewußt, und wären eines Nachts in gleicher Kleidung auf einen Maskenball gegangen —

In gleicher Kleidung? fragte der Herzog, dem eine Erinnerung und ein unbestimmter Schatten von Argwohn aufstieg —

Ja, schwarz wie es die Landestracht in Andalusien, und wie es einen schönen Fuß, schönen Wuchs und schönen Hals am Günstigsten heraushebt. Und um sich zu erkennen steckte Jede eine karminrothe Schleife —

Vor die Brust?!

Ja, mein Gemahl, vor die Brust — es interessirt Euch absonderlich!

Absonderlich! Weiter!

Wunderlich genug fanden sie auch zwei junge Galane, die ihnen gefielen von gleichem Alter, gleicher Größe, gleicher Maske —

Schwarze Domino's?

Schwarze Domino's! Ihr rathet vortrefflich. Ach richtig, Ihr seid ja um jene Zeit selbst in Sevilla gewesen, und habt wahrscheinlich davon gehört!

Nicht das Mindeste hab ich gehört!

Nun, der andalusische lebhafte Sinn schloß rasch ein flüchtiges Bündniß: meine Mutter mit dem einen, meine Tante mit dem andern schwarzen Domino. Sie begegnen sich des Nachts, wie sie meinen, in vollkommner Sicherheit. Aber mein Vater, oder mein Onkel oder sonstwer, denn die schönen jungen Frauen waren viel umworben, hatten doch Verdacht geschöpft, und einer der Domino's, als er am Morgen von dannen ging, wurde ermordet —

Der Galan Deiner Mutter, oder der Deiner Tante?

Hierin lag die Pein: sie wußten es nicht!

O Gott!

Meines Vaters und meines Oheims Haus liegen neben einander, hundert Schritte entfernt von beiden war der Ermordete gefunden worden. Als Mutter und Tante vom Morde erfuhren, war der Unglückliche schon beerdigt, und der zweite, wahrscheinlich nicht getödtete Galan war trotz aller Aufmerksamkeit Seitens der Mutter und Tante nirgends mehr in Sevilla zu sehn. Unbegreiflicherweise bemächtigte sich beider Frauen von Stunde an eine stete Traurigkeit, sie zogen sich von der Welt zurück —

Sie hatten beide Kinder?

Ihr meint, ob meine Tante deren hatte, denn Ihr werdet meine Existenz doch nicht bezweifeln? Ja wohl, mein Cousin war gleichen Alters mit mir, und mein Spielgenosse, bis ihn in einem unerklärlichen Anfalle übler Laune mein Oheim hinwegnahm aus unsrer Mitte. Die Nachricht seines Todes brach das Leben meiner Tante, und meine Mutter, nach dem Kloster sich sehnend, welches mein Vater ihr verschloß, siechte ihr nach; ich verlor sie, als mich mein Väter

zum ersten Male in die Welt führte. Am letzten Abende ihres Lebens erzählte sie mir diese Begebenheit, und als uns der Vater, der mich abzuholen kam, dabei überraschte, erschrack sie heftig, ja ohne daß wir es ahnten, zum Tode. Sie war gestorben, als wir vom Feste heimkehrten. Aber was ist Euch, mein Gemahl, Ihr starrt mich an mit entsetzlichen Augen!

Er hatte wohl Ursache. Ehe-, Familien- und Lebensglück war mit einem Streiche zerstört: denn es war möglich, daß er sein eigen Kind sündlich in den Armen hielt. Er entsetzte sich vor der Tochter, welche ihm die Gattin geboren, und entfernte sie für immer aus seinen Augen: von Schloß zu Schloß, von Verwandten zu Verwandten, von Verwandten zu Fremden irrt die arme Chimene umher, gezeichnet von der Sünde des Vaters. Ihre Mutter hat sich zu Tode gegrämt über das geheimnißvolle, erschreckende Betragen ihres Gatten, der Herzog selbst schwankt wie ein Gespenst umher, tiefsinnig und bis in's Innerste zerstört.

So, Françoise, führen die Wege der Welt! Ver-

gnüglich und lockend erscheinen sie Anfangs, und führen von Konsequenz zu Konsequenz in unendlich Verderben. Man beginnt nicht mit Fehltritten, man beginnt mit leisen Wünschen, die harmlos, ja unschuldig aussehn; Françoise, der Weg zum Tode, der Weg zu Gottes Schooße führt an tausend Abgründen vorüber, und wer dies weiß, dem ist es nicht zu vergeben, wenn er von der geoffenbarten sicheren Straße abweicht, um dieser, oder jener flüchtigen irdischen Neigung zu genügen.

Nicht die Neigung, Florentin, hat mich aus meiner Bahn geschleudert —

Und doch ist's geschehn!

Hilf mir!

Du mußt Hilfe wünschen um jeden Preis!

Um jeden Preis wünsch ich sie!

Du mußt abschließen können mit Deinem Leben!

Es ist zu Ende für mich in diesem Augenblick, hilf mir!

Unser Haus, das Haus zur heiligen Genofeva ist Dir offen, wenn Du ernstlich der Welt entsagen willst.

Ich will's.

So folge mir!

Françoise, in überspannter Stimmung des Leides und der Furcht vor einer brutalen Welt, wollte, wie die Verzweiflung immer will, um jeden Preis endigen. Um nicht eine Schaar peinlicher Scenen zu sehn schließt der schwache Mensch die Augen völlig, und meint, völlige Blindheit sei besser. Die hohle Phrase wohnt nicht bloß in der theatralischen Sprache, sie wohnt in allen, auch wortlosen Entschlüssen der Schwäche.

Als der Priester und Françoise den Korridor entlang gingen nach der Treppe hin, ward der rasche Hufschlag mehrerer Pferde im Schloßhofe vernehmbar, und der Priester trat an's Fenster, während die zerstörte arme Frau mitten im Gange stehen blieb, und starr vor sich nieder sah auf die steinernen Fliese. Auch wenn sie hinabgesehn, sie hätte nicht erkannt, daß ein Retter für sie angekommen sei, Chabot de Brion, der mit dem Instinkt einer romantischen Neigung ihre Fußtapfen gefunden hatte von Blois bis Foix. Nur in der Entsagung sah sie in diesem An-

genblicke Hilfe, jegliche Liebe war ihr in diesem Augenblicke erschrecklich, Florentin's Erzählung machte ihr selbst Eltern- und Kindesliebe schauerlich. Einsamkeit, völlige Einsamkeit für immer war ihr ganzer und einziger Wunsch. Der Priester Florentin hätte also gar nicht nöthig gehabt, sie durch abgelegene Gänge zur Hinterseite des Schlosses hinaus, und von da durch den dichten Tannenwald hinab zur Abtei zu führen. Chabot de Brion würde nichts über sie vermocht haben, auch wenn er ihr begegnet wäre, und Baptiste war doch nicht zu täuschen: er hatte auf der Treppe gestanden und gelauscht, er folgte ihnen durch alle Gänge wie das Gewissen, und an der Abtei-Pforte trat er seiner Herrin entschlossen in den Weg.

Umsonst! Françoise war der geistlichen Macht Florentin's völlig anheimgegeben, ja sie drang dem bestürzten Diener das Versprechen ab, sie und die Gegend zu verlassen, und Niemand, aber Niemand mitzutheilen, wohin sie sich gerettet.

Die Pforte schloß sich knarrend, und der alte Baptiste, Thränen im Auge, stand mit gefalteten Hän-

den vor den grauen, im tiefen Schatten hohen Waldes verborgenen Klostergebäuden. Der Arget und die Arriège, welche hier zusammenströmen, rauschten hoch auf mit ihren vollen Wassern, und Baptiste warf einen scheuen Blick auf die Gegend, von wo die Fluthen, verdeckt durch die Abtei und den dichten Wald, herüber tos'ten, als ahnte er, es werde sich dort das Schicksal seiner Herrin eben so geheimnißvoll und schauerlich entwickeln. Seine Neuerungs-Gedanken in Sachen des Kirchenglaubens waren nicht ausgebildet genug, um ihm eine sicher begründete Ansicht über den verfehlten Zweck klösterlicher Einrichtungen zu gewähren, aber die Neigung seiner Gedanken war schon stark genug für den leisen Ausspruch: Arme Herrin, zu großen Dingen berufen lässest Du Dich opfern der Furcht und dem todten Hinstarren!

Traurig stieg er den Berg zum Schlosse wieder hinauf — was sollte er thun? Nach Genf will ich reiten, murmelte er vor sich hin, und wenn wir in unabsehbaren Haufen einfallen in Frankreich, den Glauben und die Kirche zu reinigen, da will ich das Heer der Unsrigen auch hierher geleiten vor die

Genofeven-Abtei, und will meine Herrin befrein. Ein Paar Jahre wird's wohl dauern, eh wir so weit kommen, und meine arme Frau Gräfin wird wohl in dieser Zeit ihres Irrthums inne werden.

Als er in den Schloßhof kam, begegnete er Herrn Chabot de Brion, der lebhaft und erfreut ihm entgegen trat, erfreut, nun endlich ein unzweifelhaftes Zeichen von der Nähe des geliebten Flüchtlings zu sehn. Die Gräfin von Foix hatte ihm so eben die herbsten Dinge sagen, ja ziemlich unverblümt die Thore weisen lassen, Baptiste war ihm also die erwünschteste Begegnung. Aber ach, Baptiste hatte seiner Herrin zugesagt, ihren Aufenthalt streng zu verschweigen! Wie gern hätte er dem jungen Edelmanne, den er um die schöne Neigung für die Gräfin und um die anmuthigen ritterlichen Formen liebte, wie gern hätte er ihm Alles mitgetheilt, ja wie gern ihn aufgefordert zur Rettung der Herrin! Die Zunge war ihm gebunden, und er war gewissenhaft: er ertrug sogar die Schmähungen, welche Brion gegen ihn ausstieß, ohne ein Wort der Widerrede. Denn daß Baptiste die Wahrheit verschwieg war durch das abgetriebene Pferd

den vor den grauen, im tiefen Schatten hohen Waldes verborgenen Klostergebäuden. Der Arget und die Arriége, welche hier zusammenströmen, rauschten hoch auf mit ihren vollen Wassern, und Baptiste warf einen scheuen Blick auf die Gegend, von wo die Fluthen, verdeckt durch die Abtei und den dichten Wald, herüber tosten, als ahnte er, es werde sich dort das Schicksal seiner Herrin eben so geheimnißvoll und schauerlich entwickeln. Seine Neuerungs-Gedanken in Sachen des Kirchenglaubens waren nicht ausgebildet genug, um ihm eine sicher begründete Ansicht über den verfehlten Zweck klösterlicher Einrichtungen zu gewähren, aber die Neigung seiner Gedanken war schon stark genug für den leisen Ausspruch: Arme Herrin, zu großen Dingen berufen lässest Du Dich opfern der Furcht und dem todten Hinstarren!

Traurig stieg er den Berg zum Schlosse wieder hinauf — was sollte er thun? Nach Genf will ich reiten, murmelte er vor sich hin, und wenn wir in unabsehbaren Haufen einfallen in Frankreich, den Glauben und die Kirche zu reinigen, da will ich das Heer der Unsrigen auch hierher geleiten vor die

Genofeven-Abtei, und will meine Herrin befrein. Ein Paar Jahre wird's wohl dauern, eh wir so weit kommen, und meine arme Frau Gräfin wird wohl in dieser Zeit ihres Irrthums inne werden.

Als er in den Schloßhof kam, begegnete er Herrn Chabot de Brion, der lebhaft und erfreut ihm entgegen trat, erfreut, nun endlich ein unzweifelhaftes Zeichen von der Nähe des geliebten Flüchtlings zu sehn. Die Gräfin von Foix hatte ihm so eben die herbsten Dinge sagen, ja ziemlich unverblümt die Thore weisen lassen, Baptiste war ihm also die erwünschteste Begegnung. Aber ach, Baptiste hatte seiner Herrin zugesagt, ihren Aufenthalt streng zu verschweigen! Wie gern hätte er dem jungen Edelmanne, den er um die schöne Neigung für die Gräfin und um die anmuthigen ritterlichen Formen liebte, wie gern hätte er ihm Alles mitgetheilt, ja wie gern ihn aufgefordert zur Rettung der Herrin! Die Zunge war ihm gebunden, und er war gewissenhaft: er ertrug sogar die Schmähungen, welche Brion gegen ihn ausstieß, ohne ein Wort der Widerrede. Denn daß Baptiste die Wahrheit verschwieg war durch das abgetriebene Pferd

der Gräfin, welches neben dem seinen in einem Thurmwinkel des Hofes angekoppelt stand, nur allzu offenbar, und der Vorwurf Brion's, Baptiste habe die Gräfin trügerisch vom Hoflager hinweggelockt, um sie an unerwarteter Stelle einem Hinterhalte des Grafen Chateaubriant auszuliefern, hatte nur gar zu große Wahrscheinlichkeit. Ich werde Dich binden, und Dir mit dem Steigbügel-Riemen das Geständniß öffnen lassen, rief der junge Edelmann, den die hartnäckige Schweigsamkeit des alten Dieners in immer größere Wuth versetzte.

Aber während diese Scene inmitten des Schloßhofes vor sich ging, sammelten sich in der Halle alle Diener und Knechte des Hauses, welche vom Haushofmeister eiligst dorthin beschieden waren, und dieser selbst trat in den Farben des Hauses Foix, den großen Stab in der Hand tragend, ihnen voran, und führte sie in den Hof. Dort, in einiger Entfernung von den Fremden, hieß er sie warten, und schritt feierlich zu Chabot de Brion, ihn im Stile eines Herolds fragend, ob er inne geworden sei, daß man ihn auf dem Gebiete der Foix nicht willkommen geheißen,

und ob er diesem Nichtwillkommen gemäß handeln werde?

Auch diesem alten Diener wurde es schwer, die wahrscheinlichen Freunde der jungen Gräfin hinweg zu jagen, und diplomatischer als Baptiste setzte er auf eigne Verantwortung hinzu: dem Seigneur, welchen das Haus der Foix aus ihm unbewußten Gründen nicht aufnehmen könne, werde die reiche Genofeva-Abtei unten im Thale eine Herberge nicht versagen.

Brion aber, voller Zorn, achtete nicht auf diesen wichtigen Zusatz, sondern warf sich auf's Pferd, nöthigte den gutwillig folgenden Baptiste sich mit den beiden Rossen seinen Dienern anzuschließen, und ritt hinab nach dem Städtchen.

Die alte Gräfin von Foix, Françoisens Mutter, war bei der Geburt dieses ihres letzten Kindes gefährlich erkrankt, und dies Kind hatte zur Auffäugung einer Amme anvertraut werden müssen. Dies

blieb nicht ohne wichtige Folgen: Françoise, der Brust ihrer Mutter fern bleibend, wurde auch noch durch ein anderes Unglück derselben entfremdet. Die Gräfin nämlich genas erst nach Jahren von dieser Niederkunft, und genas nur auf Kosten ihrer Schönheit. Ihr Antlitz war für immer bleich geworden, und der Arzt kündigte ihr an, daß eine fernere Umarmung ihres Gemahls den Tod für sie zur Folge haben würde. Der Graf von Foix war aber ein noch rüstiger und lebensstarker Mann zu jener Zeit, und nicht dafür angethan, seine Gemahlin solchen Verlust durch zarte Entsagung vergessen zu machen. Es erwuchs ihr daraus mannigfache Kränkung und Pein, und die Gräfin, ein stolzer Charakter ließ es, vielleicht ohne klares Bewußtsein der Härte, die Tochter entgelten. Sie war kalt gegen das Kind und erzog es hart und streng. Dennoch liebte sie es, liebte es eben dieser hemmenden Umstände halber eigensinnig, und gewaltsam. Um so weicher ward es von Margot, der Amme, welche ihr mit Françoise gleichaltriges Kind durch den Tod verloren hatte, behandelt. Diese Margot war eins von jenen weiblichen Geschö-

pfen, die bloß Weib und Mutter sind, und denen man nachsagt, daß sie aus bloßer Gefälligkeit im Stande seien, das zu thun und zu leiden, was charaktervollen Weibern eine Frage des Lebens, und was charaktervollen wie charakterlosen der entscheidende Punkt wird für glückliche oder unglückliche bürgerliche Existenz. Solche Margot's scheinen vorhanden zu sein, um die gedankenlose natürliche Menschlichkeit zu vertreten neben aller Konvenienz. Mit vollständiger Gutmüthigkeit ausgerüstet entwaffnen sie zuweilen auch den Zorn des berechtigten aber billigen Moralisten. Schön wie ein Madonnenbild war Margot schon als junges Mädchen, wie es hieß, von einem Seigneur von Foix, aus einer Nebenlinie der Grafen, verführt worden, und hatte ohne die geringste Heimlichkeit einen Sohn geboren, den sie Florentin taufen ließ, und über dessen Vater sie bei dringender Nachfrage lachend zu sagen pflegte, es müsse ein vornehmer Prinz sein, denn er habe wunderschön ausgesehn, als er am Heuschober auf der Wiese, an dem sie geschlummert, zu ihr getreten und sie bei der Hand genommen habe. Weiter wisse sie nichts von

ihm; aber daß ihr Florentin auch sehr schön sei, das könne doch Jedermann sehn.

Dieser Florentin war fünf Jahre älter als Françoise, und wuchs mit ihr auf. Weil er wie ein Heiliger aussähe, sagte Margot, müsse er auch ein Priester werden, und so ward er denn bis zum fünfzehnten Jahre Françoisen's und bis zu seinem zwanzigsten neben ihr theils auf dem Schlosse, theils in der Abtei unterrichtet, und war ganz wie ein Milchbruder mit der jungen Comtesse befreundet. Als Graf Chateaubriant sie hinweg führte, betrübte es ihn sehr, und in dieser Stimmung trat er dem Plane Margot's gemäß ganz in die Abtei, und wurde Priester. Françoise durfte sich also von ihm der aufrichtigsten Theilnahme versehn, als sie in so unglücklicher Lage ihm wieder begegnete, und es war natürlich, daß sie sich ihm so sorglos überließ. Sie ahnte nicht, in welcher Richtung sich das Wesen dieses Florentin ausgebildet hatte.

Florentin war auch nicht böse geworden. Aber was bei seiner Mutter gedankenlose Gutmüthigkeit, sinnliche Unbefangenheit gewesen, das hatte sich in ihm zu gedankenvoller Sinnlichkeit und zu berechnetem

Genußtriebe ausgebildet. Er war ein offner Kopf, welcher dem theologischen Kreise gewöhnlicher Priester bald überlegen, und deshalb von den überlegenen Priestern der Abtei bald in die höheren Verhältnisse der Priesterschaft eingeweiht wurde. Nicht sowohl durch die um sich greifende Reformation, welche hier an der spanischen Seite noch wenig Eindruck hervorgebracht hatte, als durch das luxuriöse Pabstthum der letzten Jahrzehnte war ein Stamm aufgeklärter Priester in viele Theile der Christenheit verbreitet worden, welcher eine Art esoterischen Priesterthums darstellte. Es war dies ein Jesuitismus ganz andrer Art, welcher dem ächten Jesuitismus vorausging, ein sinnlicher und künstlerischer Jesuitismus, der nicht für die Kirche sondern für sich, für die Schaar der Auserwählten täuschen und erobern wollte. Er wendete sich auch vorzugsweise an die Großen und Mächtigen der Erde, aber nicht um durch diese den Massen beizukommen, sondern um mit den Mächtigen die Reize des Lebens zu genießen. Die Glaubenswelt war dieser Gattung eine Welt der Formel, welche durch gewandten Geist nach außen hin lebendig und wirksam

erhalten werden müsse, welche aber mit den intimeren Bedürfnissen des aufgeklärten und geschmackvollen Priesters nichts zu schaffen habe.

So geartet trachtete Florentin schon seit einigen Jahren, aus dem Pyrenäenwinkel hinaus in die offnere Welt, sei's nach Rom, sei's nach Paris zu kommen. Er war viel eher als die alte Gräfin von der Anwesenheit Françoisen's am Hoflager des Königs unterrichtet, denn er war Sekretair des Abtes, und der Abt verlor den König nicht einen Augenblick aus den Augen. Florentin kannte also auch die Geistesrichtung der Umgebungen des Königs, den aufgeklärten Sinn Margarethen's und Bude's, und konnte den Einfluß derselben auf Françoise ermessen. Ihm war es also zunächst schon aus vielfältigem politischem Grunde darum zu thun, sich dieser politisch so wichtig werdenden Dame zu bemächtigen.

Aber die Gegenwart behauptet überall ihr Recht auch über die sorgfältigst gepflegten Pläne für die Zukunft, und jede Leidenschaft ist beredsamer als aller Verstand. Florentin hatte nicht gewußt, wie schön seine Milchschwester als Gräfin Chateaubriant geworden

sei, und als sie ihm im staubigen, zerdrückten Reitkleide, halb verschleiert und von Thränen und krampfhafter Bewegung entstellt zum ersten Male wieder erschienen war, da hatte er es nicht bemerkt, erfüllt von Plänen, welche das junge Weib in andre Arme liefern sollten. In solcher Stimmung hatte er ihr das Zimmer angewiesen, nach ihrem Mantelsacke im Schlosse gesendet, und dem Abte Bericht abgestattet. Aber als er nun bei einbrechender Dunkelheit sie in häuslicher Kleidung am Kaminfeuer fand, eine bildschöne Frau, deren in Ergebung gefaßtes edles Antlitz von der hellen Flamme beleuchtet wurde, da kam ihm rasch der verwegene Gedanke, er sei ein eben so schöner und zum Glücke eben so berechtigter Mann als der König.

7.

Baptiste hatte es mit seiner Zusage des Stillschweigens an die Gräfin vereinbar geglaubt, daß er den höchst verdrießlichen Seigneur Chabot de Brion, der ihm wirklich die Steigriem-Hiebe angedeihn lassen wollte, auf die Aeußerung des Haushofmeisters, der Seigneur sollte bei der Genofeven-Abtei anfragen, aufmerksam mache. Brion, im Städtchen Foix anhaltend, hatte sich vorgenommen, dort jedenfalls den Rest des Tages und die folgende Nacht zu bleiben, da es ihm unzweifelhaft war, die Gräfin sei wenigstens auf dem Schlosse gewesen, und sei entweder noch dort oder nicht weit entfernt, und da er auf irgend einen glücklichen Zufall hoffte, sie zu entdecken und ihr nahe zu kommen. Der Wirth der Herberge erzählte denn auch auf Nachfrage, es sei kurze Zeit vor ihm eine Dame mit einem Diener den Schloß-

berg hinauf geritten. Brion warf einen drohenden Blick auf Baptiste, und fragte den Wirth, wie weit die Abtei vom Orte entfernt sei.

Einen Büchsenschuß, Seigneur; wenn Ihr hinüber geht bis an die Waldecke am Strome, und links hinumschaut, so seht Ihr sie. Der Pförtner ist ein freundlicher Bruder; und wird Euch für eine höfliche Zumuthung höflich Rede stehn, ob eine Novize, oder eine Fremde eingetroffen sei.

Brion machte sich sogleich auf den Weg, und zog zehn Minuten darauf die Glocke an der Abtei. Der feiste Pförtner öffnete den Schieber halb, um zu sehn, ob es der Mühe werth sei, ihn ganz aufzuschieben. Der stattliche Herr im Federhute sah allerdings darnach aus, und der Pförtner zeigte sich entgegen kommend. Wahrscheinlich hätte Brion auf eine einfache Anfrage genügende Auskunft erhalten, da dem Pförtner kein besonderes Stillschweigen von Florentin auferlegt worden war, aber er begann damit, dem lächelnden Thorhüter eine Handvoll Silbermünze in die verständig entgegen kommende Hand zu drücken, und so erhielt die unverfängliche Frage für diesen

seines Postens kundigen Mann schnell eine Bedeutung. Hat die Auskunft solchen Werth, philosophirte der Pförtner in Eile, so wird der Werth steigen, wenn die Auskunft schwierig ist. Er antwortete also ausweichend, und um Zeit für seine Politik zu gewinnen, bat er um nähere Beschreibung der Dame, die einpassirt sein sollte, und um den Namen derselben. Kurz, Brion zeigte so unpolitischen Eifer, daß er vom Pförtner nichts als die Versicherung erhielt, er werde sich erkundigen, und dem Seigneur am andern Morgen Bericht erstatten. Brion hatte indeß doch so viel entdeckt, daß die Gräfin wahrscheinlich im Kloster sei, und war auf dem Rückwege nach dem Städtchen zu der Ueberzeugung gekommen, daß er hier rasch verfahren müsse, wenn er auf irgend ein Gelingen hoffen wolle. Die ungeschickte Behandlung des Pförtners, deren er inne geworden, hatte den kundigen Mann des Hofes in ihm erweckt, und sich mit aller Zuversicht und Behendigkeit eines solchen wappnend kehrte er an der Waldecke hastig um, und schritt hastig wieder nach der Abtei zurück. Diesmal klingelte er scharf, und rief dem ob solchen scharfen Zugs

überrascht heraus schauenden Pförtner gebieterisch zu: Oeffne! Dieser öffnete auch wirklich in der ersten Bestürzung die kleine Thür, welche zwar zunächst nur in seine Thorzelle, aus dieser aber in den ersten Hof der Abtei führte, und sah fragend und verwundert dem eintretenden Seigneur in's Angesicht.

Melde mich, den Seigneur Chabot de Brion, bei Seiner Hochwürden dem Herrn Abte! Rasch!

Melden? Ich? Ich bin bloß Pförtner —

So ruf einen Laienbruder, oder wer sonst dafür bestellt ist!

Aber ich darf meinen Pförtnerposten nicht verlassen. — Obwohl er nicht wußte, ob etwas zu verbergen, und ob diesem Manne der Zutritt zu versagen sei, so machte er doch, nicht bloß in der Absicht, ein neues Trinkgeld zu erhalten, sondern aus dem Instinkte der Verbrüderung, welcher alles Ungewöhnliche abhält von der Verbrüderung, dem Seigneur den Eintritt so schwer als möglich.

Ich werd' ihn versehn bis Du wiederkommst, Deinen Pförtnerposten —

Ich bitte; Ihr könntet wohl nach ungewöhnlichen Grundsätzen öffnen und schließen —

Holla, schnell, ich bin nicht gewohnt, zu warten!

Hätte Brion gewußt, wie sehr hilfreiche Eile seiner geliebten Gräfin Noth war, er hätte sich auf keinerlei Meldung eingelassen, sondern hätte mit gezogenem Degen den Pförtner ohne Weiteres genöthigt, ihn nach den Zimmer der fremden Dame zu führen. Mit Brion's Hin- und Wiederkommen war es nämlich Abend geworden, und Florentin war in vollem Zuge, seine Ueberlegenheit als dialektischer Priester und junger Mann über die verstörte und verlassene Gräfin geltend zu machen. Waren auch die Gründe seiner Rede jetzt himmelweit verschieden von denen, die er selbigen Tages oben im Schlosse entwickelt hatte — und sie mußten es sein, denn dort wollte er Furcht vor den Freuden der Welt, hier wollte er Zutraun zu verstohlener Freude einflößen — erschreckte auch die unerwartete Wendung in Wesen und Wort Florentins die Gräfin einen Augenblick bis in's Innerste, ach, sie war doch so unglücklich, daß sie ihrer eignen logischen Kraft nicht mehr traute, und daß sie sich

um jeden Preis eines liebevollen Entgegenkommens bedürftig fühlte. Es liebt das Weib, dem aller würdige Gegenstand der Theilnahme entzogen wird, am Ende auch das Ausdruckslose und Unbedeutendste; wäre es ein Wunder gewesen, wenn Françoise dem schönen Jugendfreunde vertraulich und entgegen kommend die Hand gereicht hätte? Seine männliche Schönheit war um so vertraulicher, da sie im Kleide priesterlicher Würde, also ohne den verschüchternden Anspruch der Schönheit erschien, da sie das Zutraun auf eine uneigennützige Freundschaft des Milchbruders für sich hatte, und — was mehr war als Alles! — da sie aus dem sichern Hafen einer würdigen Stellung heraus dem gepeitschten Lebensschifflein der armen Frau Worte und Signale zurufen konnte. Der sogenannte Teufel lebt davon, daß er die Hilfe, welche man braucht, wirklich leistet, aber auch vergiftet.

Kurz, es gelang Florentin, die lastende Melancholie von Françoisens Stirn zu scheuchen, denn er wußte ihr in schmeichelnder Entwickelung darzustellen, daß sie eben nur um reizender Vorzüge willen in so peinliche Situationen versetzt worden sei, und daß die

Pein dieser Situationen viel mehr in ihrem furchtsamen Sinne als in den Situationen selbst liege. — Willst Du den grauen Stein beneiden, fuhr er fort, um die ungestörte Ruhe, welche er seiner Unscheinbarkeit und Reizlosigkeit verdankt? Besteht nicht Leben, wirkliches Leben bloß aus Furcht und Verlangen, und aus dem gesteigerten, sich gegenseitig im Gleichgewicht haltenden Fürchten und Verlangen?

Und doch, Florentin, riethst Du mir selbst, die Welt zu fliehn, weil sie gefährlich —

Und weil Du für den Augenblick das Gleichgewicht Deiner Seele verloren hast! Wärst Du sonst nach Foix gekommen, wo Du bei einer lieblosen Mutter der trockensten und ungenügendsten Ansichten und Grundsätze gewärtig sein mußtest? Du brauchst Sammlung, und es ist ein gutes Zeichen, daß Du Dich bis zum Bedürfnisse dieser Sammlung hast verstören lassen, denn Du bist verstört worden, weil Du nicht in wüster Gedankenlosigkeit beherrscht sein wolltest, und doch auch im Tumult eines neuen Lebenskreises nicht die Ruhe und die Macht in Dir fandest, zu herrschen. Du bist zum Größten bestimmt: Du willst

Macht und Ruhe zugleich, und Du täuschest Dich nur einen Augenblick über diese Ruhe, und verwechselst sie mit der Leblosigkeit. Wenn Du Dich einen Winter und einen Sommer in der Einsamkeit unsrer Thäler gesammelt haben wirst, dann wirst Du mit weitblickenden sicheren Augen die Herrlichkeiten von Blois wiedersehn, wirst die Angoulême und Alençon übersehn, und wirst verstehn zu genießen, indem Du herrschest, zu herrschen; indem Du genießest und zu schaffen im Herrschen und Genießen.

O eile, eile, Chabot de Brion! Françoise ist geistvoll genug, um in die Gefahr solcher Wendung einzugehn, und sie ist gerade jetzt aufgeregt genug, um der Gefahr zu erliegen. Errette sie heut von diesem Florentin, vielleicht ist er ihr morgen schon nicht mehr gefährlich, wenn sie sich gefaßt und durch Deine Nähe, dies Zeichen schöner und starker Theilnahme, gestärkt hat.

Leider war dies ungemein schwer. Nicht weil der Abt, dem Anscheine nach ein gutmüthiger Mann, der strengen Meinung gewesen wäre, jeglichen Edelmann von der schönen Gräfin entfernt zu halten, son-

dern nur weil der Abt noch nicht wußte, welcher Meinung er sein sollte. Die Ankunft der Gräfin in Foix, mit einiger Wahrscheinlichkeit, aber doch nur mit Wahrscheinlichkeit angekündigt durch einen Priester in Blois, der die Dinge am Hofe beobachtete, und dem Abte des Genofevenstiftes seit einiger Zeit ungewöhnlich häufig Mittheilungen machte, weil der Abt durch seinen Bezug zum Hause Foix wichtig werden konnte, jene Ankunft der Gräfin, so fein vorausgesehen durch den Priester in Blois, war dem Abte doch überraschend gekommen, und Florentin, welcher jener möglichen Ankunft halber seit Wochen täglich die alte Gräfin besuchte, hatte die junge Gräfin so überraschend schnell in die Abtei selbst gebracht, daß der Abt, ein Mann von langsamen und vorsichtigen Entschlüssen, nicht im Stande gewesen war, einen Plan auszubilden für alle einzelnen Fälle dieser eingefangenen wichtigen Dame. Und Chabot de Brion, dessen nahes und günstiges Verhältniß zum Könige er sehr wohl kannte, kam ihm so plötzlich und so heftig wie ein Sturzbach über den Hals. Er wollte sich ihm so gern gefällig zeigen, und doch nichts vor-

eilig gewähren, was den Preis des eingefangenen Kleinodes im Geringsten herabsetzen könnte! Dieser Preis konnte aber durch den schönen Seigneur zweifach bedroht sein: erstens konnte dieser auf eigne Rechnung die Gunst der Gräfin suchen, und zweitens konnte er den Lohn für sich allein beim Könige in Anspruch nehmen, die scheue Dame wieder zur Rückkehr ermuntert zu haben. Dieser Lohn sollte ja den Priestern zukommen! Und dieser Lohn wuchs, je länger die Rückkehr auf sich warten ließ, und je unabhängiger von äußerer weltlicher Unterstützung die Abtei allein die schüchterne Dame gestärkt und ermuthigt hatte, den Kampf mit den Freuden der Welt wieder aufzunehmen und zu bestehn — kurz, schloß mit einiger Ungeduld der Abt seine lange Rede, in welcher er von allem Obigen das Gegentheil zu sagen getrachtet, kurz, mein Seigneur de Brion, diese Angelegenheit ist eine äußerst schwierige, und ganz und gar nicht angethan, um im Handumkehren entschieden zu werden.

Im Gegentheile, hochwürdiger Herr, es ist hier nicht die geringste Schwierigkeit für Euch und für die

Abtei, da es sich in keiner Weise um Eure und um die Meinung der Abtei handelt, sondern um die Meinung der Gräfin, einer selbständigen Dame, die Ihr mich hören lassen sollt.

Mich dünkt, die Gräfin habe diese Meinung deutlich genug dadurch ausgesprochen, daß sie das Hoflager aus eignem Antriebe und selbst flüchtig verlassen.

Kurz und gut, Ihr besteht darauf, die Gräfin wie eine Gefangene zu betrachten?

Im Gegentheile: wie einen Schützling, der Zuflucht bei uns gesucht hat gegen die Zudringlichkeiten der Welt!

Ihr beschuldigt den König Franz der Zudringlichkeit?

Der heilige Volusian bewahre mich!

Er bewahrt Euch nicht, denn Ihr habt's gethan, und werdet's vertreten; bei meinem Schwert versichere ich Euch dessen!

Aber Herr Chabot de Brion —

Ihr sollt's an Euch zuerst erfahren, daß das Konkordat kein leerer Schall und Name ist, und daß der König von Frankreich von nun an die Prioren, Aebte

und Bischöfe wählt, ja daß er die kürzlich geschehenen Wahlen seiner Bestätigung unterwirft! Wie lange heißt Ihr Abt, Hochwürdiger Herr?

Der Abt antwortete nicht auf diese direkte Frage, denn er war allerdings gerade in der Zeit gewählt worden, als das berüchtigte Konkordat abgeschlossen, wenn auch noch nicht bekannt gemacht worden war. Er wendete sich aber in seiner Gegenrede unmittelbar auf die Zusicherung, daß der König in Betreff dieser Dame kein Hinderniß an der Genofeven-Abtei finden werde, da ja die ernste Absicht des Königs, diese ausgezeichnete Dame zur Königin von Frankreich zu erheben, hinlänglich bekannt sei. Es möge nur der König und der Bote desselben gestatten, daß die Formen im Wesentlichen beobachtet würden. Sie würden allen Theilen von guten Diensten sein; mamentlich würden sie allein die eingeschüchterte Gräfin ermuthigen —

Durch diese Wendung ward Brion wieder zurückgeworfen, und genöthigt, von Neuem auszuholen, ein Zeitverlust, welcher Florentin zu statten kam.

Florentin, der sich auf Frauenherzen verstand — der zweite Hof der Abtei war von Nonnenzellen um-

säumt, und diesem jungen Priester lag es ob, die Novizen über ihre Pflichten und ihren Beruf zu belehren — Florentin ging ohne Umschweif an die Hauptfrage, welche auf dem Wege seiner Jugendfreundin lastete. Einige salbungsvolle Philosophie, pflegte er zu sagen, den verborgenen Wünschen des Weibes eingeflößt, und diese Wünsche werden muthig und lustig, denn die Weiber haben keinen Charakter, sondern nur Furcht und Verlangen, Furcht vor Grundsätzen und Verlangen nach Freude. Macht man ihnen die Grundsätze zustimmend, so sind sie dankbar wie die Kinder: sie küssen den Lehrer, der sie zum Spiele hinaus läßt. Nur nicht als gedankenlose Wesen wollen sie behandelt sein, und das sind sie auch nicht, wie beherrschten wir sie sonst durch Gedankenfolge! Gedanken haben sie so viel als wir, aber jagt ihnen diese Gedanken durch einander wie eine Schaar wilder Pferde, und dann zeigt ihnen, daß ihr sie fangen und fesseln könnt, die ungestümen; dies ist ihnen gegenüber der Charakter, dem sie sich beugen.

Francisca, hob er an in dem halb spanischen Patois jener Gegend, welches die Gräfin seit ihrer

Verheurathung nicht wieder gehört hatte, Francisca, liebst Du den König Franz?

Florentin! schrie die Gräfin auf, und flog von ihrem Sessel in die Höhe, als ob sie ein Schuß in's Herz getroffen hätte.

Du bejahst meine Frage stärker, als mit Worten, sprich nicht, erwidre nichts, es wäre Umschweif, verweile ruhig auf Deinem Sitze, und sieh mir in's Auge! Furchtsames Kind, wie Deine Hand zittert, und Dein Herz klopft. Ich hatte geglaubt, Du seist ein starkes Weib geworden, und es handelte sich bei Dir um ein mannigfach durchkreuztes Gewissen, darum trat ich Dich an mit greller Rede und grellem Bilde, vergib mir, Francisca, ich sehe, daß ich Dich unnütz gepeinigt habe, Du bist ja noch das unerfahrene Mädchen, das mit dem rohen Grafen von uns ging vor fünf Jahren. Arme Francisca, Du leidest Pein für eingebildete Sünden, Deine Seele ist überreizt durch eine brutale Ehe, welche nicht vermögend gewesen ist, Deine Seele zu nähren, und nicht vermögend, Deine Seele zu erniedrigen. So ist die Welt verworren! Sie mißt Alles mit gleichem Maaßstabe,

und vergißt zu wägen: andere Frauen mit weniger reizbarer Seele könnten Alles das thun, was Du nur in der Einbildung vor Dir siehst, und lebten glücklich und in gutem Gewissen, während Du Dich peinigst um die bloße Möglichkeit, die Dir nahe getreten!

Und muß ich's nicht? entgegnete leise die Gräfin, wenn meine Seele empfindlicher ist als Anderer, sind nicht auch meine Pflichten feiner und strenger als die Pflichten Anderer?

An Deiner Uebung im Philosophiren, Franciska, erkenn' ich, wie sehr Du gelitten, wie sehr Du gerungen. Arme Freundin! In falschen Skrupeln wirst Du vielleicht die Zeit Deiner schönen Jugendkraft verlieren, und wirst zu spät zu der Einsicht kommen, daß es nur Skrupel gewesen, die Dich von der höheren Uebersicht über die Fragen Gottes getrennt, die Dich getrennt von dem Glücke, welches Dir Gott beschieden, indem er Dich eben so reich begabte, wie er's gethan, eben so reich wie es nöthig war, um einen sinnigen König zu fesseln, um ihn zu beglücken, und mit ihm ein großes Reich, das schöne Frankreich!

Was ist das, Florentin? Du redest einer sündi-

gen Neigung das Wort? Du versuchst mich! Deine Hand bebt in der meinigen.

Meine Hand bebt, weil ich im Zorn bin gegen die schwache Welt, welche so allgemeine Grundsätze braucht, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, so allgemeine, daß sie bei begabteren Menschen hundertfach Lüge werden und eine das Beste zerstörende Entsagung werden müssen. Denn diese allgemeinen Grundsätze können nur für die Mittelmäßigkeit berechnet sein. Meine Hand bebt, Francisca, weil ich zornig bin gegen mich selbst, gegen meine Unfähigkeit, geschlossen und überzeugend auszudrücken, was ich als unumstößlich richtig vor meinem Geiste sehe. Ich habe nicht genug Schule der Welt; ich habe nur genug Schule des Klosters, um einzusehn, der Lebenswandel tugendhafter Wahrheit liege nicht in den allgemeinen Maaßstäben, nach welchen die Welt richtet, und liege noch weniger in der Flucht vor der Welt. Diese Flucht ist Ohnmacht, und diese ist unwürdig eines Geschöpfes, welches Gott reichlich ausgerüstet mit segensvollen Mitteln für sich und die Welt. Diese Flucht ist Undank gegen Gott, der den fruchtbaren

Obstbaum nicht gegeben hat, daß er in voller Fruchtbarkeit umgehaun und zu Zaunholz verwendet werde.

Mir schwindelt vor Deinem Gedankengange, Florentin!

Mir auch, weil ich ihn vor Dir ausbreite ohne die Ueberzeugung, Dir ihn einleuchtend zu machen.

Und Du bist Priester?!

Ich bin es, weil ich dazu bestimmt war, ehe ich selbst entscheiden konnte, ich bin es, weil ich arm, und weil es der einzige Stand ist, der den Armen eine Laufbahn der Macht eröffnet, ich bin es, weil die Macht über Geist und Gewissen der Menschen die größte auf Erden ist —

Und Du gehörst zu den Reformatoren, deren Grundsätze aus Deutschland kommen?

Nein. Die Formen sind gleichgültig, und deren Wechsel ist gefährlich. Jede Form, eine Hülse des Geistes, vertrocknet, und wird über Kurz oder Lang zu enge; es mag sich dafür interessiren, wem sein Leben feil ist, und wer an die Vollkommenheit einer menschlichen Erfindung glaubt. Ich gehöre nicht zu den in so glücklicher Täuschung Befangenen, ich kenne

nichts Erdachtes, das nicht auch seinen Tod in sich trüge, ich arbeite nur für eine persönliche Welt, denn deren Ausdehnung allein ist unberechenbar —

Stirbt nicht die Persönlichkeit auch, und sicherer und früher als die Form?

Sie stirbt, denn ich sterbe, aber meine Prätension stirbt mit mir, und so ist mir der Tod eine Garantie gegen die Täuschung.

Und wenn Deine Persönlichkeit verdirbt?

Sind ihr die Arme des Todes nicht jede Stunde offen?

Du bist schrecklich.

Schrecklicher ist die Tyrannei der Form!

Aber außer der Form ist die Barbarei!

Du mißverstehst mich: ich gestatte, ja ich fordre sie für Jeden, der kein selbständiges Bedürfniß hat, und ich bewege mich streng in der bestehenden; ich finde einen schönsten Lebensreiz darin, aus ihr zu machen, was mir gefällt, und ich finde die herrschende kirchliche Form, die geistreiche Erfindung eines Jahrtausends, unendlich interessanter als den kahlen Versuch der Neuerer. Auch Du hast nicht vor ihr zu

erschrecken: sie gestattet dem Menschen die Freuden der Welt; sie verlangt nur, daß er sich dafür abfinde durch Bekenntniß und Buße. Und Du, arme Francisca, übertreibst, Du bekennst und büßest noch bevor Du genossen, Du sorgst wie ein übermäßig guter Wirth für ein Kapital an Buße, von dessen Rente Du ein ganzes Leben unbesorgt zehren kannst in Wohlbehagen. Denn Du wirst mir nicht vorreden wollen, daß ein Weib Deines Verstandes bloß aus beschränkter Ansicht und bloß aus Furcht vor dem Urtheile beschränkter Ansicht seine schönste Lebenszeit kasteie —

Florentin!

Sage nichts! Ich habe Dich bewundert, daß Du die Stärke hattest, den König so lange entfernt von Dir zu halten, Du hast dadurch für die Höhe der Neigung und für Deine bürgerliche Stellung meisterhaft gesorgt, Du bist jetzt sicher, einen festen Platz an seiner Seite zu gewinnen, und wenn Du Königin von Frankreich bist, so magst Du's mit Stolz sagen, daß Du es nicht nur der Schönheit verdankest, welche Dir Gott geschenkt, sondern auch der geistigen Geschicklichkeit, welche Du Dir selbst erworben.

Aber Du entsetzest mich zum Aeußersten, Florentin!

Das glaub' ich wohl, sagte er lachend und ihr die Hand küssend, welche sie hinweg ziehn wollte, und welche er festhielt, — denn dies habt Ihr Weiber vor uns voraus, daß Ihr ohne Raisonnement handelt. Die Klugheit, welche wir mühsam in ein System stellen, ist Euch Instinkt, und deshalb heißt es auch so zierlich: die Weiber denken mit dem Herzen. Lassen wir also die allgemeinen Phrasen, es gehört zum weiblichen Instinkte, für sich keine allgemeine Regel einzugestehn, und, wie es heißt, dem Herzen, dem systemlosen nach zu handeln. Verliere Dich nur nicht zu weit in der Selbstpeinigung, welche Dir die formelle Tugend auferlegt, beuge Dich dieser Tugend nicht gar zu furchtsam, erinnere Dich, daß Dein wahrhaftiger Mensch anders in Dir spricht, und erinnere Dich, daß Du mit fortgesetzter Selbstpeinigung den Tempel, welchen Gott in Dir errichtet, den schönen Leib zerstörest oder doch beeinträchtigst. Hinweg mit der Falte zwischen den reizend geschwungenen schwarzen Augenbrauen, und ziehe die vollen Lippen, die zum Kusse bestimmt sind, nicht so peinlich nach innen —

Die arme Frau wußte nicht, was mit ihr geschah; die frechen Worte des Mannes, dem sie schwesterliche Neigung und Vertrauen gewährte, hatten sie so bestürzt, daß sie wie starrend, und alles Leben nach innen drängend nur diesen Worten nachdachte. Sie sah und hörte und empfand in diesen Augenblicken nicht, was mit ihrem Leibe vorging, und daß Florentin das Tuch von ihren Schultern schob, ihre Brust mit Küssen bedeckte, mit starken Armen sie ganz an sich zog; ihre Seele war himmelweit entfernt vom Reize der Sinne, der sich doch körperlich ihren Nerven und ihrem Blute mittheilte, und sie war durch die seltene Lage, in welche ihr Geist gestürzt war, in unmittelbarer Gefahr, widerstandslos und für das, was sich zutrug, gedankenlos diesem Manne zu verfallen, als an die Thür geklopft, und sie durch Florentin selbst, da er sie aus seinen Armen plötzlich los ließ, aus Starrheit und unwillkührlicher Hingebung geweckt wurde. Damit riß auch der Nebel, in den sie verhüllt gewesen, sie war sich plötzlich der ganzen Situation bewußt, und sprang mit einem gellenden Schrei vom Sessel auf, ihr Gesicht mit den Händen

bedeckend. In einer andern Richtung außer sich stieß sie schreiend den Kopf und die Hände von sich, welche sich plötzlich wieder unter Küssen ihrer Arme bemächtigt hatten, und ward erst nach einer Weile inne, daß sie Margot, ihre zärtliche Margot von sich gestoßen hatte. Sie hatte geklopft, sie war mit einer Dame in's Zimmer getreten, und hatte ihre geliebte Francisca umarmen wollen.

Francisca blieb noch lange sprach- und regungslos, und wendete ihre Augen nicht von Florentin, der Anfangs ihren Blick zu vermeiden suchte, aber bald die Kraft über sich gewann, ihn mit einem für die Gräfin entsetzlichen Lächeln auszuhalten. Das schöne jugendliche Antlitz des Priesters, dunkel geröthet in diesem Augenblicke, erschien ihr wie ein tückisches Gewässer, welches an der Oberfläche geglättet, Klippen und nirgends gesehene ungeheuerliche Thiere verberge. Ein Fieberschauer ergriff sie, und schüttelte ihren Leib wie eisiger Frost. Margot, die gutmüthige, war äußerst bestürzt, von ihrer Francisca so empfangen zu werden, und sah verlegen bald auf die junge Dame, welche sie mitgebracht, um sie mit der Gräfin bekannt

zu machen, bald auf ihren Sohn — Ich fürchte, Florentin, sagte sie endlich langsam zu diesem, Du hast Deine leichte Stunde am falschen Orte gehabt —

Dies ist Fräulein Chimene von Infantado, nahm Florentin hastig das Wort, um seine Mutter zu unterbrechen, — Eure Mutter, die Frau Gräfin sendet sie ohne Zweifel als ein Zeichen, daß ihr Sinn gegen Euch milder gestimmt worden sei!

Ach leider nein, rief Margot, Gott weiß was die Frau Gräfin für falsche Vorstellungen von ihrem schönsten Kinde hat, sie will nichts — Gott vergeb's ihr! — von ihm wissen. Vornehme Leute müssen doch eben anders sein, als wir; ich habe auf eigne Hand die kleine Chimene hergeführt, die Dich kennen und trösten wollte, Francisca —

Dabei näherte sich Chimene, ein schlankes Mädchen blassen Aussehens der Gräfin, und blieb verlegen stehn, als diese, den Blick noch immer nicht von Florentin verwendend, sich nicht zu ihr kehrte. Rührend traurig war der Anblick dieser Chimene, deren große schwarze Augen stets in Thränen zu schwimmen schienen, deren Lippen nur blaßroth waren. Ein

blaßgelber Hauch lag über dem edlen kleinen Antlitze mit hoher Stirn und runden Schläfen, ein Hauch wie er jungen Mädchen eigen zu sein pflegt, wenn sie aus dem Mädchenalter in jungfräuliche Reife treten. Knapp saß ihr das schwarze Kleid gewöhnlichen Stoffes bis an den Hals verschlossen, und nur der theure Schleier, die edle Form des kleinen Hauptes, die schmalen länglichen Hände und der schmalste, feinste Fuß verkündigten eine Herkunft edlen Stammes und vornehmer Lebensweise, welche die Glieder schont und verfeinert. Wie es schien mehr beleidigt als verlegen blieb sie einige Schritte vor der sie noch immer nicht anblickenden Gräfin stehn, und schwieg. Da öffnete sich die Thür, und der Abt erschien mit Chabot de Brion —

Brion, mein Erretter, schrie die Gräfin auf, flog diesem entgegen, faßte ihn bei beiden Händen und rief wie aus tiefster gepeinigter Seele: O, mein Gott, mein Gott, Du hast mich nicht verlassen!

So glücklich Brion über diesen Empfang, so bestürzt war der Abt und trat eilig zu Florentin, und nahm ihn zur Rücksprache in die Fensterbrüstung.

Während dessen sagte die Gräfin hastig mit halber Stimme zu Brion, er solle sie sogleich hinweg führen aus diesem Hause, wohin es sei und koste es was es wolle. Was hätte Brion lieber versprochen!

Thut's auf der Stelle!

Hier ist mein Arm, Frau Gräfin —

Ehe sie aber bis zur Thür kommen konnten, hatte sich Florentin, ihre Absicht bemerkend, mit unpriesterlicher Hast zwischen sie und den Ausgang gestellt, und in demselben Augenblicke auch eine an der Thür hängende Schnur gezogen. Während davon eine Glocke in ungewöhnlicher Tonfolge durch die Bogengänge der Abtei läutete, sprach er selbst zu Brion: Seigneur, diese Dame bleibt in der Abtei!

Priester, diese Dame verläßt die Abtei.

Nicht an Eurem Arm, nicht jetzt, Seigneur.

Warum nicht?

Es ist nicht der Augenblick, Euch die Gründe zu sagen. Wenn es Euch gefällig ist, uns zum Sprechzimmer Seiner Hochwürden des Herrn Abt zu folgen —

Das ist mir nicht gefällig. Seine Hochwürden wissen bereits, in welcher Absicht ich hier bin —

Und bin ich, rief die Gräfin Chateaubriant, und sah dem bestürzt herzutretenden Abt in's Auge, bin ich denn eine Gefangene in der Genofeven-Abtei, daß ich nicht gehen könnte, wenn es mir beliebt?

Der Abt, durchaus nicht sicher in der verwickelten Lage, erwiderte mit Höflichkeit, während sein Auge fragend an Florentin hing, und seine volle Gestalt sich würdevoll nach der Thürschwelle an die Seite Florentin's bewegte: Ihr seid nicht Gefangene, gnädige Gräfin, unsre Abtei, welche die heilige Jungfrau segnen möge, ist kein Gefängniß, sondern für bedrängte Frauen eine Zufluchtsstätte!

Doch nur für solche, die sie in Anspruch nehmen, entgegnete die Gräfin, und zu denen gehöre ich nicht.

Also gebt Raum, fromme Väter; setzte Brion hinzu, und that mit der Gräfin einen Schritt gegen die Thür. Florentin hatte die kurze Erwiderung der Gräfin benutzt, um dem Abte zuzuflüstern: es ist Alles für uns verloren, wenn sie jetzt das Haus verläßt, unterstützt mich und bestätigt Alles, was ich anordne! und nach diesen Worten streckte er ihnen den Arm entgegen und rief: Entfernt Euch von dieser

Dame, Seigneur, wer Ihr auch seid. Sie ist uns anvertraut, damit sie geschützt sei gegen die Zudringlichkeit jeglichen Mannes!

Wer hat mich Euch anvertraut, lügnerischer Mann? rief die Gräfin, welche jetzt in der Entrüstung Stärke fand.

Eure Mutter die Frau Gräfin von Foix! Diese Erwiderung beschämte die Gräfin und machte sie stumm, veranlaßte aber Brion zu der heftigen Aeußerung: Was hat die Gräfin Foix zu gebieten über die Gräfin Chateaubriant? Ist es nicht genug, daß sie über ihr Kind einmal bestimmt hat ohne Rücksicht auf das Glück desselben? Ihr Mutterrecht ist dahin, und diese Dame ist selbständig!

Diese Dame heißt Gräfin Chateaubriant, und ihr Herr ist der Graf, dessen Namen sie führt. Und er gebietet, daß sie in dieser Abtei bleibe, bis er sie abfordere.

Die Gräfin fuhr zusammen bei dieser Aeußerung Florentin's, und ein schmerzlicher Ruf drang aus ihrer Brust. Brion aber drückte ihren Arm fest an den seinigen, und rief heftiger als zuvor: Gebt Raum,

lügnerische Priester, oder ich ziehe das Schwert aus der Scheide, und sichre Euch zu bei meines Namens Schwur, der König Franz, in dessen Namen ich hier handle, soll Euch und Eurer Abtei dafür einen Denkzettel senden für ewige Zeiten.

Der Abt war außer sich, daß es zu solcher Scene kam, und versuchte es, beschwichtigend einzuschreiten, Florentin aber wich keinen Fuß breit, und zum zweiten Male an der Glockenschnur ziehend, erwiderte er kaltblütig: König Franz ist unterrichtet von dem, was wir thun, noch ehe Euer Roß Euch nach Paris getragen; er kennt uns und vertraut uns, und achtet das Recht der Kirchen-Mauern. Sagt ihm, wir seien seiner Worte gewärtig, und hielten es nicht für passend, eine um mangelnden Schutzes willen flüchtige Dame dem ersten jungen Edelmanne anzuvertrauen, der ohne nachweisbaren höheren Auftrag sie ohne Weiteres von uns in Anspruch nehme. Begeht nicht unnütz Frevel, Seigneur, dadurch daß Ihr Euer Schwert in Gottes Hause aus der Scheide zieht, die Thür ist offen für Euch, und wenn Ihr hinausblicken wollt, so werdet Ihr entdecken, daß Kreuzgänge und

Pforten besetzt sind von unsern rüstigen Klosterknechten, um Niemand passiren zu lassen, als den, welchem wir die Thüre weisen.

Bei diesen Worten öffnete Florentin die Thür, und man sah, daß er wahr gesprochen, und daß der Kreuzgang, welcher den einzigen Weg zu diesem Zimmer bildete, durch bewaffnete Leute versperrt war. Es entstand eine peinliche Pause. Dann wendete sich Brion plötzlich, die Gräfin fest am Arme führend, nach dem Innern des Zimmers, und als er weit genug von den an der Thür bleibenden Priestern entfernt war, um nicht von ihnen gehört zu werden, sprach er leise und hastig zur Gräfin: Ich kann Euch nicht ohne Euch Leib und Leben zu gefährden durch jene Bewaffneten hindurch bringen. Bleibt, gnädige Frau, bis ich Euch sagen kann: jetzt ist es Zeit. Sei's mit List, sei's mit Gewalt, ich befreie Euch aus dieser Haft. Gelingt es mir nicht, wie ich hoffe, den Abt fügsam zu machen —

Der Priester tritt zu uns, Brion!

Wenn ein weißes Tuch an einem der Bäume vor diesem Fenster flattert, dann ist der Augenblick da —

Als Florentin neben ihnen stand, schwieg er, küßte der Gräfin die Hand, und ging nach der Thür, dem Abte ein Zeichen gebend, daß er von ihm begleitet sein wolle. Es lag Florentin Alles daran, ihm auch den Abt nicht zu überlassen! Wenn Françoise mit den jetzigen Eindrücken die Abtei verließ, und zum Könige kehrte, so war er nicht nur persönlich gefährdet — dies fürchtete er nicht, da er von Françoise keine persönliche Anklage fürchtete — sondern die Abtei, das Priesterthum und die Laufbahn, welche er vor sich hatte, war gefährdet. Françoise durfte also bevor sich ihr Sinn geändert um keinen Preis aus der Abtei entlassen werden. Deshalb verließ auch er das Zimmer augenblicklich, um sich dem Abte anzuschließen.

Die Gräfin in fieberhafte Aufregung versetzt durch all diese Vorfälle vollendete nun durch einen unbedachten Schritt das Unheil ihrer Lage. Sie stürzte Margot, der Mutter Florentin's, in die Arme und beschwor diese, ihr aus der Abtei zu helfen. Margot, die Gutmüthigkeit selbst, war auf der Stelle bereit: sie gelobte Verschwiegenheit gegen ihren Sohn,

und versprach Herrn Brion mit Rath und That an die Hand zu gehn. Da die Abtei ihr offen stand bei Tag und Nacht, und da sie Francisca liebte wie ihr eigenes Kind, und nicht unterrichtet war, wie sehr ihr leibliches Kind durch diese Flucht beeinträchtigt werden könnte, so schien sie allerdings das geeignetste Hilfsmittel für diesen Zweck zu sein. Sie folgte auch darin der drängenden Gräfin, daß sie gleich, noch diese Nacht an's Werk gehn, und deshalb auf der Stelle Brion nacheilen solle; denn sie nahm die unbeachtete Chimene bei der Hand, und vor sich hinsprechend, wie das am Klügsten anzufangen sei, eilte sie aus dem Zimmer und den Kreuzgang hinab.

Es war unterdessen völlig Nacht geworden, und das Feuer im Kamine war am Verlöschen. Draußen stürmte der Wind, und jagte die Wolken unter dem Monde einher. Die Bäume des Waldes, hundertjährige Tannen, knarrten, und einzelne Aeste schlugen unweit des Fensters, vom Winde getrieben, von Zeit zu Zeit unheimlich an die Mauer. Françoise war, ohne die Thür zu schließen, an's Fenster getreten; fieberhaft beschäftigte sie nur der Gedanke an

Flucht, und sie wollte sich zum ersten Male umsehn, wie ihr Zimmer nach außen gelegen sei. Es war ein einfenstriges Eckzimmer des Vordergebäudes der Abtei, und die von der Thür aus linke Seitenwand bildete das Ende der Vorderfront, welche nach Schloß Foix zu blickte, und in deren Mitte der große Eingang mit dem Pförtnerzimmer war. Nach dieser Seite hin konnte sie nicht sehen, es konnte also auch andrerseits von der Vorderseite nicht bemerkt werden, wenn es ihr möglich wurde, aus dem Fenster hinabzukommen. Das Fenster war nicht vergittert, und es war nur einen Stock hoch. Offenbar hatte man bei der Wahl des Zimmers durchaus nicht an die Möglichkeit einer gewaltsamen Entweichung gedacht, denn diese war noch ungemein dadurch unterstützt, daß die uralte verwitterte Mauer, welche sämmtliche Höfe der Abtei umschloß, hier dem Gebäude bis auf einen Schritt weit nahe trat, daß diese Mauer hinreichend breit war, um auch einen Unerfahrenen darauf Fuß fassen zu lassen, und so hoch, daß sie beinahe bis an den Fenstersims reichte. Es war also, da auch die Fensterflügel bis an den Fußboden des Zimmers sich öffneten, nur ein wenig

gefahrvoller Schritt über den schmalen Abgrund zwischen Haus und Ringmauer abwärts zu machen, und von der Ringmauer hinab boten die Tannenbäume, welche gerade an dieser Ecke bis dicht heranreichten, leichte Gelegenheit den Erdboden zu gewinnen. Françoise, obwohl zitternd vor Furcht, erkannte doch mit augenblicklicher Freude, daß dies Zimmer das günstigste sei, denn gleich hinter dieser Ecke hörten die Bäume auf, und es breitete sich, so weit sie an den rundhin sich wendenden Abteigebäuden hinabsehen konnte, eine freie Wiese aus, die von Zeit zu Zeit grell erleuchtet war durch den Vollmond, und auf welche herab gespenstisch weiß der St. Sauveur-Berg blickte.

Françoise öffnete das Fenster, der Wind ruhte eben eine Zeit lang, und das Freie athmete ihr schweigend entgegen. Das Freie, denn es war ihrem Geiste, als ob sie schon viele Jahre lang gefangen sei. War es nicht auch eine Gefangenschaft, sprach ihre Seele, als ich heimgeführt wurde als Gräfin Chateaubriant hinab in die Bretagne? Und waren es nicht die um mich klirrenden Ketten der Gefangenschaft, welche mich in Blois inmitten der Freiheit

verfolgten und hetzten bis daher, wo die Klosterpforten sich hinter mir zugeschlagen haben? Und ach, war nicht die Erziehung da oben auf dem Schlosse ebenfalls eine Gefangenschaft? Hielt mich nicht die strenge, die — jetzt darf ich's wohl sagen, da sich's so schmerzlich bestätigt — die rauhe Mutter in eisernem Gitter der Vorschriften? O, meine Constance, meine Kind, mein Kind, nach welchem mein Herz schmachtet wie der Wüstenwanderer nach einer Quelle, nein, meine Constance, ich will Dich leiten und führen, aber Dich nicht in Wege zwingen, die — o mein Gott, mein Gott, verstoße mich in die Wüste, aber gieb mir mein Kind und schütze mich vor der Welt!

Sie war zusammen gesunken am Fenster, und ihr Geist vertiefte sich in die Möglichkeiten, ihr Kind zu holen und mit ihm fern von der Welt aber frei zu leben. Sie bemerkte es nicht, daß der Wind sich wieder erhoben hatte, und in scharfem Zuge durch das offene Fenster über sie weg strich nach der offenen Zimmerthür. Nicht daß sie kalt wurde durch und durch, sondern ein Gedanke schreckte sie auf: Chimene, ein ihr ganz fremdes Geschöpf, ein Mädchen,

gefahrvoller Schritt über den schmalen Abgrund zwischen Haus und Ringmauer abwärts zu machen, und von der Ringmauer hinab boten die Tannenbäume, welche gerade an dieser Ecke bis dicht heranreichten, leichte Gelegenheit den Erdboden zu gewinnen. Françoise, obwohl zitternd vor Furcht, erkannte doch mit augenblicklicher Freude, daß dies Zimmer das günstigste sei, denn gleich hinter dieser Ecke hörten die Bäume auf, und es breitete sich, so weit sie an den rundhin sich wendenden Abteigebäuden hinabsehen konnte, eine freie Wiese aus, die von Zeit zu Zeit grell erleuchtet war durch den Vollmond, und auf welche herab gespenstisch weiß der St. Sauveur-Berg blickte.

Françoise öffnete das Fenster, der Wind ruhte eben eine Zeit lang, und das Freie athmete ihr schweigend entgegen. Das Freie, denn es war ihrem Geiste, als ob sie schon viele Jahre lang gefangen sei. War es nicht auch eine Gefangenschaft, sprach ihre Seele, als ich heimgeführt wurde als Gräfin Chateaubriant hinab in die Bretagne? Und waren es nicht die um mich klirrenden Ketten der Gefangenschaft, welche mich in Blois inmitten der Freiheit

verfolgten und hetzten bis daher, wo die Klosterpforten sich hinter mir zugeschlagen haben? Und ach, war nicht die Erziehung da oben auf dem Schlosse ebenfalls eine Gefangenschaft? Hielt mich nicht die strenge, die — jetzt darf ich's wohl sagen, da sich's so schmerzlich bestätigt — die rauhe Mutter in eisernem Gitter der Vorschriften? O, meine Constance, meine Kind, mein Kind, nach welchem mein Herz schmachtet wie der Wüstenwanderer nach einer Quelle, nein, meine Constance, ich will Dich leiten und führen, aber Dich nicht in Wege zwingen, die — o mein Gott, mein Gott, verstoße mich in die Wüste, aber gieb mir mein Kind und schütze mich vor der Welt!

Sie war zusammen gesunken am Fenster, und ihr Geist vertiefte sich in die Möglichkeiten, ihr Kind zu holen und mit ihm fern von der Welt aber frei zu leben. Sie bemerkte es nicht, daß der Wind sich wieder erhoben hatte, und in scharfem Zuge durch das offene Fenster über sie weg strich nach der offenen Zimmerthür. Nicht daß sie kalt wurde durch und durch, sondern ein Gedanke schreckte sie auf: Chimene, ein ihr ganz fremdes Geschöpf, ein Mädchen,

welches neben ihrer Mutter lebte, und das sie nicht einer Begrüßung gewürdigt hatte, war Zeuge gewesen ihrer Unterredung mit Margot über Befreiung und Flucht. Dies Mädchen, unerfahren und beleidigt, konnte kein Geschick und kein Interesse haben, gegen die Gräfin Foix zu schweigen! Weh mir! rief Françoise, das Unglück hängt sich an meine Fersen! Ich bin verloren, wenn ich dies Haus nicht verlassen kann, ich verfalle dem schrecklichen Florentin!

Diese traurige Ueberzeugung in Betreff Florentin's entstand daher, daß Françoise die leisen Schauer sinnlicher Erregung, welche ihr Florentin wie eine Schlinge um den Hals geworfen, von Zeit zu Zeit auch in den eben verflossenen Scenen zornigen Streites am Arme de Brion's immer wieder empfunden hatte, ja daß sie ihr der Durchkälteten selbst jetzt halb wie Schmerz halb wie Verlangen an's Herz traten. Wie der Ruf des Rabens oben im Schlosse klangen sie ihr wie Verkündigung des Untergangs.

Starr blickte sie umher in dem leeren hohen Gemache, blickte zusammenschauernd nach der offnen Thür, durch welche der Schreckliche eintreten konnte,

blickte hoffnungslos nach den Bäumen vor dem Fenster, auf welchen das Rettungszeichen erscheinen sollte — Himmel, das weiße Tuch wehte von der nächsten Tanne, eine männliche Gestalt stand auf der Ringmauer! Es wird de Brion sein, und die Gräfin, zitternd vor Freude, ist eben im Begriffe, an's Fenster zu eilen, da hört sie den Kreuzgang herauf rasche Fußtritte. Sie horcht, ob die Fußtritte näher kommen, ja! Sie verwünscht ihre Unbedachtsamkeit, die Thür nicht geschlossen zu haben, sie zögert, ob sie es noch thun solle, denn sie hört in diesem Augenblick Brion's Stimme, welche unter dem Fenster leise ihren Namen ruft, sie fliegt nach der Thür, um sie zu schließen, und steht vor Florentin, der eben auf die Schwelle tritt, und den sie nur zu gut erkennt trotz des erloschenen Kaminfeuers und des nur dämmrigen Mondlichtes.

Sie hat die Kraft, den Schreckensruf, welcher sich aus ihrer Brust heraufdrängt, zu ersticken, um Brion nicht irre zu leiten, aber es vergeht eine Minute, ehe sie einen Entschluß fassen kann, was zu thun, und wie die Entdeckung ihres Retters zu verhindern

sei. Unterdessen hört sie nur zu gut das knisternde Geräusch außen am Fenster, und um dies für Florentin zu übertäuben beginnt sie instinktmäßig laut zu sprechen. Sie weiß anfänglich selbst nicht, was sie spricht, denn sie will nur Geräusch machen, aber alle ihre Organe scheinen unterrichtet zu sein, daß gegen diesen Mann nur Zorn auszuschütten sei, und ihr Geist wird bald inne, daß sie dem schweigend zuhörenden Priester die schreiendsten Vorwürfe macht. Dabei ist sie instinktmäßig an der Thürschwelle stehen geblieben, und macht nun den Versuch, die Thür zu schließen. Da aber ist die Grenze ihrer Macht: Florentin ergreift ihre Hand, und mit dieser Berührung dringt jenes gefürchtete Erbeben der Sinne von Neuem zu ihrem Herzen; sie bedarf aller moralischen Anstrengung, um nur ihre Hand hinwegzuziehn und zurück zu flüchten in die Mitte des Zimmers. Florentin, der bis dahin nicht gesprochen, zieht die Thür hinter sich zu, und tritt zu ihr. Franciska, sagt er, Du hast Recht, also zu sprechen, aber Du thust mir Unrecht mit der Anklage, daß ich auf Dein Unglück und Verderben trachtete. Ich trachte nach Glück für Dich,

aber nach dauerndem. Ich habe Dich versucht, weil ich Dich nicht mehr kannte, und ich habe eingesehn, daß ich Dich verkannt. Du bist reiner, aber auch unerfahrener als ich glauben mußte. Deshalb ist Dein Sieg über die Hindernisse der Welt schwerer, und Du bedarfst meiner Hilfe mehr, als Du jetzt einzusehen vermagst. Nachdem ich Dich so falsch beurtheilt und unter so falschen Gesichtspunkten empfangen und angeredet, erwarte ich nicht, daß Du mir zunächst glauben und mein Bestreben um Dich anerkennen werdest. Und doch bedarf's dieses Glaubens an mich, wenn Du siegen sollst. Deshalb, Francisca, mußte ich jetzt auf Deinem Hierbleiben bestehn. Aber auch wenn ich Dich nicht aufklären und unterrichten müßte, nimmermehr würde ich Dich mit einem leichtblütigen Seigneur ziehn lassen. Das hieße allen Vortheil in die Winde streun, allen Vortheil, welchen Dein furchtsam tugendhaftes Wesen bis jetzt zu Wege gebracht. Wie, Francisca, Du liebst den König, und —

Françoise, die unmöglich wollen konnte, daß Brion Dergleichen hörte, unterbrach den Priester mit

starker Stimme: Was berechtigt Dich, Priester, zu solcher dreisten Voraussetzung?

Du liebst ihn schwärmerisch, fuhr Florentin ruhig fort, den ritterlichen König Franz, Du siehst ihn bemüht, entbrannt für Dich, und fliehst ihn um jeden Preis, kurz Du handelst so tugendhaft und klug zu gleicher Zeit, daß man Deine Tugend für klug, Deine Klugheit für tugendhaft halten muß, und allgemein dem Augenblicke entgegen sieht, da der König, welcher eine Geliebte gesucht hat, ausrufen muß: ich habe eine Königin gefunden, ziehet hin mit allem Pomp der Herrlichkeit nach den Pyrenäen ihr Würdenträger des Throns, und werbt für mich um die Hand der Gräfin Françoise, und wartet am Thor der Genofeven-Abtei bis der Abt Euch verkündet: der heilige Vater in Rom hat sie entbunden von früherer Verpflichtung, führet heim zu König François die Königin Françoise! Das Alles hast Du weise bereitet durch bloße Tugend, Francisca, und wolltest es mit einem Streiche vernichten, bloß weil der Jugendfreund Dich, und weil Du den Jugendfreund mißverstanden einen Augenblick lang? Oder wäre es

nicht vernichtet, wenn Du Dich auf gut Glück einem jungen Seigneur anvertrautest, daß er Dich hinbringe, wohin er wolle, mit Dir beginne was er wolle, und jedenfalls, er sei noch so gutmüthig, Deinen Ruf gefährde durch abenteuerliches, aller Deutung ausgesetztes Geleit?

Diese geradeaus auf ihn zielende Wendung des Gespräches mochte Brion, welcher von seinem Wachtposten aus Alles anhören mußte, da er das Geräusch eines Rückzugs nicht wagen konnte, sie mochte ihn dergestalt entrüsten, daß er eine rasche, im Zimmer hörbare Bewegung machte. Florentin, der eben weiter sprechen wollte, hielt inne, sah und horchte nach dem Fenster, und ging, die unwillkührlich zwischen ihn und das Fenster tretende Françoise bei Seite schiebend, leisen Schrittes darauf los. Es schien von dieser Seite für die Gräfin Alles verloren zu sein, denn der Mond glänzte eben in voller Reinheit des Himmels, und einmal auf die bedenkliche zur Flucht so geeignete Lage des Zimmers aufmerksam gemacht zögerte Florentin wahrscheinlich keinen Augenblick, den unsichern Gast anders zu beherbergen. Der vor-

dere Theil der Abtei, zwei Stockwerke hoch, war ganz zur Verfügung des Abtes und der Priester, da erst der zweite viel größere Theil hinter dem ersten Hofe von den Nonnen bewohnt wurde. Die Abtei nämlich war von ihrem Ursprunge an einem unpopulär gewordenen Heiligen, des Namens Volusianus, errichtet, und als ein Sitz für Männer begründet worden. Die heilige Genofeva, deren Kultus moderner, hatte ihn verdrängt, aber aus Rücksicht für das alte Herkommen war ein kleiner Stock geistlicher Herren in diesem vorderen, älteren Hause an der Spitze der Abtei herrschend geblieben, welche denn, je weniger sie für das eigentliche Kloster Geschäft und Dienst zu verrichten hatten, um so eifriger den Dingen der Welt im niedrigen und hohen Sinne ihre Aufmerksamkeit zuwenden konnten. Florentin, die unpassende Lage des Zimmers bemerkend, wäre also nicht einen Augenblick um einen Wechsel verlegen gewesen, und es schien auch, als ob ihn bereits solch ein Gedanke beschäftige, denn als er an dem offenen Fensterflügel, den er mit einer Hand faßte, angekommen war, sah er noch einmal mit einem prüfenden Blicke rückwärts,

maß das Zimmer mit den Augen von oben bis unten, und verweilte dann mit diesen Augen, welche der Gräfin feurig zu leuchten schienen, eine lange Weile auf dieser armen Frau, ehe er den Kopf nach dem Freien zu kehrte, um ihn langsam und vorsichtig hinaus zu strecken. Fürchtete er vielleicht, Françoise könne in Zorn und Verzweiflung ihn rücklings hinabstürzen in die Spalte zwischen Abtei und Ringmauer? Wenigstens fuhr er rasch wieder zurück in's Zimmer, als er eine heftige Bewegung derselben vernahm — was giebt es?

Man kommt den Kreuzgang herauf —

Die Thür öffnete sich wirklich, das Licht einer Blendlaterne fiel in's Zimmer, und beleuchtete die aufgeregte, blasse Gräfin und den Priester im violetten Gewande. Margot war's mit einer Dienerin vom Schlosse, welche ein Paket trug. Sie benahm sich ziemlich geschickt, indem sie den um das Paket sogleich besorgten Florentin mit lebhaften Vorwürfen antrat, daß er die von langer Reise und fortwährenden Aufregungen erschöpfte Gräfin keinen Augenblick in Ruhe lasse, und wie es scheine wohl auch noch länger,

sogar in dem nothwendigen Wechseln der Leibwäsche, welche das Mädchen herbeigetragen, stören wolle. Wäre Margot nur auch auf dem Schlosse ebenso gewesen! Aber ihr gutes Herz hatte sie trotz wiederholten Abwehrens der verschwiegenen Chimene schwatzhaft gemacht gegen die alte Gräfin. In bester Absicht allerdings, nämlich um die Gräfin zu sofortiger Aufnahme ihrer Tochter im Schlosse zu bestimmen, da Françoise in der Abtei nicht bestehn könne und verderben oder fliehn müsse. Diese Absicht aber hatte zur unmittelbaren Folge, daß die alte Gräfin argwöhnisch, und sogleich veranlaßt wurde, selbst Kenntniß zu nehmen von der Lage ihrer Tochter, und ob eine Flucht derselben möglich sei. Wie starr und gleichgültig sie sich bisher über das Schicksal der Tochter gezeigt, sie war nur insofern gleichgültig, als sie der Festhaltung des entarteten Kindes in der Abtei versichert sein zu können glaubte, sie war aber nicht darüber gleichgültig, daß der ohnedies erschütterte Ruf ihres Kindes durch neue Flucht noch ärger betroffen werden könnte. Nicht für ihre Tochter, sondern für den Ruf derselben war sie besorgt, und Chimene, sonst über-

aus still und zurückhaltend, hatte es umsonst versucht, nachdem Margot die alte Gräfin verlassen, sie hatte es mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit umsonst versucht, die alte Dame von einem noch so späten Hinabsteigen nach der Abtei abzuwenden. Die Lebhaftigkeit Chimenens hatte den Verdacht der alten Gräfin erhöht, sie hatte gebieterisch ihren Mantel gefordert, und Chimenen befohlen sie zu begleiten.

Günstiger schien es sich mit dem gefährlichsten Gegner der Flucht zu gestalten: Florentin, welcher seiner eingeschüchterten Milchschwester wieder eine freundlichere Meinung von sich beibringen wollte, stand ab von näherer Untersuchung des Pakets, und verließ unter einigen gütigen Worten das Zimmer. Sein Augenmerk war nur auf eine mögliche Flucht durch das Fenster gerichtet, und er ging also unverweilt zum Pförtner hinab, und ließ den Außenwächter der Abtei, welcher von Stunde zu Stunde in der Nacht die Runde um die Ringmauer zu machen hatte, herbeirufen. Nachdem er ihm eingeschärft, diese Nacht vorzugsweise jenes Eckfenster in Obacht zu nehmen, erinnerte er auch beiläufig den Pförtner, seines Am-

tes sorgfältiger zu wachen, und nicht wieder, wie er gethan, zudringliche Seigneurs geradezu eindringen zu lassen.

Sobald Florentin das Zimmer der Gräfin verlassen hatte, schickte Margot die Magd hinweg, und drängte Françoise, unverzüglich das Kleid anzulegen, welches sie aus dem Pakete zum Vorschein brachte. Es war das weite härene Gewand einer Laienschwester, und während Margot es der Gräfin überwarf, zuhäkelte und zuband, erklärte sie ihr, daß sie als Laienschwester Martha, bekannt in der Abtei als kundigste Krankenwärterin, flugs mit ihr die Abtei verlassen werde, um, wie es heißen solle, der erkrankten Frau Gräfin von Foix Dienstleistung zu bringen. So käme sie hinaus, und bei der Waldecke an der Arriége warte Baptiste mit drei Pferden — das dritte ist für mich, mein Herzblatt, setzte sie hinzu, denn ich verlasse Dich nicht eher wieder, als bis Du wieder glücklich bist. Fürchte Dich nicht, in zehn Minuten ist's abgemacht; gieb mir nur noch Dein Reitkleid, damit ich es in dies Tuch schlage, denn Du brauchst es —

Leider verloren sie einige Minuten Zeit, weil das dunkle Zimmer nur mit der Laterne durchsucht werden konnte, und sie das Kleid nicht Augenblicks fanden. Endlich waren sie so weit, und Françoise, schon an der Thür, wollte noch einmal zum Fenster eilen, um Brion, den sie noch an der Mauer vermuthete, mit zwei Worten zu unterrichten. Margot aber hielt sie fest, und zog sie mit den Worten hinaus: der fremde Herr ist nicht im Geheimnisse, nur Baptiste und ich sind es, willst Du ihn haben, so genügt ein Wort im Städtchen an seine Leute, daß er uns zu finden wisse. Wir haben die größte Eile, wenn wir nicht die Nacht verlieren wollen, es ist nahe an zehn Uhr, um zehn Uhr wird das Thor des Städtchens geschlossen, und wir können dann nicht an die Arriège-Brücke, die Arriège ist aber jetzt so groß und gefährlich, daß man sie nirgend anderswo passiren kann.

Unter diesen Worten waren sie, die Thür hinter sich angelweit offen lassend, bis an die Treppe gekommen, wo der Kreuzgang des ersten Stocks endigte, und wo man hinabstieg in den Kreuzgang des Erd-

geschosses, dessen eine Richtung geradeein auf die Wohnung des Pförtners führte. Françoise hielt Margot an der Treppe einen Augenblick fest, um Athem zu schöpfen, Angst und schneller Gang hatten ihr die Brust zugeschnürt. Es war Alles still ringsum; durch breite Bogen, welche von viereckigen Pfeilern getragen wurden, und den Kreuzgang nach dem Hofe öffneten, sah man in den ersten Hof der Abtei hinab. Der Mond beschien ihn klar, Niemand war zu sehn. Da, als sie eben hinabsteigen wollten, da hörten die Frauen hinter sich, und sie schraken zitternd zusammen, ein Geräusch, und den gellenden Namensruf der jungen Gräfin, der sich in dem gewölbten Gange, in der todtenstillen Nachtzeit und in solcher Lage entsetzlich durch die Luft verbreitete.

Jesu Maria! rief Margot und sah sich um, während die Gräfin in die Kniee sank, ohne das Haupt zu wenden. Gott steh uns bei! stöhnte plötzlich Margot, und fiel ebenfalls auf die Stufen nieder; sie hatte keinen Menschen gesehn, aber ein Rauschen, ein näher kommendes, und eine dunkle Masse unter der Decke des Gewölbes bemerkt, und die für sie übernatürliche Erscheinung,

welche bereits nahe über ihrem Haupte war, warf sie zu Boden. Der Namensruf gellte plötzlich dicht an ihren Ohren, und Margot sprang auf, und griff in die Luft, „Abscheuliches Thier" halb ärgerlich halb befriedigt ausrufend, „dummer Jacques, der uns die ganze Abtei aufrühren kann!"

Es war der Rabe, welcher wahrscheinlich durch das offene Fenster eingedrungen und durch die offene Thür ihnen nachgekommen war. Margot hatte ihn ergriffen, und hielt den mehrmals Knarrenden fest, damit er ohne großen Lärm hinausgebracht würde. „Vorwärts! Vorwärts, Francisca!" rief sie, weiter schreitend.

Margot trug ihre Laterne verdeckt, und sie kamen ungehindert bis in die Mitte des unteren Kreuzganges, der wie der obere durch offene Bogen und Pfeiler vom Hofe geschieden wurde. Da inmitten des Ganges hörten sie Fußtritte von der Wohnung des Pförtners her kommen, und blieben unentschlossen stehn. „Zieh die Kapuze dicht in's Gesicht", flüsterte Margot, „und sprich unter keiner Bedingung. Es ist uns Niemand gefährlich als Florentin und er wird

es nicht sein. Still! Dies ist ein rascher Schritt, dies ist Florentin's Schritt, er darf Dich nicht sehn, er würde mir mißtraun — kaure Dich hier in den Schatten des Pfeilers" —

Als Françoise Dies that, machte Margot ihre Laterne zurecht, um Florentin damit zu blenden, ließ aber dabei Jacques außer Acht, und konnte es nicht verhindern, daß dieser aufflog und sein gewöhnliches „François! François" schrie, obenein um den Pfeiler herumfliegend, an welchem Françoise sich verbarg. Margot, ihrem Sohne gegenüber von sicherer Geistesgegenwart als vielleicht sonst, rief ihm entgegen, und stellte sich so, daß sie in der Entfernung von einigen Schritten vor Françoise gerade zwischen ihm und der Flüchtigen, diese decken könne: Bist Du es Florentin?

Ja.

Mit Aufzähmung dieses Besties von Jacques hast Du uns einen ewigen Schreckvogel aufgebürdet, eben ist er oben zum größten Schreck Francisca's in deren Zimmer durch's Fenster gekommen geradezu in's Bett, in welches ich die arme Erschöpfte gebracht hatte.

So Viel hatte sie gesprochen, als Florentin infor-

weit bei ihr war, daß sie der Deckung Francisca's halber sein Stehenbleiben wünschte, und deshalb ihm plötzlich den schmalen Schein der Laterne in's Gesicht fallen ließ, hinzusetzend: Ihr quält mir mein Kind ungebührlich, laßt ihm jetzt einige Tage Ruhe, damit es sich erhole.

Florentin wollte der Blendung ausweichen, und schritt deshalb weiter fort, aber Margot, mit ihm zurückgehend blieb ihm zur Seite bis er über Françoise hinaus war. Dann blieb sie stehn, und sandte ihm dem Weiterschreitenden noch eine Weile den Lichtschein nach, wohl wissend, daß dadurch ihre Nähe in stärkeres Dunkel gehüllt würde, und sich mit Scheltworten gegen Jacques den Anschein gebend, als bliebe sie deshalb stehn. Sobald Florentin im Dämmer des Ganges so weit war, um nicht mehr gesehn zu werden, schloß sie die Laterne und reichte Françoise die Hand, diese eilig fortziehend nach der Pförtnerei. Jacques flog zu ihrer Zufriedenheit schweigend. Unweit der Thür zum Pförtner flüsterte sie: Muth, Francisca, hier warte eine Minute, damit ich nicht in Deiner Gegenwart dem Pförtner die Er=

klärung zu geben brauche, und er keine Zeit hat, Dich zu betrachten und Argwohn zu schöpfen.

Françoise, die Richtigkeit dieser Maaßregel einsehend, blieb unter Zittern und Zagen zurück, denn an der Hand Margot's hatte sie viel größeren Muth. Diese aber trat gleich mit der mürrischen Frage beim Pförtner ein, ob denn die Martha noch nicht da sei? — Wozu Martha? — Mein Gott, unsrer alten Gräfin ist übel geworden von der heutigen Alteration — Wegen der Gräfin Franciska? — Freilich, und da hilft die Martha immer am Besten, ich begreife nicht, wo sie bleibt! Sie wollte doch gleich kommen, und ich hab' mich noch mit meinem Sohne im Kreuzgange aufgehalten — Die dumme Magd vom Schlosse hat mir ja kein Wort davon gesagt — Was weiß die Gans! Da endlich kommt Martha!

Margot eilte der eintretenden Françoise sogleich entgegen, und schritt an der dem Pförtner zugewendeten Seite neben ihr durch's Zimmmer.

Nun, sagte dieser, nach dem Riegel greifend, hat die Martha heute keinen Gruß für mich?

Laßt sie doch, sie ist erschreckt von der Krankheit, die sich übel anläßt —

Habt Ihr denn, sagte der Pförtner indem er sich zurückwendete nach der inneren Eintrittsthür und das Aufschieben des Riegels so lange verzögerte, habt Ihr denn noch Jemand hinter Euch, der an der Thür herumtappt und den Griff nicht finden kann?

Niemand mehr, mach nur auf! In diesem Augenblicke aber hörte man hinter der inneren Eintrittsthür den gellenden Ruf „François", und der Pförtner, nicht so vertraut damit, oder wenigstens im Augenblicke sich nicht darauf besinnend, lief hinweg vom Riegel, der noch immer nicht aufgezogen war, um erst zu sehn, wer noch von innen herein wolle. Margot war im höchsten Grade ungeduldig über die durch „das Beest", wie sie sich ausdrückte, verursachte Zögerung, konnte sie aber nicht abkürzen, da ein ausgeformter Drücker, den der Pförtner in der Hand trug, zur Beseitigung des Riegels nöthig war, und mußte denn mit der fortwährend abgewendeten, schwer geängstigten Gräfin, deren Schweigen am Ende

doch auffallen und zur Entdeckung führen konnte, in Geduld harren, bis der Pförtner all seine Verwunderung über den Raben, und sein Erstaunen über dessen ungewöhnlichen Besuch ausgeschüttet hatte. Dieser Zeitverlust wurde allerdings entscheidend, denn als der Pförtner nun endlich den Riegel hob, wurde eben auch von außen geklingelt, und so wie die Thür sich öffnete, standen Françoise und Margot der alten Gräfin von Foix und Chimenen auf der Schwelle gegenüber, und zwar bis zur letzten Möglichkeit des Gelingens nachtheilig für die junge Gräfin. Die Thür nämlich öffnete sich nach innen, Françoise und Margot hatten deshalb einige Schritte zurücktreten müssen, und es war somit auch für ein rasch entschlossenes Entrinnen der Weg verstellt. Françoise war auch, tief erschöpft von den immerwährenden Erschütterungen, weit entfernt von dieser Entschlossenheit: sie that entsetzt einige Schritte rückwärts, und ehe sie irgend einen Entschluß gefaßt war die Thür wieder verschlossen, denn der Pförtner, die krank genannte Gräfin erblickend erachtete theils den Besuch Martha's hiermit für erledigt, theils folgte er einer

Handbewegung der alten Gräfin, welche den Schluß der Thür zu befehlen schien.

Es folgte eine Pause, welche zuerst von der alten Gräfin gebrochen wurde, indem diese Margot zurief: Geh voraus mit Deiner Begleiterin! — Und dabei deutete sie auf die innere Eintrittsthür.

Hierbei allein, denn es waren diese Worte von dem verächtlichsten und hochmüthigsten Ausdrucke des steineren Antlitzes der alten Frau begleitet, schwoll der unglücklichen jungen Frau der Zorn einen Augenblick lang das Herz, und ihre Verkleidung außer Acht lassend, und sich hoch aufrichtend sagte sie mit starker Stimme: Oeffne, Pförtner!

Aber dieser, einigen Zusammenhang ahnend, und sich jedenfalls mit der sogenannten Martha betrogen sehend, machte keine Anstalt zum Oeffnen, und nach einer neuen aber kürzeren Pause sprach die Gräfin von Foix:

Scheint es rathsamer, Madame, Gegenstände der Schmach zu verhandeln in Gegenwart von Zeugen und in einer Pförtnerstube? — Und als Françoise

darauf schwieg, setzte jene hinzu: Gehorche, Margot, und führe uns, woher Du gekommen!

Während sich dies ereignete, hatte Chabot de Brion — denn er war es selbst, welcher die Rettungsflagge an die Tanne geheftet, und welcher auf die Mauer hinaufgestiegen war, um der Gräfin Flucht zu bewerkstelligen — mit erstaunlicher Geduld geharrt auf den günstigen Augenblick. Florentin, den er bereits haßte, hatte ihn mit seinen Eroberungsplänen auf König Franz tief erbittert, denn wenn er auch ein Liebling des Königs und seinerseits ein Verehrer des ritterlichen Königs war, so ging doch die Hingebung nicht so weit, daß er ihm die schöne Gräfin neidlos gegönnt hätte. Ja, es war ein romantischer Zug der Uneigennützigkeit in seiner Neigung, aber was dieser Zug an Opfer fördern konnte, das mußte auf eine schöne Weise in Anspruch genommen, nicht aber in den gewinnsüchtigen Kalkül eines Anderen eingerechnet werden. Dieser offen ausgesprochene Kalkül Florentin's

ergrimmte Brion dergestalt, daß es den Priester wahrscheinlich das Leben gekostet hätte, wenn er, aus dem Fenster spähend, dem zornigen Seigneur nahe gekommen wäre. Denn dieser hatte das Schwert gezogen, als die Stimme Florentin's sich dem Fenster näherte, und die damals herzukommende Margot hatte somit ihrem Sohne das Leben gerettet. Als sie mit Françoise allein war hörte Brion das Geflüster fremder Stimme, und verhielt sich ruhig, da er nicht mit Bestimmtheit wissen konnte, es sei dies die befreundete Margot. Sobald das Flüstern aufhörte, rief er leise den Namen der Gräfin; es erfolgte keine Antwort, und es kam dem durch die lange Spannung aufgeregten Manne ein unerwarteter Schrecken: ein großer Vogel nämlich rauschte mit schwerem Flügelschlage dicht über seinem Haupte in das Zimmer hinein, und unmittelbar darauf drang der Name François gellend an sein Ohr. Brion war nicht besonders abergläubisch, aber er war nicht frei von dem Aberglauben seiner Zeit und aller Zeiten. Die Erscheinung und der Name des Königs, der von Zeit zu Zeit aus dem tieferen Inneren der Abtei im=

met wieder heraufdrang, erschreckten und befingen ihn so, daß eine lange Zeit verging, ehe er einen Entschluß fassen konnte. Endlich, da Alles ruhig blieb, rief er von Neuem leise den Namen der Gräfin, und rief ihn nach langer Pause wieder, da keine Antwort erfolgte, und entschloß sich am Ende jählings, in das Zimmer hinein zu steigen. In demselben Augenblicke aber, da er es betrat, erschienen die vier Frauen auf der Schwelle desselben, und das volle Licht von Margot's Laterne fiel auf den erschreckten Seigneur. Françoise schrie entsetzt auf: Brion! und die alte Gräfin, welcher Name und Beziehung des Mannes wohl bekannt waren, erhielt damit einen nur zu gerechten Grund für gesteigerte Entrüstung.

Zünde die Lichter an, Margot, sagte sie hierauf mit scheinbarer Ruhe. Schließe die Fenster, und leuchte diesem Herrn, der mit dem richtigen Wege nicht bekannt zu sein scheint, zum Pförtner hinab!

Brion, das Zweideutige seiner Stellung schmerzhaft empfindend, und nicht in Zweifel darüber, daß die befehlende Dame die alte Gräfin von Foix selber sei, fand nicht sogleich eine Wendung, vermittelst

welcher er die verdächtige Lage hätte aufklären können — romantische Neigung ist arm an Ausflucht — und gab auch den Versuch einer Entgegnung auf, als er sah, daß Françoise ihm mit der Hand zu winken schien, er möge sich ohne Weiteres entfernen. So ging er denn ohne ein Wort gesprochen zu haben mit Margot von dannen, und der Pförtner, schon überbeschäftigt mit Ungewöhnlichkeiten, mußte nicht wenig erstaunt sein, einen Mann hinauszulassen, den er nicht herein gelassen hatte.

Die alte Gräfin aber begann ein Gericht, welches eine minder ehren- und tugendhafte Tochter denn Françoise schwerlich erduldet und sicherlich zu glücklicherem Ausgange gewendet hätte als Françoise es vermochte. Denn diese unglückliche Frau richtete sich selbst nach feinerem, und deshalb strengerem Gesetze als es dem Sinne ihrer Mutter geläufig war, und wäre deshalb ungeschützt gegen Angriffe roher Gattung gewesen auch ohne die körperliche Ohnmacht, welche sich ihrer in diesem Augenblicke mit reißender Schnelligkeit bemächtigte. Was sollte sie erwidern, da ihr die Mutter mit schneidender Kälte ihr Leben

schilderte von dem Augenblicke an, als sie nach lustigem Leben lüstern Schloß Chateaubriant verlassen habe hinter dem Rücken ihres Gemahls! Pfui über Dich, sprach die alte Frau, und das magere gelbe Gesicht derselben von scharfen Formen einstiger regelmäßiger Schönheit zog sich in all seinen Falten um einen fast lippenlosen Mund verächtlich zusammen, während die lange, trockene, schneeweiße Hand quer durch die Luft strich, als streife sie alle Blätter herunter von einem Zweige, pfui über Dich herzlose Mutter, die ihr Kind gleichgültigen Leuten überlassen konnte, um dem Kitzel ihrer Sinne nachzulaufen, die ihren Gemahl zu Spott und Hohn ausstellen konnte vor einem leichtfertigen Hofe, die ihm frech die Stirn bieten konnte, als er, der die Ehebrecherin zu tödten berechtigt war, nur ihre Rückkehr zu Haus und Kind heischte, die, um den Preis ihres verworfenen Lebens nicht einzubüßen, kokett sich entfernt von einem Könige, der keine Anstalt macht, sie mit äußerlichen Ehren zu bezahlen, pfui über Dich! Bis dahin hattest Du genug gethan, Dich des Namens Foix und Deiner Mutter unwürdig zu zeigen, genug um einer lan-

gen und schweren Büßung bedürftig zu sein. Aber Dein entarteter Sinn vertrug noch mehr! Auch die letzte Hoffnung Deiner Mutter wußtest Du zu täuschen; als ich Dich hinweggewiesen hatte von der Schwelle Deines Vaterhauses, und Deine Schritte hierher nach dem Hause Gottes gerichtet sah, da hoffte ich, Du würdest wenigstens die Kraft der Reue und Buße zeigen, welche meinem Kinde, das ich verloren, das aber doch mein gewesen, eigen sein müsse. Wie täuschte ich mich! Der Galan niedrigeren Ranges, wahrscheinlich der ächte Liebhaber neben dem hochgestellten — ich hätte mich ehedem geschämt, Dergleichen nur denken zu müssen von wildfremden zügellosen Weibern, und muß es jetzt aussprechen vor dem Weibe, das ich selber geboren! — der Galan folgte ihr schon auf dem Fuße, es war darauf abgesehn, im Vaterhause das schamlose Treiben fortzusetzen, und da sich dies verschloß, und das Gotteshaus sich nicht zugänglich erwiesen hatte, so versucht sie eiligst zu entweichen, ehe noch dem Galan das Rendezvous abgesagt worden ist. Ueber Mauern und durch Fenster kletternd, im Hause Gottes, in der ersten Nacht,

welche die reuig Geglaubte darin zubringen will, sucht er sie auf, die Verworfene! Ich selbst, von Gott so hart gestrafte Mutter, muß ihn überraschen! Dies ist Dein Leben, unseliges Kind meiner Schmerzen, und wenn Du vor diesem Spiegel zum Tode erschrickst, wie Dein Antlitz und Dein zitternder Leib zu verkünden scheinen, so werde ich Gott danken, daß er Dich und mich erlös't habe!

Damit wendete sich die alte Gräfin von Foix zum Hinweggehn, und die Hand der bebenden Chimene ergreifend nahm sie keine Kenntniß davon, daß Françoise mit einem Laute entsetzlichen Schmerzes zu Boden stürzte, und mit der Länge des Leibes aufschlug auf den steinernen Estrich des Gemaches. Sie schien es auch nicht zu bemerken, daß Chimene ihre Hand zurückstieß und im Zimmer blieb, sondern ging hinaus und warf die Thür in's Schloß, daß es weithin schallte durch die Kreuzgänge der Abtei.

8.

Chabot de Brion hatte den folgenden Tag mit nur zu zweifelloser Sicherheit erfahren, daß die Gräfin Chateaubriant lebensgefährlich erkrankt darnieder liege. Sie habe sich im Fallen nicht nur schwer verletzt, sondern sie sei auch von einem so furchtbaren Nervenfieber ergriffen, daß sie von den rasendsten Phantasieen gepeinigt fortwährend besinnungslos und vom Tode oder einer Verstandeszerrüttung bedroht sei.

Margot erzählte ihm dies unter solchem Schluchzen, daß er an der Wahrheit nicht zweifeln konnte, ja sie setzte von Seiten Florentin's hinzu, daß dieser über die Lieblosigkeit der Gräfin von Foix tief entrüstet, und nun ganz auf die Seite Françoisens getreten sei, Herr de Brion würde ihn heute sogar verpflichten, wenn er sich zu ihm in die Abtei bemühn

wolle, um für den freilich unwahrscheinlichen Fall der Genesung Françoisens Rücksprache zu nehmen, und desfallsige Nachrichten für den König zu besprechen. Chabot de Brion, ein noch unverdorbenes Herz, vergaß über Krankheit der Gräfin alles Uebrige, und eilte zu Florentin, dem es denn auch wirklich gelang, sein Benehmen am Tage vorher leidlich zu rechtfertigen, besonders dadurch daß er Brion zugestand, er sehe sich jetzt getäuscht in seinen Vorstellungen von Charakter und Lage der jungen Gräfin, und glaube nicht mehr, daß ein Zurückdrängen derselben in die alten, so gefährlich für sie ausgehenden Verhältnisse rathsam und möglich sei. Im Gegentheile schiene ihm für den Fall einer Genesung unerläßlich, daß die Gräfin sich nachdrucksvoll geschützt sähe gegen ihren Gemahl und gegen ihre Mutter, und wenn der König nach dem bevorstehenden Tode der Königin Claude vom heiligen Vater eine Scheidung erlangen könne, so würde dies der unglücklichen Frau unfehlbar die sicherste Stütze zur Wiedererlangung der Gesundheit werden. Herr de Brion möge dies dem Könige vorstellen, und ihn, der als Priester bis jetzt

streng und vorsichtig habe handeln müssen, Seiner Majestät als einen Mann empfehlen, der nun nach so heftigen Anzeichen bereit sei, die Gräfin von einer ihr so gefährlichen Vergangenheit lösen zu helfen. Er sei zu diesem Ende bereit, Herrn Brion allwöchentlich genaue Nachricht vom Zustande der Gräfin zukommen zu lassen, und, falls sich dieser bessere, Verhaltungswinke vom Könige und Herrn Brion entgegen zu nehmen.

Chabot de Brion, jung und gut genug, um uneigennützig zu sein, faßte nur in's Auge, daß der Gräfin alle mögliche Hilfe bereitet werden müsse, und bat nur, die Unglückliche vor seiner Abreise nach Paris noch einmal sehen zu dürfen. Obwohl dies Florentin nicht wünschenswerth schien, so verweigerte er es doch nicht, und führte ihn, nachdem Margot über die Thunlichkeit des Eintrittes befragt worden, in das Zimmer, dessen verhängnißvolles Fenster jetzt verhüllt war, und in dessen dunkelstem Winkel jetzt die vor Kurzem noch so schöne Frau durch Röthe und Krampf entstellt und der Besinnung unmächtig auf dem Bette lag. Chimene saß neben ihrem

Haupte, Margot, verweinten Antlitzes, stand neben dem Lager, und sah angstvoll in das Gesicht der nun wirklich herzugerufenen Martha, ob Hoffnung vorhanden und was anzuwenden sei gegen die hitzige Krankheit.

Brian litt große Pein: die Gräfin, obwohl die Augen offen haltend, erkannte Niemand, und sprach nur von François, ihrem herrlichen Könige, ihrem geliebten Herrn — traurig ritt er noch selbigen Tages gen Paris. Ein wilder Schneesturm flog durch das Thal der Arriège, als er auf jener Höhe angekommen war, von welcher die Gräfin und Baptiste die Schluchten und Berge von Foix betrachtet hatten. Vom St. Sauveur herab rauschte der Winterschnee wie ein Leichentuch über das hohe, gethürmte Schloß, über die tiefe Abtei und das dunkle Städtchen.

Baptiste war bei ihm, und hielt auf dieser Höhe sein Roß an, um noch einmal zurückzuschauen. Der Schnee fiel so dicht, daß er bald den forteilenden Seigneur und dessen Geleite nicht mehr sah, die winterliche Einsamkeit übermannte ihn, er wendete sein Roß zurück, hinab nach Foix, um dort in eine

Schmiedewerkstatt einzutreten, und das Schicksal seiner Herrin abzuwarten.

Es war in damaliger Zeit, welche noch eines ausgebildeten Postwesens ermangelte, besonders unter den höher gestellten oder berufenen Ordens-Geistlichen ein systematischer Verkehr im Gange, welcher ihnen ein gewisses Uebergewicht selbst über den mächtigen Adel verlieh. Dieser unterhielt wohl mit Leichtigkeit eine rege Mittheilung in der Provinz, aber diese auch nur bei außerordentlicher und wichtiger Gelegenheit, während der geistliche Stand durch die wandernden Mönche, durch die Wallfahrer und durch ähnliche Verbindungsmittel, welche unter den zu höherer Leitung berufenen Klerikern ganz systematisch geordnet waren, in regelmäßigem Verkehr stand mit der ganzen christlichen Welt. Auf diese Weise hatte Florentin früher allwöchentlich Nachricht von der jungen Gräfin gehabt, um dann der alten Gräfin mitzutheilen, was er für dienlich erachtete, und auf diese Weise unterrich-

tete er jetzt allwöchentlich Herrn de Brion über die Entwickelung und den Gang der Krankheit, über das was sie äußerte, und über das, was er erwartete. Nachdem er wochenlang die Phantasieen Françoisens angehört, schien ihm de Brion nicht mehr gefährlich, und er war auch unbesorgt, daß Brion dem Könige nicht Alles mittheilen könne, theils weil das Verhältniß wie es eben lag und stand unverfänglich war auch für die still einhergehende Nebenbuhlerschaft Brions, theils weil er noch auf anderen Wegen den König benachrichtigen und bearbeiten ließ. Die Geistlichkeit mißtraute Guillaume Budé, welcher den Unterricht der höheren Wissenschaften leitete, so weit dieser vom Klerus nicht unmittelbar abhängig war, aber sie hielt sich eben deshalb in um so lebhafterer Verbindung mit ihm, mit kirchlicher Klugheit schließend, daß der Feind der gefährlichste sei, von dem man nichts wisse, und mit dem man nicht verkehre. Deshalb erhielt Budé, wenn auch nicht direkt von Florentin, ebenfalls zum Oefteren Nachricht über die Gräfin Chateaubriant; denn Florentin wußte, daß dieser gutmüthige Gelehrte ein einflußreicher Vermittler sei zwischen

König Franz und Françoise. Florentin, längst darüber mit sich einig, daß er beim Empfange Francisca's eine Thorheit begangen und diese um jeden Preis durch Wiedergewinn ihres Zutrauens auszulöschen habe, Florentin brachte in diesen Wintermonaten, während das Werkzeug seiner Pläne zwischen Tod und Leben schwebte, die Angelegenheit in Paris so weit zur Reife, daß ihm eine hohe Beförderung in Paris selbst gewiß war, wenn er diese Dame zur Macht am Hofe bringe, und für seinen ferneren Einfluß auf sie haften könne. Man nahm dabei wenig Notiz von ihrer Neigung zu philosophischen Religionsgesprächen, weil man eben durch den vorausgesetzten Einfluß Florentin's, der in Paris ihr Beichtvater werden konnte, Dergleichen gesichert wußte, und weil man jedenfalls durch eine geistreiche, neben dem Könige waltende Dame die bereits entschieden ausgebildete reformatorische Richtung der Herzogin von Alençon vom Könige abhalten wollte. Ob der etwas chimärisch klingende Plan, sie zur Gemahlin des Königs zu erheben, ernsthaft aufzunehmen und zu fördern sei, das ließ man vor der Hand auf sich beruhn,

und das mußte natürlich davon abhängen, wie eifrig oder nicht die erhobene Dame sich der bestehenden Kirche erweisen werde.

Während so in der Stille über sie verfügt wurde lag die Gräfin zwei Monate lang in einem hitzigen Fieber, dessen Ausgang nicht abzusehen war, und welches mitunter so heftige Paroxismen mit sich führte, daß die Vernichtung des Lebens zu befürchten stand. Aber die Politik rechnet auf Leben, wenn ihr Leben einträglicher scheint, und die Politik gewann ihr Spiel: die Jugendkraft der Gräfin überdauerte den Angriff der Krankheit. Als die Sonne wieder ihre ersten warmen Strahlen auf die Südwestseite der Abtei warf, und die ringsum steilen Höhen wieder so weit erstiegen hatte, um ihren breiten Glanz unten auf die Wiese vor Françoisen's Fenster zu werfen, ja bis in's Zimmer selbst, bis an's Bett der dem Leben wieder Gewonnenen zu kommen, da wurde die Seele der Genesenden wieder lebendig, und sie begann geordnet zu sprechen, und sah sich um nach ihrer Umgebung. Der Anblick Chimenens, die ununterbrochen bei ihr geblieben war, schien sie unangenehm

zu berühren. Wachte denn der Verdacht wieder mit ihr auf, dies unschuldige Kind habe damals das Geheimniß der Flucht verrathen, und die Mutter herabgeführt vom Schlosse? Hatte die Erwachende denn überhaupt nach so verwüstender Krankheit, welche das Gedächtniß für die letzte Lebensepoche zu schwächen pflegt, eine deutliche Rückerinnerung? Sie hatte diese nicht, aber auf überraschende Weise war Alles, was sie in den letzten Tagen vor ihrer Krankheit erlebt, thätig in ihr gewesen, unerwartete Neigungen und Abneigungen in ihr zu begründen. Es war als ob alles, was ihr vor der Krankheit begegnet, Samenkorn geworden und ohne Zuthun während der Unbewußtheit des Geistes aufgewachsen sei, ein wunderbar Beispiel, wie der menschliche Organismus, der auch während unsrer Gedankenlosigkeit geistig arbeitet, und dessen Thätigkeit während unsers Schlafes von Niemand bezweifelt wird, selbst während einer scheinbar alle Seelenwelt vernichtenden Krankheit gearbeitet, gefördert, gebildet und ausgebildet hatte. Und zwar mußte er von den feinsten Spitzen des Eindrucks ausgegangen sein, denn die Resultate wichen ab von dem,

was man hätte erwarten dürfen. Françoise hatte vor der Krankheit mit keinem Worte ausgedrückt, daß sie Chimenen mißtraue, und doch war ein Verhältniß scheuen Mißtrauens in ihr aufgewachsen; Françoise hatte ferner die deutlichsten Beweise des Abscheu's vor Florentin an den Tag gelegt, und doch war jetzt ein Wohlwollen zärtlicher Art für diesen bedenklichen Menschen in ihr vorhanden; sie war in kindlicher Scheu und ergebener Furcht vor ihrer Mutter zusammengestürzt, und erwachte jetzt mit einer so eisigen Gleichgültigkeit gegen dieselbe, daß sie mit keinem Worte nach ihr fragte, und daß sie, da nach Verlauf von Wochen der Mutter erwähnt wurde, theilnahmlos zuhörte, als sei von einer wildfremden Person die Rede. Noch mehr: sie fragte mit vollständiger Unbefangenheit nach dem Könige, und wie er seinen Antheil ausgedrückt habe an ihrer gefährlichen Krankheit, ja ob er nicht einmal da gewesen sei, um selbst nach ihr zu sehen.

Florentin war entzückt. Er hatte sich darauf gefaßt gemacht, es würde der feinsten Ueberredungskünste bedürfen, die Gräfin wieder in diese Bahn zu lenken, besonders nach einer so erschöpfenden Krankheit, nach

welcher die Sinne, ein so gewaltiges Hilfsmittel für moralische Hingebung, schweigen würden. Mit Erstaunen sah er, daß ein schmachtender Zug allem Andern voraus diesen noch schwachen, schönen Körper beherrsche, und daß nach den ersten Spaziergängen auf die sonnige Wiese hinab an warmen, alles Leben aufweckenden Märztagen dieser schmachtende Zug alle Pulse des rasch wieder aufblühenden Weibes erfülle. Sie erschien ihm wie eine Braut, die alle Freuden der Liebe ahne, und die in bräutlichem Stolze diese Ahnungen gar nicht zu verhüllen trachte! Er hatte Mühe, sich zurecht zu finden! Und doch war ihm Eins deutlich genug: diese aufblühenden Wangen, diese meist gesenkten und dann so tief aufglühenden dunkeln Augen, dieser oft leise geöffnete Mund, der sich täglich höher röthete über den kleinen frisch glänzenden Zähnen, dieser Schmelz, der auf Schultern und Arme wiederkehrte, alles das war so wenig als früher ihm, dem sie jetzt freundlich lächelte, auch nur einen Augenblick zugedacht, es blühte eben darum so rasch wieder auf, weil es einer entschiedenen Neigung entgegenblühte wie einer aufgehenden Sonne. Deshalb

hütete er sich auch wohl, seine eigne sinnliche Freude nur im Mindesten wahrnehmen zu lassen, er hielt sich für hinreichend gewarnt, um noch einmal einer Wallung zu Liebe Alles auf's Spiel zu setzen. Ein Mönch nach dem andern trug dagegen die zuversichtlichsten Nachrichten nach Paris, ja er sah sich bald auf dem Punkte, der so wunderbar plötzlich entschiedenen Francisca Vorsicht und Zögerung anzuempfehlen. Denn mit tiefer Geringschätzung wies diese jedes schüchterne Wort Chimenens zurück, welche zuweilen Besorgnisse äußerte, und Furcht ausdrückte vor hohen, herausfordernden Stellungen im Leben. Die Gräfin war wie entrückt aller irdischen Rücksicht, und ging in den Plänen bald viel weiter als Florentin für gut hielt. Diesem war es sehr darum zu thun, nur unter wohlverbrieften Bedingungen in dieser Sache vorzuschreiten, und je rücksichtsloser die Gräfin die Zukunft hingab, desto vorsichtiger äußerte er sich nun in den Briefen nach Paris, desto bestimmter drang er nun darauf, daß genau verzeichnet werde, wozu der König sich verpflichte für den übeln Fall, daß eine Erhebung Francisca's zur Gemahlin unübersteigliche

Schwierigkeiten finde, und daß eine solche Schrift als unumstößlich gültiger Kontrakt vom Könige unterschrieben und zur Aufbewahrung im Archive der Genofeven-Abtei ihm eingehändigt werde.

Sie lächelte, wenn er ihr nur annähernd davon erzählte, denn er hatte gar nicht den Muth, so verwirrte sie ihn mit ihrer Anschauungsweise, ihr etwas Bestimmtes und Genaueres darüber mitzutheilen. Und doch wußte er genau, daß eine solche Sicherung für ihre Zukunft unerläßlich sei, und es versicherten ihn seine Korrespondenten in Paris, des Lebens und der menschlichen Charaktere tief kundige Kleriker, daß mit dem Könige Franz ein fest verbrieftes Abkommen durchaus nöthig bleibe. Von Tage zu Tage nämlich zeigte sich immer deutlicher, daß der leichtsinnige Wechsel, die gedankenlose Vergeßlichkeit eine Grund-Eigenschaft dieses Königs, nicht bloß eine Eigenschaft seiner Jugend sei. Er hat viel Gutes in und an sich, hieß es immer wieder, aber er hat keine Treue. Deshalb beharrte Florentin auf der Forderung eines festen Kontraktes, und nahm sich vor, Françoise nichts davon wissen zu lassen.

So standen die Sachen in der Mitte des Monats März, und Florentin schickte diesmal, denn die Frucht schien ihm nun völliger Reife nahe, einen Reitenden an Chabot de Brion mit den bestimmtesten Forderungen und der bestimmten Versicherung, die Gräfin Chateaubriant werde jetzt unzweifelhaft dem Könige folgen, wenn er sie einholen wolle wie seine Geliebte und Braut. Letzteres war Florentin von großer Wichtigkeit: es war nicht zu berechnen, wie lange noch Françoise mit dem Aufenthalte in der Abtei sich begnügen werde, sie fragte täglich, ob König Franz nicht bald komme, und es wäre ihm sehr mißlich gewesen, sie noch einmal gegen ihren Willen zurück zu halten. Doch hätte er um keinen Preis geschehn lassen mögen, was gewiß in Kurzem geschehn wäre: daß sie sich allein nach Paris begeben hätte. Als schlauer Handelsmann wußte er, wie sehr dadurch ihre anspruchsvolle Stellung erniedrigt worden wäre.

Um Brion's aufrichtige Vermittelung blieb er unbesorgt: eine so einfache romantische Neigung war leicht auszurechnen in ihren Wendungen. Sie traf zusammen mit Brion's Hingebung für den König und

mit der Hoffnungslosigkeit in Betreff Françoisens. Florentin war geübt genug, dem jungen Seigneur überzeugend darzustellen, daß der Gräfin Liebe zu König Franz über alle Vorstellung und Schranken gehe, nur in Erfüllung dieser Liebe habe er Aussicht, die Gräfin jemals wieder zu sehn, und nur jenseits der Erfüllung dieser Liebe habe er Seitens der Gräfin eine freundliche Beachtung seiner eignen Anhänglichkeit zu erwarten.

Chabot de Brion benahm sich denn auch, wie Florentin erwartet: er hatte keinen ausgebildeten Plan, als ihn der König nach Fontainebleau rufen ließ und zum ersten Male wieder dringend um die Gräfin befragte, aber er liebte den König, er wollte Françoisens Glück, er war noch ziemlich unverdorben und wahr, die Fragen des Königs selbst rissen ihn fort, er sagte die Wahrheit, und wirkte damit um so tiefer auf den König, je zögernder und unwillkührlicher er sie sagte, je mehr er selbst erschrak vor den lichterloh ausbrechenden Flammen der königlichen Passion.

In der Abtei trieben unterdessen Françoisens entschiedene Hingebung an ihr Ideal und eine Woche

später zwei Ereignisse das Verhältniß nach dem nämlichen Ziele: ein reitender Bote brachte nämlich einerseits einen Brief an die Gräfin Chateaubriant, und die alte Gräfin von Foix andrerseits folgte zum ersten Male einer überwältigenden mütterlichen Regung, und stieg von ihrem Schlosse hinab zur Abtei, um ihre Tochter wiederzusehn.

Es war ein lieblicher Vormittag, die Luft wehte warm von einem leicht bedeckten Himmel, den die durchschimmernde Sonne jeden Augenblick durchbrechen zu wollen schien; vom St. Sauveur herab rauschten die Wasser geschmolzenen Schnees in zahlreichen Kaskaden. Gräfin Françoise in leichtem weißen Kleide saß am offenen Fenster, und sah nach der Wiese hinab, auf welche einige Rehe herausgetreten waren, die ersten Grasspitzen des Frühlings aufzusuchen. Da ward ihr durch Margot ein Brief überreicht. Er lautete folgendermaaßen:

„Es ist eine Bitte der Verzweiflung, Madame, die sich hiermit an Sie wendet. Sie allein in ganz Frankreich können uns helfen, denn auf Ihr Fürwort allein wird der König uns erhören. Mein

Vater, Johann von Poitiers, Graf von St. Vallier ist unseligerweise in den Aufstand des Connetable von Bourbon verwickelt worden, und der harte Kanzler Duprat hat ihm ein Todesurtheil sprechen lassen. Alle Bitten meines Gemahls, meiner Verwandten und zahlreicher Pairs des Reichs sind abgeprallt an dem ehernen Willen des Königs, er verweigert den Gnadenspruch, er will meinen Vater hinrichten lassen, meinen Vater! Denken Sie meine Qual, meine Verzweiflung. Die Herzogin von Angoulême hat mein Flehen zurückgewiesen, die Herzogin von Alençon hat umsonst ihren Bruder gebeten, es giebt keinen Menschen in Frankreich, der uns retten könnte als Sie, denn der König liebt nur Sie. Retten Sie uns, solche That der Barmherzigkeit wird Ihre Liebe segnen.

Diana de Brezé."

Und Françoise schrieb auf der Stelle zwei Zeilen an den König, er möge einer liebenden Tochter den Vater schenken, und schrieb dieser Tochter, sie möge diese Zeilen dem Könige überreichen. Eben war sie damit fertig, und hatte Margot die zusammen gefal-

teten Papiere für den Boten gegeben, als die Thür aufging, und die Gräfin von Foix mit Chimenen eintrat. Françoise, einen Augenblick von übler Erinnerung und von dem Gedanken erregt, daß die Mutter, die harte Ursache ihrer Krankheit, nicht ein einziges Mal zu ihrem Schmerzenslager gekommen sei, im nächsten Augenblicke aber von einem Reste kindlicher Neigung und von dem Strome der Stimmung, welchen der Brief über sie gebracht, überwältigt, ging ihr entgegen, hielt ihr die Hand hin, und sprach: Du willst Dich mit mir versöhnen, Mutter, und ich danke Dir dafür!

Solche Worte aus dem Selbstgefühl eines Glücks entsprungen, welches alle Frage und Untersuchung stolz hinter sich geworfen, waren nur geeignet, die sanftere Regung der alten Gräfin auf der Stelle wieder zu vernichten. Indessen blieb sie doch der wohlwollenden Absicht ihres Besuches noch so weit eingedenk, daß sie nur erwiderte: „Dich versöhnen? Eine Mutter vergiebt, wenn sie ihr verirrtes Kind bestraft sieht.“

Was hast Du mir zu vergeben?

„Françoise!“

Du hast mich mit lieblosen Worten an den Boden und in schwere Krankheit geworfen —

„Dein Gewissen hat Dich dahin geworfen!“

Mein Gewissen? Ja, es war verwirrt, weil alle Welt so heftig und so verschieden in mich hinein sprach. Jetzt ist es ruhig; lassen wir die Vergangenheit abgethan sein.

„Wohl Dir, wenn Dir die Prüfung so wohl gediehen ist, ich hoffe, Du wirst nun auch thatsächlich Dein Leben in's alte Gleis der Ordnung bringen; ich habe einen reitenden Boten unten gehört, der die Sprache des Nordens redet; ich freue mich, wenn er vom Schloß Chateaubriant kommt, und Du im Begriff stehest, Verzeihung Deines Gemahls und Frieden mit ihm zu erhalten.“

Er kommt nicht vom Schlosse Chateaubriant, und ich habe nicht die Verzeihung eines Mannes zu suchen, der mich gemißhandelt hat, und den ich nicht liebe —

„Françoise!“

Der Bote kommt aus der Normandie vom Schlosse

des Seneschal de Brezé, dessen Tochter mein Fürwort beim Könige für ihren zum Tode verurtheilten Vater in Anspruch nimmt.

„Was hast Du mit dem Könige zu thun?“

Ich habe ihn gebeten, der unglücklichen Tochter das Leben des Vaters zu schenken —

„Was hast Du mit dem Könige zu thun?“

Ich liebe den König, und der König liebt mich.

„Ist das — Deine Besserung?“

Ich befinde mich wohl.

„Du bist von Sinnen! Die entfernteste Berührung mußt Du vermeiden, den Namen nicht mehr aussprechen, Deinen Namen nicht mehr vor ihm aussprechen lassen, wenn Du genesen willst!“

Ich bin nicht krank, Mutter!

„Schweig, Du redest und handelst kindisch, und es that Noth, daß ich herabstieg, um für Dich zu handeln. Heute noch kannst Du in's Schloß hinaufziehn, damit ich sicherer für Dich sorgen kann — hat der Bote schon Antwort?“

Er hat Antwort.

„Eile hinunter, Chimene, und fordre sie zurück, ich werde Antwort schreiben!“

Nicht doch, der Brief war an mich, und von mir wird die Antwort erwartet.

„Eile Chimene, eh' es zu spät wird, Deine Antwort ist thöricht! Es ist zu antworten, daß die Gräfin Chateaubriant mit dem Könige von Frankreich nichts zu schaffen habe und nichts zu schaffen haben wolle“ —

Das wäre die Unwahrheit, Mutter — bleibt, Fräulein von Infantado!

„Die Unwahrheit?!“

Ich habe Dir ja gesagt, daß ich den König liebe und daß er mich liebt —

„Sprich solche frevelnde Worte nicht mit so herausfordernder Gleichgültigkeit, wenn Du denn noch nicht das Schamgefühl hast, sie zu verbergen. Wenigstens ist die Zeit vorüber, daß solche verbrecherische Neigung durch Worte oder Verkehr genährt werde —“

Sie ist nicht verbrecherisch diese Neigung, und sie wird im Gegentheile jetzt erst offen —

„Nicht mehr verbrecherisch? Ist die Königin begraben? Graf Chateaubriant todt?“

Für mich ist er todt. Du verstehst mich nicht, Mutter, sprechen wir von andern Dingen.

„Wehe Dir, wenn Du bei Sinnen bist, und ich Dich verstehe! Wehe Dir, wenn —“

Hier wurde die alte Gräfin unterbrochen durch ihren Haushofmeister Guernard, welcher eintrat und berichtete: Es sei eine unmittelbare Gesandtschaft des Königs von Frankreich im Schlosse von Foix angekommen, und wünsche der Gräfin von Foix vorgestellt zu werden. — Die alte Gräfin — ihrer Tochter, wie sie glaubte, auch später noch sicher — wendete sich nach der Thür, und man sah in diesem durch Rede und Plan zum ersten Male belebten bleichen Antlitze eine Abfertigung der königlichen Gesandtschaft aufsteigen, wie sie Bonnivet sicher nicht erwartet hatte. Bonnivet nämlich stand an der Spitze jener Gesandtschaft. Ehe die alte Dame indeß bis auf den Kreuzgang hinaus kam, trat schon wieder eine neue Botschaft in's Zimmer, und zwar gebracht durch Florentin selber: Ein Abgesandter des Königs von Frank-

reich bitte um Gehör bei der Frau Gräfin Françoise von Chateaubriant —

Er werde abgewiesen auf der Stelle! rief die Gräfin von Foix, an der Thür sich umwendend — und ich begreife Euch nicht, Priester Florentin, daß Ihr da noch ein Ankündigen erhebt, wo nur —

In einer Viertelstunde, Frau Gräfin von Foix, werd' ich auf Schloß Foix Euch meine Rechtfertigung vorlegen; handelt nicht eilig mit der Gesandtschaft des Königs, denn Euer Sohn Lautrec, der eben an mich geschrieben, bittet Euch dringend, dem Könige dankbaren und freundlichen Sinn zu zeigen, wie ihm der König seit Monaten einen freundlichen Sinn zeige, obwohl er ihm das schönste Heer und schönste Land nicht ohne Schuld verloren.

Mein Sohn Lautrec möge sorgen, daß er keiner Gunst mehr bedürfe — ich erwarte, Priester, daß Du hier die Thüren schließest, und mir auf dem Fuße folgest.

Dies sagend schritt sie den Kreuzgang hinauf, und sah mit Erstaunen, daß dieser Vorderhof der Abtei von den Klosterknechten geschmückt wurde, als bereite

sich eins der großen Kirchenfeste vor. Schwere Teppiche hingen bereits von den Gallerieen der Kreuzgänge, mit Baumzweigen wurde der Boden belegt, das große Eingangsthor war geöffnet, und von ihm aus über den ersten Hof bis zur marmornen Freitreppe, welche nach dem Kapitelsaale der Abtei im Mittelgebäude führte, und die Freitreppe selbst hinauf lag ein Fußteppich, als ob der Erzbischof erwartet würde. Ja hinter den großen Fensterthüren des Kapitelsaales, welche auf die Freitreppe und den Vorderhof gingen, glaubte sie den Abt selbst in großem Ornate einherschreiten zu sehn mit einem weltlich gekleideten Manne, den sie nicht erkennen konnte hinter dem vorschreitenden stattlichen Leibe des Abtes. Es befiel die alte tapfre Frau eine ihr ungewöhnliche Angst, die Angst des Alters, die Angst der Unzulänglichkeit für geheimnißvolle Angriffe, welche undeutlich, unkenntlich für altersschwache Kräfte von allen Seiten auf sie eindrängen; sie hatte keine klare Vorstellung von dem was drohte, sie empfand nur bis in's Innerste die Drohung, und sie war zu stolz und zu eilig, um bei Nebenpersonen nach den Ursachen solcher

Vorbereitung zu fragen. Ein Vorgefühl sagte ihr, als Herrin des Landes werde sie auf ihrem Schlosse den officiellen Zusammenhang erfahren, und als Herrin befehlend darüber entscheiden müssen.

Aber auch Florentin fühlte sich gedrängt und übereilt, und zwar durch die Gräfin von Foix, von welcher er störenden Einspruch befürchtete in das, was sich vorbereitete, einen Einspruch, den er beschwichtigen zu können hoffte durch persönliche Ueberredung. Deshalb sprach er nur mit halben und eiligen Worten zu Françoise: daß des Königs Vollmacht eingetroffen sei, und daß sie die kontraktliche Form derselben ohne besondere Prüfung hinnehmen dürfe, weil er selbst den Inhalt genau vorher erwogen und ausbedungen habe. Françoise verstand nichts von alle dem, als daß der König sende, und daß die Vollendung ihres Schicksals nahe sei. Florentin, der ein liebendes Weib am Ende doch nur nach gemeinen Verhältnissen berechnete, weil sein Herz oder seine Erfahrung nichts Höheres kannte, Florentin konnte nicht voraussehn, daß er all seine Vorsorge und all seine Eroberung für das weltliche Wohlergehn Françoisens

auf's Spiel setze, wenn er nicht zugegen und thätig oder im Nothfalle hinderlich sei bei Ueberreichung des so mühsam vorbereiteten Kontrakts. Er hielt sich also nicht auf, sondern eilte nach dem Schlosse, wo er seine Nähe für die störrige alte Dame nöthiger glaubte. So verließ er Françoise in dem Augenblicke, da der Abt bei ihr eintrat, um sie abzuholen nach dem Kapitelsaale. Denn dort sollte ihr die Botschaft des Königs überreicht werden.

Chabot de Brion und einige Ritter des Königs harrten ihrer dort, und der erstere, dem eine leichte Melancholie Auge und Stirn zu verschleiern schien, näherte sich ihr unter ehrerbietigeren Formen, als dies früher geschehen war, und entledigte sich unter einer gewissen Feierlichkeit des Auftrages, mit welchem ihn der König betraut habe. Es hielt die Rede, welche er vortrug, und welche genau vorgeschrieben zu sein schien, mit großer Feinheit die Mitte zwischen einer formellen Brautwerbung und einer schmeichelhaften Einladung, an's Hoflager des Königs zurückzukehren, des Königs — und dies war unumwunden ausgesprochen — der sie liebe, und der ihr die Ehren zu

erweisen wünsche, welche sein Herz und ihr hoher Werth ihn drängten, der Dame seines Herzens und der schönsten wie begabtesten Frau des Königreichs zu erweisen. Dies Dokument — setzte er hinzu, indem er ihr eine zusammengefaltete Schrift überreichte — sichert Euch, gnädigste Frau, die Zukunft auch für den unwahrscheinlichen Fall, daß weltliche oder kirchliche Hindernisse sich unübersteiglich zeigen sollten.

Françoise entfaltete das Papier und las. Eine hohe Röthe stieg auf ihr Antlitz, und als sie kaum die Hälfte der Schrift durchflogen, sah sie davon auf, und rief:

Wer hat die Schrift verfaßt?

Eure besten Freunde, erwiderte hastig der Abt, der die sichtbare Unzufriedenheit der Dame einer Ursache zuschrieb, welche der wirklichen Ursache ganz entgegengesetzt war — und Ihr mögt sicher sein, daß alle möglichen Wechselfälle der irdischen Welt und Gunst darin zu Eurem Vortheile reiflich vorgesehn und bedacht sind.

Dann bin ich sehr zu beklagen, daß meine besten Freunde so unwürdig für mich gesorgt. Aber ich

habe Gott sei Dank einen Freund, der alle überragt: es ist der König; zwischen ihm und mir bedarf's keines Vertrags über die Sorgen meiner sonstigen Freunde, und ich genieße bereits einer Gunst und eines Vortheils, die keines Vertrags bedarf: ich liebe den König!

Bei diesen Worten faßte sie das Dokument mit beiden Händen, und ehe der Abt, dessen schweres Verständniß nicht zeitig genug den Ausgang vorhersah, ihr mit einem Schreckensrufe in den Arm fallen konnte, hatte sie die Schrift zerrissen.

In diesem entscheidenden Augenblicke wurde aber auch alle Aufmerksamkeit von außen her in Anspruch genommen: die Glocken der Abtei erklangen mit einem Male allesammt, und ein volles Trompetengeschmetter drang durch den Haupteingang der Abtei, einem gewölbten Thore, welches den geöffneten Glasthüren des Kapitelsaales gerade gegenüber lag. Alle Blicke richteten sich dahin, und man sah eine Schaar Trabanten in den Hof einreiten, welche auf hohen Pferden die Trompeten bliesen, daß es in dem von offenen Kreuzgängen eingeschlossenen Hofe schallte wie

der Ruf zum jüngsten Gerichte. Ihnen folgten Herolde mit himmelblauen Wappenröcken, von denen die goldnen Lilien blitzten, und hinter den Herolden hoch auf schwarzem Rosse erschien blühenden Aussehns und prächtiger Miene der König Franz, dem so viel stattliche Reiter folgten, daß der Hof, bis an die Freitreppe mit berittenen Rossen erfüllt, sie nicht fassen konnte. Françoise sah ahnungsvoll von der Mitte des Saales hinab, als die blasenden Trabanten erschienen, und bemerkte es nicht, daß durch alle Thüren des Kapitelsaales die Prälaten eintraten und rings den Raum erfüllten einfarbig aber prächtig mit ihren violetten Talaren, sie sah aber mit steigender Spannung die Herolde mit den wohlbekannten Wappenzeichen einreiten, sie erzitterte vor Freude, als, nachdem sich diese Vorreiter seitwärts an den Bogen der Kreuzgänge geordnet, das glänzende schwarze Roß im Thorgewölbe sichtbar wurde — er ist's! er ist's! mein König François! rief sie jubelnd und eilte bis an die Glasthüren der Freitreppe. Dort blieb sie einen Augenblick bebend, wie überwältigt von Freude stehen; der König sah sie, er winkte ihr mit beiden

Händen, sprang vom Rosse und eilte die Treppe herauf. Sie aber, hingegeben an Glück und Freude, breitete die Arme aus, flog ihm entgegen und sank vor Aller Augen auf dem Balkon der Treppe in seine Arme. Die Trompeten schmetterten, die Glocken läuteten, und die zahlreichen Begleiter, welche hinter dem Könige einritten, schwenkten ihre Barets und riefen fröhliche Worte dazu. Sogar Jacques, der Rabe, welcher auf dem Kreuzgang-Bogen des ersten Stocks gesessen, und durch den plötzlichen Lärm aufgestört war, flog kreisend über den Reitern und dem schönen Paare im Hofe umher, und schrie heftiger als jemals „François! François!"

Der König führte Françoise in den Saal, und machte dem sich zum Reden anschickenden Abte eine freundliche Handbewegung, die entweder ausdrückte, es sei die Förmlichkeit nicht nöthig, oder er möge warten, bis der Lärm sich gelegt. Der Abt, einigermaßen in seiner Fassung gestört dadurch, folgte dem eintretenden Paare auf dem Fuße, und bemerkte, daß der König gerade den Pergamentstücken zuschritt, welche am Boden lagen, und welche Ordnung und Sauber-

keit des Raumes beleidigten. Er machte also eine Anstrengung, dem Paare voraus zu kommen, und die Fetzen zu beseitigen. Dies ging nicht von statten, ohne daß der König, welcher die Versammlung der Prälaten grüßte, es bemerkt hätte, und sich ein Wenig niederbeugend zu dem mühsam beschäftigten Abte fragte er denn hastig „Was ist?“ Ehe aber der Abt so viel Haltung und Athem gewinnen konnte, ausführlich zu antworten und die entgegen gestreckten Pergamentstreifen zu erklären, hatte Françoise schon den König auf ihre Seite gezogen, und es war von der Freitreppe herauf Bonnivet in größter Hast und sehr erhitzt eingetreten, und hatte dem König leise, aber lebhaft etwas mitgetheilt. Diese Mittheilung schloß mit den Worten: zögert nicht, Sire, da kommt der Zelter!

Dies war das Pferd, welches Françoise mit dem Könige hinwegführen sollte: kaum aber hatte er sie darauf gehoben und mit einem leichten Purpurmantel, der auf dem Pferde bereit gelegen, ihre Gestalt von der Hüfte an eingehüllt, so erschien, wie Bonnivet voraus verkündigt, die alte Gräfin von Foix.

In jäher Hast schritt sie auf dem Teppich über den Hof der Abtei und richtete ihren Gang gerad' auf den König los. Dieser stieg eben an der Freitreppe auf sein Pferd — Halt, rief die Gräfin, und trat auf die ersten Stufen der Treppe, als wollte sie so hoch sein wie er, und streckte den langen magern Arm nach ihm aus, als wollte sie ihn greifen und halten — hierher steh, Franz von Valois, und gieb Rechenschaft —

Bonnivet, welcher dies vorher gesehn, war unmittelbar vom Könige zu den Trabanten geeilt, und hatte ihnen befohlen, zu blasen Fanfare auf Fanfare, daß kein menschlicher Ton hörbar bliebe auf dem Hofe der Abtei. Bei jenen Worten der alten Gräfin setzten sie dies in's Werk, und umsonst erhob nun die alte Frau ihre Stimme aus Leibeskräften, man sah nur mit Entsetzen, daß sie sprach, und ahnete, daß es ein Fluch sein möge gegen ihr Kind und gegen den König, die unbekümmert darum unter dem schmetternden Trompetenschalle hinausritten aus der Abtei.

Als ihre Gestalten unter dem Thorwege verschwanden, stürzte die alte Gräfin auf der Freitreppe

zu Boden vom Schlage gerührt um Zorn, Unmacht und Verzweiflung. Die Glocken läuteten ununterbrochen weiter, und hörten erst auf, als der königliche Zug über die Arriègebrücke gezogen, und jenseits derselben hinter der Höhe verschwunden war. Als man schon keinen Reiter mehr erblicken konnte, da sah man noch den Raben, welcher hoch in der Luft den Zug begleitete.

